This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

UC-NRLF
$B 187 430

Digitized by Google

256

THE LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

PRESENTED BY
PROF. CHARLES A. KOFOID AND
MRS. PRUDENCE W. KOFOID

Digitized by Google

Digitized by Google

Die

Frauen des achtzehnten Jahrhunderts.

Culturgeschichtliche Zeit- und Lebensbilder.

Von

H. Scheube,

Verf. von: „Aus den Tagen unserer Großväter" ꝛc.

Erster Band.

Von Ludwig dem Vierzehnten bis auf Friedrich den Großen.

RIJKSMUSEUM
BIBLIOTHEEK
AMSTERDAM

Berlin, 1876.
Wedekind & Schwieger.

Digitized by Google

Ueberſetzungsrecht vorbehalten.
Nachdruck verboten nach Reichsgeſetz No. 19 v. 11. Juni 1870.)

Digitized by Google

Vorwort.

Gleich dem Leben des einzelnen Menschen scheint jedes Zeitalter einem bestimmten innern Gesetze zu gehorchen, das der Geschichte ihren Gang vorschreibt. Jedes Jahrhundert hat daher sein eigenthümliches Gepräge, seine charakteristischen Merkmale und typischen Erscheinungen, die es von anderen Epochen unterscheiden. Das achtzehnte Jahrhundert ist die Epoche der gewaltigen Aufklärungskämpfe, die, obzwar noch immer nicht ausgefochten, unsrer eignen Gegenwart ihren besten Inhalt geschaffen, das Leben erst des Lebens werth gemacht haben.

Fast mit dem gleichen Rechte können wir es aber auch das **Jahrhundert der Frauen** nennen, denn niemals, weder früher noch später, ist der Einfluß der Frauen ein so bedeutsamer gewesen, so sehr zu einem geschichtlichen Factor erwachsen, wie im achtzehnten Jahrhundert. Nicht allein in der Gesellschaft, im Salon, wie man heute sagen würde, sondern auch in Kunst und Wissenschaft, im Staatsleben, in der Entscheidung über Krieg und Frieden — im Guten und im Bösen steigt die Macht unsrer Urältermütter zu einer Höhe empor, wie dies vor- und nachher keine andere Periode der Geschichte gesehen hat. Die Frau war im achtzehnten Jahrhundert mehr oder weniger, vorzugsweise in Frankreich freilich, das leitende Princip, der herrschende Geist, die befehlende Stimme. Wie die Schicksalsgöttin waltete sie über die Zeit. Nichts entging ihren Blicken und ihrer Thätigkeit, auf Alles wußte sie bestimmend einzuwirken, auf Fürsten und Höfe, auf Dichter und Künstler, auf Forscher und Gelehrte, auf Staatsleben und öffentliche Meinung. Frauen standen, den Männern ebenbürtig, als Selbstherrscherinnen

M317576

Digitized by Google

an der Spitze großer Monarchien; Frauen gaben den Ton an im Denken und Fühlen, Frauen beschleunigten den Fall des alten Königthums, Frauen kämpften in den vordersten Reihen der Freiheitsstreiter, Frauen theilten die Irrthümer und Verbrechen der entarteten Revolution, Frauen wurden geächtet wie die Männer und fielen gleich diesen dem politischen Fanatismus zum Opfer, Frauen waren die emsigsten Pflegerinnen des neuen Lebens, das aus den Ruinen erblühte, eine Frau, eine edle, unvergeßliche Frau war es, an deren erhabnem Märtyrerthum das deutsche Volk sich aus tiefster Erniedrigung emporrichtete.

Vom Beginn des Jahrhunderts bis zu seinem Ende finden wir somit fast überall das weibliche Element als maßgebenden Einfluß, Frauen unter den Hebeln und Lenkern fast aller seiner Bewegungen, bei Allem, was da fällt oder steigt, bei dem Geist und der Schönheit wie bei der Frivolität und Unsittlichkeit des Jahrhunderts, fast immer ist es die Frau, die ihre Hände im Spiele hat, die im Guten die Initiative ergreift und das Schlimme zum Schlimmsten übertreibt — die Frauen und ihre Macht verleihen der Physiognomie des achtzehnten Jahrhunderts einen ihrer eigenthümlichsten Züge.

Dies im Nähern nachzuweisen, die Bedeutung eines historischen Momentes hervorzuheben, das, wie uns bedünkt, noch nicht die volle Würdigung gefunden hat, die ihm gebührt, ist der Zweck der nachfolgenden Skizzen. Wir sagen geflissentlich „Skizzen," weil das Werk sich keineswegs überhebt, eine Geschichte der Frauen des behandelten Zeitabschnittes überhaupt zu sein, sondern aus der schier unendlichen Fülle und Buntheit der Bilder und Gestalten nur einzelne besonders charakteristische herausgreifen und zu zeichnen versuchen will, nach den besten und zuverlässigsten Quellen, die uns zugänglich waren, meist nach zeitgenössischen Mittheilungen und Denkwürdigkeiten, zum Theil nach Berichten, die nicht Jedermann aus dem Staube der Bibliotheken hervorsuchen kann. Gewährt somit unser Buch dem Gelehrten und Geschichtsforscher kaum irgend etwas Neues oder Neubeleuchtetes, so schmeicheln wir uns doch mit der Hoffnung, daß es dem größern Publicum, zumal der Frauenwelt, nicht blos einige Stunden mit flüchtiger Unterhaltung ausfüllen, sondern zu einer mannigfach belehrenden und anregenden Lectüre gereichen,

Digitized by Google

ihm allerhand Halbvergessenes in's Gedächtniß zurückrufen und in den geschilderten Figuren und Erscheinungen zugleich ein allgemeines Gemälde der Zeit vor Augen führen werde. Von einer auch nur annähernden Erschöpfung des Gegenstandes kann, innerhalb der räumlich einzuhaltenden Grenzen, leichtbegreiflich da nicht die Rede sein, wo von der Marquise von Maintenon bis auf die Königin Louise von Preußen sich ein so überquellender Reichthum von Frauengestalten und von mit ihnen näher und ferner zusammenhängenden Begebnissen, von Zeitbildern und Zuständen vor den Blick drängt. Wenn endlich den französischen Frauen eine vielleicht unverhältnißmäßige Beachtung gewidmet zu sein scheint, so erklärt sich dies einfach aus der Thatsache, daß, mindestens bis über die Hälfte des Jahrhunderts hinüber, Staat und Gesellschaft, Literatur und Wissenschaft ihre Impulse von Frankreich empfingen, das damals mit mehr Grund als heute von sich sagen durfte, daß es an der Spitze der Civilisation einherschreite.

Berlin, im Mai 1876.

H. Sch.

Digitized by Google

Inhalt.

Erstes Buch.

Vom siebenzehnten zum achtzehnten Jahrhundert.

Erstes Capitel.

Seite

Einleitender Rückblick. Charakter des siebenzehnten Jahrhunderts. Die Frauen in der französischen Gesellschaft. Ludwig der Vierzehnte und sein Hof. An der Schwelle des neuen Jahrhunderts . . . 3—24

Zweites Capitel.

Aus den Tagen der Regentschaft. Philipp der Zweite von Orleans und die Seinigen. Eine deutsche Frau am französischen Hofe . . . . . 25—78

Drittes Capitel.

Anfänge der Gesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts. Die Herzogin von Maine und ihr Hof in Sceaux. Aufkommen des Salons. Die ersten geistreichen Kreise in Paris . . . . . 79—94

Viertes Capitel.

Deutschland nach dem dreißigjährigen Kriege. Das vertrocknete Lutherthum und seine Zionswächter. Die sogenannten Religionsmenger und die Wittenberger Zeloten. Quietismus und Pietismus. Die frommen Gräfinnen im westlichen Deutschland. Eva von Buttlar und ihr schwärmerischer Unfug . . . . . 95—135

Fünftes Capitel.

Die deutschen Höfe zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts. Adel und Bürgerthum. Fürstinnen und Edelfrauen. Mutter und Tochter: Kurfürstin Sophie von Hannover und Königin Sophie Charlotte von Preußen . . . . . 136—183

Digitized by Google

Seite

Zweites Buch.

Aus den Tagen des Soldatenkönigs von Preußen und Ludwig's des Vielgeliebten von Frankreich.

Erstes Capitel.

Die ersten Jahrzehnte von Ludwig's des Fünfzehnten Regierung. Der Herzog von Bourbon und die Marquise von Prie. Maria Leczinska und ihre Kinder. Louise, die Carmeliterin 187—224

Zweites Capitel.

Die geistige Bewegung der französischen Gesellschaft. Die Frauen und die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts. Der Salon der Marquise von Lambert, „das Vorzimmer der Akademie." Frau Fontaine-Martel. Die lustigen Abende bei Frau Denis. Das Neuigkeitsbureau der Madame Doublet. Frau von Tencin . . . . . 225—246

Drittes Capitel.

Denker- und Dichterstillleben in Cirey. Voltaire und seine „göttliche Emilie." . . . . . 247—270

Viertes Capitel.

Die Geistesbildung der deutschen Frauen in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Adel und höherer Bürgerstand. Die Mode der Frauenkleidung von Ludwig dem Fünfzehnten bis auf Ludwig den Sechszehnten . . . . . 271—286

Fünftes Capitel.

Friedrich Wilhelm der Erste, der „Soldatenkönig" und seine geschichtliche Bedeutung für Preußen und Deutschland. Das Trauerspiel in seiner Familie. Die Königin Sophie Dorothea. Die Markgräfin Friederike Sophie Wilhelmine von Baireuth, ihre Denkwürdigkeiten und ihr Hof . . . . . 287—312

Digitized by Google

Digitized by Google

Erstes Buch.

Vom siebenzehnten zum achtzehnten Jahrhundert.

Digitized by Google

Digitized by Google

Erstes Capitel.

Einleitender Rückblick. Charakter des siebenzehnten Jahrhunderts. Die Frauen in der französischen Gesellschaft. Ludwig der Vierzehnte und sein Hof. An der Schwelle des neuen Jahrhunderts.

Die Geschichte der Menschheit ist ein untheilbares Ganze, ein Kreis ohne Anfangs- und ohne Schlußpunkt, und nur unser Bedürfniß, auf dieser Bahn der Unendlichkeit einzelne Rast- und Umschauetappen zu bezeichnen, setzt die Grenzsteine, mit denen wir die Strecken von hundert zu hundert Jahren von einander scheiden. Wie wir uns aber gewöhnt haben, nicht blos an jeden Generationswechsel die Hoffnung auf eine andere Gestaltung und Erfüllung des Lebens, auf die Wendung zu gedeihlicheren Zuständen und glücklicheren Ereignissen zu knüpfen, wie wir vielmehr meist schon die kurze Zeitspanne eines einzelnen Jahres mit einer gewissen tröstlichen Empfindung in das Alles verschlingende Meer der Ewigkeit versinken und den ihr nachfolgenden Tagen und Monden mit freudiger Erwartung entgegenzusehen pflegen — so fühlen wir uns desto mehr zu dem Glauben versucht, daß jene selteneren Säcularabschnitte zugleich auch bestimmte Geschichtsperioden eröffnen, neue Geistesbewegungen einleiten und der Culturentwicklung ein verändertes Gepräge aufdrücken.

Voltaire nimmt bis auf seine Zeit vier große Weltepochen an, darunter als vierte das siebenzehnte Jahrhundert, und es wird sich wider diese Schätzung Erhebliches nicht einwenden lassen, wenngleich bei seiner Classification des Geschichtsganges wesentlich nur das ästhetische Moment, nur die Stufe der Kunstblüthe als massgebendes Merkmal ins Auge gefaßt ist. Denn weittragende neue Ideen sind es, worin wir die Signatur des siebenzehnten Jahr-

Digitized by Google

hunderts zu erblicken haben; Ideen, die freilich noch auf lange hinaus das ausschließliche Eigenthum weniger überlegener Geister bleiben sollen, bereits jedoch die Keime der meisten jener welterschütternden Tendenzen enthalten, welche die größere Aera verewigen, deren charakteristische Erscheinungsfülle wir in einer ihrer interessantesten Aeußerungen zu veranschaulichen suchen werden.

Erlösung des menschlichen Denkens aus den Fesseln von Autorität und Tradition, Bruch des alten scholastischen Bannes, Erweiterung der Naturkenntniß auf dem Wege realer Beobachtung und Erfahrung, Vermittelung der Wissenschaft mit den Zwecken des praktischen Lebens, Anbahnung einer vernunftgemäßen Volkswirthschaft, Aufbau der bürgerlichen Gesellschaft auf natürlicheren Grundlagen — das waren die großen civilisatorischen Bestrebungen, die im siebenzehnten Jahrhundert ihren Ausgang nahmen und als allgemeine Strömung der Zeit in stärkeren und schwächeren Wellenringen sich nach und nach sämmtlichen Culturvölkern mittheilten. Bacon von Verulam, der, anstatt auf spitzfindige Abstraction, die Philosophie zuerst auf Beobachtung und Erfahrung zu erbauen trachtete; René Descartes, der Schöpfer der analytischen Geometrie, dessen philosophisches System in dem berühmten Satze von der Unzertrennlichkeit des Seins von dem Denken gipfelt; Baruch Spinoza, jener kühne jüdische Glasschleifer, der seine pantheistische Weltanschauung aus bestimmten Begriffen zu entwickeln sucht und der modernen Philosophie die Richtung anweist; John Locke, welcher die Gesetze des menschlichen Verstandes darlegt und die Pfade des Deismus findet; Pierre Bayle, der Vater des neueren Scepticismus, der mit scharfer Dialektik gegen den theologischen Lehrzwang zu Felde zieht und Recht und Sittlichkeit von den religiösen Glaubensmeinungen zu emancipiren bemüht ist; John Toland, der irische Freidenker, welcher unserm „Wolfenbüttler Fragmentisten" vorangeht, das Christenthum seiner Wunder zu entkleiden; Galileo Galilei, der unsterbliche Vertheidiger des Kopernikanischen Weltsystems; William Harvey, welcher den Kreislauf des Blutes ergründet; Otto von Guericke, jener gelehrte Bürgermeister Magdeburgs, der mit seiner Erfindung der Luftpumpe die gesammte Experimentalphysik umwälzt; Evangelista Torricelli, welcher Leben und Wissenschaft

Digitized by Google

mit dem Barometer bereichert; Isaac Newton, der geniale Entdecker des Gravitationsgesetzes, der Miturheber der Infinitesimalrechnung, der erste Künder der Farbenlehre, jener phänomenale Forscher, von dem die Inschrift auf dem ihm in der Westminsterabtei zu London errichteten Grabdenkmale mit Recht besagt: „Die Sterblichen werden sich beglückwünschen, daß eine solche und so große Zierde ihres Geschlechts gelebt hat;" Hugo Grotius, der ausgezeichnete Patriot und Rechtsphilosoph; Samuel Pufendorf, sein deutscher Schüler und Ergänzer; Gottfried Wilhelm von Leibnitz, mit einer geistigen Beweglichkeit und Vielseitigkeit ohne Gleichen hervorragend als Mathematiker, als Denker, als Nationalökonom, als Staats- und Weltmann, einer der bedeutendsten Gelehrten und Schriftsteller aller Zeiten und Völker; Christian Thomasius, der unerschrockene Feind der Dunkelmänner, von unvergänglichem Ruhme durch seine Bekämpfung von Folter und Hexenproceß — sie Alle fallen mit ihrem gesammten Wirken oder doch mit einem hauptsächlichen Theile desselben in das siebenzehnte Jahrhundert und breiten über dieses den ewigen Glanz ihrer leuchtenden Namen.

Wie mächtig und nachhaltig aber auch die Impulse sind, die sie gegeben haben, ihre Bedeutung blieb doch mehr abstracter und theoretischer Art, das eigentliche Herzblut der Epoche, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, sprudelte aus anderem Quelle. In Frankreich, unter den Auspicien eines mit seltenen Herrschergaben ausgestatteten Königs, zog sich der Brennpunkt wie des politischen so auch des geistigen Lebens, der europäischen Intelligenz zusammen; dort gestaltete sich die moderne Gesellschaft; von dort aus begannen die Ideen und Empfindungen internationales Gemeingut und für die Menschheit fruchtbar zu werden, welche England und Italien, Holland und Deutschland erzeugten; dort entwickelte sich zuerst der Einfluß des Elementes, das den besondern Vorwurf unserer Darstellung bildet: der Einfluß der Frauen, ein geschichtlicher Factor, welcher, noch immer bei Weitem nicht genug gewürdigt, zumal der Physiognomie des achtzehnten Jahrhunderts einen ihrer eigenthümlichsten Züge verleiht.

In Frankreich selbst allerdings mehr als sonst wo. In Frankreich stieg die Macht der Frauen, nicht allein in der Gesellschaft,

Digitized by Google

im Salon, wie man heute sagen würde, sondern auch in Kunst und Wissenschaft und sogar im Staatsleben, in der Entscheidung über Krieg und Frieden — im Guten und im Schlimmen, zu einer Höhe, wie sie, nach Schlosser's Ausspruch, vordem kaum Richelieu und Colbert ausgeübt haben. Die Frauen gaben den Ton an im Denken und Fühlen; die Frauen beschleunigten den Zusammenbruch der Monarchie; die Frauen standen in den vordersten Reihen der Revolutionsstreiter, der letzteren „Irrthümer, Verbrechen und Verdienste in vollem Maße theilend;" die Frauen wurden geächtet wie die Männer und fielen gleich diesen dem politischen Fanatismus zum Opfer; eine Frau war es, die jenen neunten Thermidor vorbereitete, welcher Robespierre's Schreckensdictatur ein Ziel steckte; eine Frau endlich, vor deren tapfern Feder selbst ein Napoleon sich nur durch Gewaltmasregeln schützen zu können glaubte. Wenden wir unsere Blicke daher zunächst gen Frankreich, nach dem Frankreich Ludwig's des Vierzehnten, wie sich die Blicke seiner Zeitgenossen nach Frankreich kehrten, als der Sonne, von welcher die Welt Licht und Leben empfing.

Blendend in der That ist das Schauspiel, das sich dort vor unseren Augen entrollt, so blendend, wie uns die Geschichte nur wenige Bilder zu zeigen hat. Jung, ausgezeichnet durch Vorzüge des Leibes und Geistes, mit dem ganzen Selbstbewußtsein seines Standes, erfüllt von dem Gedanken seines Erdengötterthums, von einer unübertroffenen Kunst der fürstlichen Repräsentation, der vollendete französische Cavalier des Ancien Régime, Meister im Tanzen, Fechten und Reiten, nicht großen, doch kräftigen und eleganten Wuchses, mit den ächt bourbonischen Gesichtszügen seines Vaters und den dunklen spanischen Augen seiner Mutter — so ist Ludwig, als er die Zügel des Reiches dem sterbenden Mazarin aus den Händen nimmt. Eine neue Ministerherrschaft hatte man erwartet, wie erstaunte darum Frankreich, „das seit Heinrich dem Vierten keinen wirklichen König gesehen," als der zweiundzwanzigjährige Monarch in allem Ernste und so unzweideutig als Selbstregent debutirte, daß er sich im Jagdanzuge und mit der Hetzpeitsche in das Pariser Parlament begab, um der altehrwürdigen Körperschaft begreiflich zu machen, wie im Staate fortan Niemandes

Digitized by Google

Recht gelte als das seinige! Wie bitter mochte sich die Schaar der Höflinge enttäuscht sehen, die von einer bunten Günstlingswirthschaft sich fröhliches Gedeihen verheißen hatte! Wie betroffen so manche unternehmungslustige Schöne, welche den jugendlichen Souverän, dessen Galanterie und Liebesempfänglichkeit bereits außer Frage standen, mit tändelnden Fingern das Scepter entwinden zu können wähnte! Wol ist auch unter Ludwig dem Vierzehnten der Einfluß der Frauen in Staat und Gesellschaft ein weitreichender gewesen, wol haben sie in seinem eigenen Leben keine kleine Rolle gespielt, wol läßt sich seine lange Regierung je nach den das Ruder führenden Favoritinnen in drei bestimmte Abschnitte eintheilen, wenn sie aber herrschen, so geschieht dies immer blos durch ihren königlichen Beschützer, niemals mit ihm oder gar über ihn. Erst, als den Monarchen Alter und Unglück gebeugt hatten, erst dann gelang es allmählich einem Weibe, nicht dem Namen, doch der That nach die Krone Frankreichs zu tragen.

Schmeichelnde Bewunderer haben Ludwig den Vierzehnten als den „Roi-Soleil" gefeiert, französische Geschichtschreiber ihn mit dem Beinamen des Großen geschmückt, und unstreitig trugen seine Persönlichkeit und Regierung den Stempel der Hoheit und Größe — damals, als seine Marschälle, die Condé und Turenne, von Sieg zu Siege zogen und in kurzen Monaten und Wochen ihm neue Provinzen eroberten; als er Straßburg noch nicht geraubt, noch nicht die Pfalz verbrannt, noch nicht Tausende seiner protestantischen Unterthanen blutigen Mishandlungen und der Verbannung preisgegeben hatte — als sein Volk noch nicht erdrückt und verhungert war von dem Glanze, mit welchem er Hof und Regierung erfüllte. Nach allen Richtungen hin strebt der junge König, die Hülfsquellen des Staates zu erweitern, „sein Reich zu regeln, zu kräftigen und zu verschönern." Vollendend, was Richelieu und Mazarin begonnen, bricht er die Macht des Adels und den Widerstand der Geistlichkeit und schafft damit die straffe staatliche Einheit, die Frankreich zum gewaltigsten Reiche der Erde erhob. Er ordnet die Finanzen des Landes und seines Hauses, reformirt Gesetzgebung und Steuersystem und gießt die mittelalterliche Wehrverfassung in die Formen des modernen Heerwesens um. Er gräbt Canäle, die Meer mit

Digitized by Google

Meer verbinden sollen, legt Straßen an, gründet Seehäfen; er fördert Handel und Gewerbe, ruft Fabriken und Manufacturen ins Dasein, beschäftigt Tausende von Menschen an monumentalen Bauten, errichtet Colonien in Asien, in Afrika, in Amerika. Und überall greift er selbst ein, überall ist er selbst thätig, die Initiative seiner Minister in die engsten Grenzen weisend, wiewol ihm die Arbeit völlig neu sein und er Mühe genug haben mag, sich dem Strudel der Vergnügungen zu entreißen, in denen er, von seinem Erzieher Mazarin geflissentlich in Unwissenheit und Müßiggang erhalten, bisher allein seine Kräfte gemessen hat und den unentbehrlichen Nimbus des Königthums erblickt. So umgibt er Frankreich mit einem „Prestige," welches die Welt bezaubert, so stellt er es an die Spitze der Civilisation, so etablirt er freilich auch in der ersten Stunde seiner Selbstherrschaft jenes durchaus persönliche Regiment, welches von seinem vielberufnen Despotenworte gekennzeichnet wird: „Der Staat bin ich."

Ludwig's Anfänge waren unleugbar groß und versprachen noch Größeres, zumal er sich gleichzeitig auch zum Schirmherrn von Kunst und Wissenschaft aufwarf und, wenn schon mehr aus Eitelkeit und Ruhmsucht und weil einem mächtigen Königshofe auch der geistige Luxus, das Gefolge von Dichtern und Gelehrten, von Malern und Bildhauern nicht fehlen durfte — vielleicht auch, weil der die geistige Bewegung zu controliren wünschte — Europa das Beispiel der Medicäer zu erneuen trachtete. Er stiftet zu Paris eine Akademie, erbaut eine Sternwarte, bereichert die königliche Bibliothek, sendet Reisende aus, um astronomische Beobachtungen anzustellen und dem botanischen Garten exotische Pflanzen zuzuführen und bezeigt seine Achtung vor der Wissenschaft, indem er eine beträchtliche Anzahl ihrer Jünger — Voltaire spricht von sechszig — in ganz Europa unaufgefordert mit Gnadengehalten bedenkt. Unter seinem Schutze gedeiht die französische Nationalliteratur zu ihrer classischen Blüthe, in einer Zeit, wo unsre deutsche Sprache in den Fesseln barocker Geschmacklosigkeit und steifer Geziertheit schmachtet; Racine, Molière, Bossuet, Fenelon, La Bruyère, Boileau, Quinault und manche Geister minderer Bedeutung sonnen sich in der königlichen Gnade und leben und

Digitized by Google

schaffen zum Theil in seiner nächsten Umgebung, ja, wie der Dichter der „Berenice" wol in Ludwig's eigenen Gemächern. Diese Beziehungen des Königs zu den Vertretern von Kunst und Wissenschaft aber haben seinem Namen und seiner Epoche ein höheres Anrecht auf welthistorische Geltung gesichert, als alle seine kriegerischen und politischen Erfolge. Die unter dem Hauche seiner Huld erwachsende Literatur wurde bald zur herrschenden in Europa und erstreckte ihre Einwirkung bis tief in das achtzehnte Jahrhundert hinein, denn Frankreichs Sprache und Sitten schrieben der Welt ihre Gesetze vor.

Allerdings war es vorwiegend eine Hofliteratur, deren äußere Vornehmheit und Eleganz ihre innere Kälte und Hohlheit nicht verbergen konnte. An den Höfen concentrirte sich indessen das geistige und gesellschaftliche Leben der Zeit, und der Hof Ludwig's des Vierzehnten war der Hof der Höfe, das beneidete und mehr oder minder glücklich nachgeahmte Vorbild aller großen und kleinen, weltlichen und geistlichen Fürstenhaushaltungen jener Tage. Mit so hoheitsvollem Pompe hatte man die monarchische Machtvollkommenheit noch niemals verkörpert gesehen, noch nie war die Lehre von der fürstlichen Souveränetät, die Lehre, daß das Königthum „als ausschließlicher Selbstzweck über Volk und Staate steht", daß die beiden letzteren nichts bedeuten und der Monarch Alles, so augenfällig veranschaulicht worden, wie durch die gewissermaßen überirdische Pracht, die Ludwig der Vierzehnte in seinen Umgebungen, seinen Festen und „Staatsactionen" entfaltete, und durch das majestätische Ceremoniel, das ihn als ein Wesen erhabnerer Ordnung von der übrigen Menschheit absonderte.

Wie hätte ein solches Muster ohne feurige Nacheiferung bleiben sollen? Versailles wurde das Wunder, für bestimmte Gesellschaftsschichten der Mittelpunkt der Welt; nach Versailles eilten Fürsten und Cavaliere mit und ohne Prälatenkreuz, um dort die hohe Schule der höfischen Bildung zu absolviren; in Versailles versammelte sich, was der Adel Frankreichs von leichtfertigen und verführerischen Frauen aufzuweisen hatte, die Töchter und Gattinnen jener einst so trutzigen Seigneurs, die sich jetzt beglückt fühlten, wenn sie dem Könige Lakaiendienste leisten durften; über Versailles

Digitized by Google

leuchtete die Atmosphäre eines ewigen Freudenrausches, dessen selbst ernstere Gemüther sich nicht immer zu erwehren vermochten.

Ein Weib, das jugendschöne Ehrenfräulein seiner Schwägerin Henriette von England, die edelste und liebenswertheste seiner galanten Freundinnen, Louise Françoise de Lavallière, war es, für welches Ludwig dies zauberische, sinnebestrickende Versailles erdachte. Aus dem kleinen Jagdhause seines Vaters, Ludwig's des Dreizehnten, entstand unter der Leitung seines berühmten Oberbauintendanten Jules Hardouin Mansart der Riesenpalast, der, wie wol erst in seinen Haupttheilen vollendet, im Jahre 1672 zur ständigen Residenz der Könige von Frankreich erkoren wurde, bereits 1664 aber die Bühne jener schimmernden Feste gewesen war, die als „Plaisirs de l'île enchantée" in Prosa und in Versen Verherrlichung fanden. Wer heute Versailles sieht, zwar noch immer imposant und würdevoll, doch einsam und melancholisch gleich einer verlassenen Schönen — der kann sich schwer vorstellen, was es war, als es den „großen König" und seinen Hof beherbergte, als um das ungeheuere Schloß eine Stadt von achtzigtausend Einwohnern sich angesiedelt hatte, die sämmtlich nur durch und für einen einzigen Menschen lebten, als die Carrossen von und nach Paris in ununterbrochener Reihe einander folgten. Man denke sich einen weitläufigen Ort, einen der räumlich ausgedehntesten des Landes, der keinen andern Zweck hat, als den Bedürfnissen und Vergnügungen, der Bewachung, der Unterhaltung und Repräsentation des Königs zu genügen. Einige abgelegene Gassen abgerechnet, wo das kleinbürgerliche Element sein Wesen trieb, wo die Menschen hausten, welche als Diener der Diener hantirten, ringsum nichts als Paläste und Prachtbauten, mit Bildwerk geschmückte Façaden, reichverzierte Friese und Ballustraden, Marmortreppen und Herrschaftshotels, und das Alles nur als der Schweif des Schloßkolosses, um welches das Ganze kreist. Die vornehmsten Familien des Reichs hatten in Versailles ihren Hauptsitz: rechts vom Königshofe die Bourbon, die Tremoille, die Condé, die Bouillon, die Eu, die Noailles, die Penthièvre, die Orleans, die Chatillon, die Harcourt, die Villeroy u. a. m., links Monsieur (Ludwig's Bruder), die Chevreuse, die Balbelle, die Dangeau, die Pontchartrain u. s. w. u. s. w.

Digitized by Google

Dazu muß man noch alle die Palais und Luſtſchlöſſer fügen, welche zehn Stunden in der Runde die Landſchaft ſchmücken: Sceaux, Genevilliers, Brunoy, Ile-Adam, Raincy, Saint-Ouen, Colombes, Saint-Germain, Marly, Bellevue ꝛc., einen Kranz der üppigſten Fürſten- und Adelswohnungen, die allmorgentlich ihre goldſtrotzenden und diamantenfunkelnden Inſaſſen, Männer und Frauen, nach Verſailles, dem allgemeinen Licht- und Gnadenquelle, entſenden*). Beziehen ſich dieſe und die noch weiter mitzutheilenden Einzelheiten zwar nicht auf das Verſailles des fünfzehnten und des ſechszehnten Ludwig, ſo treffen ſie im Großen und Ganzen doch auch für die Periode zu, die wir hier ſchildern. Ludwig's des Vierzehnten Nachfolger haben wol Schloß und Hof in Etwas erweitert, Glanz und Etiquette aber trugen unter jenem ein entſchieden majeſtätiſcheres Gepräge. Die Formen waren impoſanter und bedeutungsvoller, weil dem Schein ein Weſen gegenüberſtand. Später entartete die Pracht mehr und mehr zum Theaterflitter, der Armſeligkeit und Verfall, Wurmſtichigkeit und Fäulniß nur ſehr durchſichtig bedeckte.

Nach Hunderten ſind die Gebäude zu zählen, welche in Verſailles ausſchließlich für den Privatdienſt des Königs und der Seinigen beſtimmt waren. Seit den römiſchen Cäſaren hat kein Menſchenleben ſo viel Raum auf Erden gebraucht. Da haben wir das alte und das neue Hotel des Gouverneurs von Verſailles, den ſogenannten Garde-Meuble der Krone, das Haus für die im Schloſſe beſchäftigten Schauſpieler, den Marſtall Monſieur's, in einer andern Straße das Hotel der Garderobe, die Wohnung der Fontainenmeiſter, das Hotel von Madame's Beamten; in der Rue de la Pompe das Hotel des Oberhofrichters, den Marſtall des Herzogs von Orleans, den Marſtall der Königin; in der Rue Satory die Eiskeller des Königs, den engliſchen Garten Monſieur's mit ſeinen Luſthäuſern und Pavillons, die Reitbahn des Garde-Chevaulegers, das Hotel des Oberbauſchatzmeiſters, und ähnlicher Art ſind Gebäude der meiſten übrigen Straßen der Stadt. Auf

*) S. H. Taine, Les Origines de la France Contemporaine. Tome I: L'Ancien Régime.

Digitized by Google

Schritt und Tritt stößt man auf irgend ein Zubehör des Schlosses: das Generalstabspalais der königlichen Leibwache, die Commandantur der Chevaulegers, die Riesencaserne der Garde-du-Corps, die Hotels des Oberwolfsmeisters, des Oberfalkoniers, des Oberjägermeisters, des Canalcommandanten, des Generalcontroleurs, des Oberbauintendanten, das Hotel der Hofkanzlei, die Falknereigebäude, den großen Hundezwinger, den Hundezwinger des Dauphins, den Zwinger für die jungen Hunde, die Hofwagenremisen, das Zeughaus für die Saujagden, das Magazin der „Menus Plaisirs," den großen und kleinen Hofmarstall und so fort von einem Ende Versailles bis zum andern. Der königliche Küchengarten besteht aus neun und zwanzig einzelnen Gärten und vier Terrassen, während der Grand Commun von mehr denn zweitausend Menschen bevölkert ist, die in größeren oder kleineren königlichen Häusern lebenslänglich oder auf bestimmte Zeit freie Wohnung genießen.

Welche Daten und Ziffern! Und doch geben sie nur einen vagen Begriff von der über alles gewöhnte Maß hinauswachsenden Wirklichkeit.

Nach Mansart's noch verhandenen Rechnungen sind auf den Bau des Schlosses von Ludwig dem Vierzehnten über ein hundert und fünfzig Millionen Livres verwandt worden, was nach dem gegenwärtigen Geldwerthe eine Summe von etwa siebenhundert und fünfzig Millionen Franken repräsentirt. Die dem Palaste gegenüber liegenden Ställe mit ihren gegen zweihundert Fuß langen Bronzegittern kosteten allein über drei Millionen, so viel wie heute fünfzehn Millionen Franken, waren aber auch so geräumig und so schön, daß sie vom Könige bald zum fürstlichen Carousfel, bald zum Opernhause, bald zum Ballsaale umgeschaffen wurden. Und nun die Gärten, das vielbestaunte Werk Lenôtre's, das Modell fast aller fürstlichen Gartenschöpfungen der Rococozeit! Von Natur freilich gewahren wir darin nicht viel, auf süße Einsamkeit und lauschige Stille ist nicht gerechnet; Alles ward nur mit Rücksicht auf eine Hofgesellschaft umgebildet und verkünstelt, die sich darin mit gemessener Grandezza bewegen soll, das Ganze ist ein großer Salon im Freien. Die viereckigen Buchenhecken, die verstutzten Taxuswände, die regelmäßigen Blumenparterres — Alles ist steif

Digitized by Google

und feierlich. In den schnurgeraden, endlosen Alleen kann sich der Souverän mit seinem gesammten Erfolge ergehen. Sechszig Damen mit ihren aufgepufften Brocatroben von je vier und zwanzig Fuß Umfang finden nebeneinander bequemen Platz in diesen Avenuen, und unter dem runden Laubportale mag sich mit Leichtigkeit der ganze Troß der Cavaliere aufstellen und das Spiel der neuen Wasserwerke bewundern, der den Zutritt zu den königlichen Gemächern hat, die Entrée de la chambre, wie es in der Hofsprache heißt.

Selbst das Leben unserer größten Fürstenhöfe hat heute einen verhältnißmäßig bürgerlichen Anstrich gewonnen, in den Tagen des alten Regimes hingegen machte der Glanz seiner Umgebungen ein Stück der Person des Königs aus. Der Monarch, welcher jenen verminderte, verlor nicht blos in den Augen seiner Höflinge, er verlor auch beim Volke an Ehre und Ansehen; und so stieg der Prunk der äußern Repräsentation der Fürsten schließlich bis zum Wahnsinn und richtete sie selbst und vor ihnen ihre Unterthanen zu Grunde.

Welche enorme Summen der Versailler Hofhalt verschlang, das erfahren wir aus dem angeführten Buche. Bis zum Jahre 1792 gab es bei der Königin noch vierhundert und sechszig Hofämter, und die Anzahl der allein im Marstalle des Königs beschäftigten und nicht beschäftigten höheren und niederen Diener, mit Einschluß der lediglich für diese Abtheilung des königlichen Hauses arbeitenden Schmiede, Sattler, Stellmacher 2c., setzte das stattliche Regiment von fünfzehnhundert Mann zusammen. Pferde hielt Ludwig der Vierzehnte gegen dreitausend. Für das edle Waidwerk waren an dreihundert besondere Pferde vorhanden und wurden im Jahre mehr als eine Million Livres verausgabt. Und welche Menge und Mannigfaltigkeit der Hunde! Meuten für Eber- und Wolfs-, für Hirsch- und für Rehhetzen. Daneben Beizvögel für Krähen- und Elster-, für Sperber- und Hasenjagd. Das Wildgehege des Königs, in welchem nur dieser allein sich mit der Jagd vergnügte, beschrieb einen Kreis von fünf Meilen um Paris herum, und der Park von Versailles war mindestens von derselben Größe.

Noch erstaunlicher sind Fülle und Vielartigkeit des zum Küchen-

Digitized by Google

departement gehörenden Personals. Sie würden unglaublich erscheinen, fußten unsere Angaben (ebenfalls nach Taine, a. a. O.) nicht auf den officiellen Verzeichnissen in den alten Hof- und Staatskalendern. Da hören wir von grands officiers de la Bouche, von Haushofmeistern, von Controleuren und Controleur-Elèven, von Schreibern und Beischreibern, von Obermundschenken, Obermundbäckern und Obervorschneidern — die letzteren drei Kategorien können nur von Edelleuten ausgefüllt werden —, von Küchenpagen und Beiläufern, von Weinholern, von Küchenmeistern, Küchengehülfen, Küchenjungen und Beiläufern, von Bratenmeistern und Suppenkochern, von Gemüseschmorern und Pastetenbäckern, von Bratenwendern und Tafeldienern, von Tischträgern, Waschmeistern und Geschirrhütern, von einem Haushofmeister für die Tafel des Oberhaushofmeisters — mit einem Worte, von einer Legion „betreßter Rücken und wohlhäbiger Bäuche", die an Töpfen und Tiegeln, an Anrichte- und Credenztischen mit Kunst und Würde walten.

Endlich das Allerheiligste des Riesentempels, die Wohngemächer des Königs selbst. Zwei der vornehmsten Mitglieder des Hofstaates, Seigneurs aus prinzlichen und herzoglichen Häusern, fungiren hier als Vorgesetzte von einigen hundert Untergebenen; einerseits der Oberkammerherr an der Spitze des Kammerherrnstabes, der hundert und fünfzig Kammerpagen*), ihrer Gouverneure und Lehrer, der Thürhüter des Vorzimmers, der vier ersten und der sechszehn gewöhnlichen Kammerdiener, der Mantel- und Schleppenträger, der Barbiere, Tapezirer, Uhrmacher, Lakaien und Senftenträger; andererseits der Grand Maître de la Garderobe mit den Maîtres de la Garderobe, den Garderobedienern, den Schneidern und Wäschern, dem Wäschstärkemeister und den simplen Lakaien, mit den Hofjunkern, den Cabinetssecretären und Cabinetshuissiers, zusammen eine Schaar von hundert acht und neunzig Menschen, welche keinen andern Zweck hatten, als die geheiligte Person Seiner Majestät unmittelbar zu bedienen. Für jede nur erdenkliche Verrichtung, für jede mögliche Leistung, selbst der privatesten Natur, ist ein

*) Der Galaanzug eines einzigen Kammerpagen, karmoisinrother Sammet mit Goldstickereien auf allen Nähten und Federhut, kostete unter Ludwig XVI. nicht weniger als fünfzehnhundert Livres.

Digitized by Google

eigener Diener angestellt. Der eine hat Bälle und Kugeln nach und von der Mailbahn zu befördern, der andere hält dem Monarchen Mantel und Rock, ein dritter kämmt ihm das Haar, ein vierter trocknet ihn nach dem Bade ab, andre warten der Maulthiere, welche gelegentlich das Bett des Königs zu transportiren haben, andre pflegen die königlichen Windspiele, andre falten und knüpfen ihm das Halstuch, andre bringen und beseitigen den allerhöchsten — Nachtstuhl. Dies letztgenannte vertrauliche Geschäft ruhte unter Ludwig dem Sechszehnten auf den Schultern zweier Beamter, welche allmorgentlich im Sammetkleide und den Degen an der Seite erschienen, ihre Pflicht zu thun, und dafür das hübsche Jahrgehalt von je zwanzigtausend Livres bezogen.

Die Sorge für das Seelenheil des Königs lag fünf und siebenzig Personen ob: Almoseniers, Caplänen, Beichtvätern, Predigern, Cantoren, Capellmeistern, Organisten ꝛc.; seine leibliche Wohlfahrt hatten acht und vierzig wahrzunehmen: Aerzte, Wundärzte, Apotheker, Augenärzte, Gelenkeinrenker, Destillateure, Hühneraugenkünstler, Chemiker u. s. w. Seine Handbibliothek erforderte an Custoden, Vorlesern, Dolmetschern und Uebersetzern, Graveuren und Stempelschneidern, Geographen, Buchdruckern und Buchbindern ein Corps von drei und vierzig Personen, während im eigentlichen Ceremoniendienste, diesem hochwichtigen Zweige des Hofhaltes, zwei und sechszig Beamte thätig waren, als: Herolde, Schwertträger, Introductoren und Musikanten. Befand sich der König auf Reisen, so eilte ihm ein Schwarm von acht und sechszig Männern voraus, um ihm unterwegs geziemende Wohnung zu bereiten: Generalquartiermeister, Quartiermeister, Guiden, Fouriere u. a. m. Im Ganzen nahm der Civilhofstaat des Königs wenigstens viertausend, sein Militärhofstaat an neun- bis zehntausend dienstbare Geister in Anspruch; dazu kamen noch mehr als zweitausend Menschen für die prinzlichen Hofstaaten, so daß die königliche Haushaltung von Versailles eine Volksmenge von fünfzehntausend Köpfen beschäftigte und einen Aufwand von jährlichen vierzig bis fünf und vierzig Millionen Franken verursachte. Das aber war mehr als der zehnte Theil der gesammten Staatseinnahmen und würde heute eine noch weit größere Summe vorstellen.

Digitized by Google

Wie schon angedeutet, drängten sich Frankreichs erlauchteste Geschlechter, die nämlichen Geschlechter, welche als Häupter der Fronde gegen das Königthum im Felde gestanden hatten, nach Saint-Germain und Versailles, Ludwig dem Vierzehnten in Unterwürfigkeit zu huldigen und seinen leisesten Winken zu gehorsamen. Die ersten und reichsten Großen des Landes erniedrigten sich zu einem schweifwedelnden Hofadel und verzichteten auf persönliche Unabhängigkeit und Selbstbestimmung, indem sie als Diener im Hause des Königs Wohnung und Kost nahmen. Damit war durchgesetzt, was die beiden Cardinäle vorbereitet hatten: die staatliche Centralisation und die Erhebung des Monarchen zur absoluten Machtvollkommenheit, zu einem Wesen, von welchem auch der mächtigste und blaublütigste Edelmann des Reichs durch eine unübersteigliche Schranke getrennt ist. Ein Montmorency war Großalmosenier, ein Herzog von Brissac premier panetier, zu Deutsch Obermundbäcker, ein Herzog von Larochefoucauld Grand Maître de la Garderobe, ein Marquis von Ecquevilly Oberschweinsjägermeister, und so fort mit Grazie in infinitum. Alle diese großen Herren aber sind verpflichtet, tagtäglich vom Morgen bis zum Abend in der Nähe des Königs bei der Hand zu sein, um dessen Befehle abzuwarten und seiner Person mit oft sehr wenig angenehmen Verrichtungen behülflich zu werden — sie sind, wie sich der Graf von Artois nachmals ausgedrückt hat, „seine Leute." Das Gleiche gilt von den Damen des Hofadels, — sie bilden die Spitze der Dienerschaft bei der Königin und den Prinzessinnen des königlichen Hauses, ebenfalls von früh bis spät an ihren Dienst gebunden. Und nach diesen ersten Würdenträgern und Würdenträgerinnen des Hofes erfüllen noch Hunderte von Edelleuten und Edeldamen minderer Distinction ihre „Schuldigkeit gegen die Majestät," wie die übliche Bezeichnung das vornehme Lakaienthum beschönigte.

Mit welcher Sehnsucht dürstete all' diese goldgestickte Menschheit nach einem Gnadenblicke aus den Augen des Souveräns! Welche Mühe gab sie sich, beim Lever oder Coucher des Königs, bei Tafel, in den Gärten, beim Spiel ein Wort oder doch ein Lächeln, ein Kopfnicken Ludwig's des Vierzehnten zu erhaschen! Wie unglücklich

Digitized by Google

fühlte sich, wen der Monarch einmal zufällig oder gar geflissentlich übersah! „Der ächte Höfling folgte dem König wie der Schatten dem Körper.“ Während vierzig Jahren brachte der Herzog von Larochefoucauld nicht zwanzig Tage fern von Ludwig dem Vierzehnten zu. Bei dem Aufstehen und Niederlegen, bei dem ferneren zweimaligen Toilettenwechsel, bei den Promenaden und Jagden des Königs, niemals fehlte der Herzog, und gleich ihm entfernten sich andere Grand-Seigneurs und ihre Familien Tag und Nacht nicht von Versailles; ja es gab mehr als einen greisen Hofmann, der von den achtzig Jahren seines Lebens fünf und vierzig bis fünfzig in den Vorzimmern des Königs, der Prinzen, der Minister und — der Maitressen des erstern buchstäblich auf seinen Füßen gestanden hatte. Denn auch auf die königlichen Favoritinnen dehnte sich der Diensteifer der hochgeborenen Domestiken aus; vor der Pompadour und selbst vor dem einstigen Freudenmädchen, der Dubarry, beugten sich die Träger der ersten Namen Frankreichs in Ehrfurcht und Unterthänigkeit — so lange jene die Gebieterinnen des Gebieters waren. Jeden Morgen um sieben Uhr, im Winter wie im Sommer, fand sich der Herzog von Fronsac, nachmals als Herzog von Richelieu berüchtigt, am Fuße der kleinen Treppe ein, welche von den Gemächern des Königs nach der Capelle führt, einzig und allein, um der Marquise von Maintenon vor ihrer Fahrt nach Saint-Cyr die Hand zu küssen. „Dem Monarchen sich nahen, in seinem Hause dienen, Thürhüter, Mantelträger, Kämmerirer sein zu dürfen, das ward als ein Privilegium betrachtet, das man selbst 1789 noch mit vierzig- bis hunderttausend Franken bezahlte.“ Viel heißer begehrt noch waren natürlich jene Hofämter, die ihren Inhaber berechtigten, an der Gesellschaft des Königs Theil zu nehmen, seines nähern Umgangs gewürdigt zu werden — den gold- und silberbestickten blauen Rock tragen zu dürfen, welchen Ludwig der Vierzehnte für die oberste Classe seiner Höflinge erfunden hatte. Dieses blaue Kleid war der Gegenstand des höchsten Ehrgeizes, zugleich ein Beweis altadeliger Geburt. Denn um es zu erlangen, mußte man vor dem Wappenherold durch authentische Urkunden darthun, daß man seinen edlen Stammbaum bis auf das Jahr 1400 zurückführen konnte. Dieselbe Adelsprobe wurde von den Damen gefordert, die der Königin vorgestellt zu werden wünschten.

Digitized by Google

„Leben wie der liebe Gott in Frankreich," sagt ein altes Volkssprüchwort, um den höchsten Grad materiellen Wohlbefindens, eines reichlichen, gemächlichen, sorgenlosen Daseins auszudrücken. Wer aber von uns möchte wol leben wie der König von Frankreich gelebt hat, unter der Last einer Repräsentation, die ihn keinen Augenblick frei ließ, die noch schwerer und unbehaglicher auf ihm lag, als die juwelenstarrenden Galagewänder, in denen er erscheinen mußte? Hatte er doch des Tags keine einzige Minute, die er sich selbst leben konnte; mit unerbittlicher Strenge schrieb das Ceremoniel das Geschäft, das Vergnügen, die Unterhaltung, die Vorstellung, die Audienz, das Thun und Lassen vor, welche jedweder Stunde zukamen. Sogar die Vorgänge des privatesten Lebens, bei denen wir uns in die Stille unseres Kämmerleins zurückzuziehen pflegen, Schlafengehen und Aufstehen, hatte er öffentlich abzuthun, vom Morgen bis zur Nacht stand er so zu sagen auf den Brettern, von einem Gewühl katzbuckelnder und gaffender Menschen umschwirrt. Vierzig bis fünfzig Seigneurs, oft hundert und mehr, umgaben ihn beständig, und eben so groß war die Zahl der um ihn weilenden Damen. Kaum hatte ihn früh zur befohlenen Stunde der erste Kammerdiener geweckt, so traten der Reihe nach fünf verschiedene Kategorien von Hofleuten ein, um ihm beim Lever „ihre Schuldigkeit zu erweisen," und so groß auch die Wartesäle waren, wie oft boten sie nicht Raum genug dar für die Schaar der Herren, die seit zwei Stunden bereits des Momentes harrten, welcher sie des Anblickes der Majestät theilhaftig machte, und von denen dann die Elite das nämliche Spiel beim Lever der Königin wiederholte. Nicht minder byzantinisch war die Etikette bei der Tafel, namentlich bei den „Grands repas," wo zwanzig bis dreißig Großwürdenträger des Hofes sich Schüsseln und Gläser aus den Händen nahmen, ehe der Monarch selbst einen Bissen oder einen Schluck zum Munde führen konnte; und wenn sich der König Abends zu Bett legte, so wurde dieser Act wiederum zum öffentlichen Schauspiele, dem Dutzende von Menschen beiwohnten und pflichtschuldig beizuwohnen hatten. Dazwischen fiel im Laufe des Tages wol noch eine andere ähnliche Ceremonie, das débotter, das Stiefelablegen bei der Rückkehr von der Jagd; auch hierbei hatte eine zahlreiche Camarilla

Digitized by Google

genau bestimmte Handreichungen zu leisten. „Wenn ich König von Frankreich wäre," äußerte einst Friedrich der Große in Bezug auf diese verwickelte und feierliche Etikette, „so würde ich vor allen Dingen einen zweiten König ernennen, der an meiner Statt Hof zu halten hätte." Und in der That, man mußte sich Ludwig's des Vierzehnten Temperamentes, seiner kräftigen Körperconstitution, seiner starken Nerven und seines vortrefflichen Magens erfreuen, um unter dem Gewichte einer solchen, nie sich lockernden Repräsentation, einer durch und durch künstlichen, eingeschnürten, verschnörkelten Existenz nicht zu erliegen, in der man ununterbrochen in Parade stehen mußte und nimmermehr einen einzigen freien, natürlichen Athemzug thun konnte.

Die Feste des Hofes, so märchenhafte Pracht sie den Sinnen vorgaukelten, vermehrten nur noch Ceremoniel und Etikettenzwang. Die Ballets, in denen der König selbst seine Tanzkunst producirte, die Carousels, welche von den Prinzen von Geblüt und den ersten Cavalieren des Reiches geritten wurden, häufig mit Ludwig an der Spitze, dessen Gewänder und Rosse dann wol im Glanze sämmtlicher Diamanten der Krone funkelten, die Bühnenaufführungen in Marly- und Trianon, für die Racine's und Molière's Federn sich darleihen mußten, die „Bazars," wie wir es jetzt nennen würden, welche man zuweilen in einem oder dem andern Schlosse etablirte, elegante Buden, mit dem Kostbarsten und Erlesensten ausstaffirt, was die französische Industrie erzeugte, in denen die schönsten und vornehmsten Damen des Hofes an der Seite ihrer erkornen Beschützer als Verkäuferinnen die Honneurs machten, der „Grand Appartement," die große Cour, die im Spiegelsaale von Versailles fünf- bis sechshundert Personen aus der Crême de la Crême versammelt, „einen Riesenstrauß von juwelenblitzenden, von perlen- und blumengeschmückten Prinzessinnen und Herzoginnen, Gräfinnen und Marquisen in mächtigen Reifröcken" — alle dergleichen Vergnügungen, meist zur Verherrlichung dieser oder jener „Sultane," veranstaltet, athmeten einen Reichthum und eine Massenhaftigkeit des Pompes, gegen welche kein zweiter Hof Europa's in die Schranken treten konnte, um so weniger, als das Festgepränge, gelegentlich mit nicht minder prunkvollen Jagdpartien in Fontainebleau, in

Digitized by Google

Marly, in Compiègne abwechselnd, sich durch Wochen und Monate ohne Unterlaß fortsetzte. Von wahrem Genusse, von gemüthlicher Befriedigung, selbst nur von unbefangener Hingabe an den Augenblick aber ist bei all den aufgezählten Ergötzlichkeiten blutwenig zu entdecken, Alles ist dabei auf Schritt und Tritt geregelt und vorherbestimmt — kalt, innerlich leer, äußerlich überladen, das der Charakter von Versailles auch in seinen Festen und Unterhaltungen, über welche das allegorisch-mythologische Gewand, in die, dem Geschmacke der Zeit gemäß, die Mehrzahl sich kleidete, ohnedies eine unsägliche Langweiligkeit und ermüdende Gespreiztheit gebreitet haben muß. Am drückendsten wol lag die schimmernde Last auf dem König; allein er glaubte, eine Pflicht zu erfüllen, wenn er sie auf sich nahm, die Pflicht, die ihm seine Anschauung von der monarchischen Souveränetät, „seine zuversichtliche Ueberzeugung" vorschrieb, „daß Gott den Königen einen Theil seiner Allmacht nicht nur, sondern auch seiner Allwissenheit verliehen."*) Hatte er sich nicht darum eine Sonne zum Sinnbilde gewählt, welche ihre Strahlen über die Erdkugel sendet, und darunter das stolze Motto gesetzt: „Nec pluribus impar?"

Der Glanz dieser Sonne sollte freilich verlöschen, ehe sie selbst vom Horizonte der Zeit verschwand. Die letzten Lebensjahre des Königs waren trüb und düster, und das Festgetümmel von Versailles wich einer fast klösterlichen Stille. Was so glorreich begonnen, endete mit einem traurigen Schiffbruch von Staat und Gesellschaft, von Land und Volk; und er, dem einst ganz Europa huldigend zu Füßen gelegen hatte, dessen Nähe gleich der Nähe eines segenspendenden Gottes empfunden wurde, er war jetzt gedemüthigt, gehaßt, verwünscht, er mußte aus unzweideutigen Kundgebungen, die hie und da selbst zu Revolten wurden, die Gewißheit schöpfen, daß man seinen Tod wie eine Erlösung von Noth und Uebel ersehnte. Seine eigenen Kinder verspotteten den alternden, grämlichen Vater; um seinen Neffen, den künftigen Regenten, dem des Oheims Eifersucht allen Einfluß entzogen hatte, schaarte sich bereits ein Haufen zuchtloser Höflinge, um in wüsten Gelagen

*) Hermann Hettner, Geschichte der französischen Literatur im achtzehnten Jahrhundert. 3. Auflage. S. 4.

Digitized by Google

Ludwig's Namen dem Hohne preiszugeben, ihn traf der bitterste Schmerz, welcher dem ehrgeizigen Herrscher widerfahren kann: er überlebte seinen Ruhm. Durch mehr denn ein halbes Jahrhundert hatte er Krieg auf Krieg geführt, frevelmüthige Eroberungskriege, um „sein Reich zu vergrößern," was er für „die würdigste und angenehmste Beschäftigung der Könige" erachtete, und Frankreich das politische Uebergewicht in der europäischen Staatengruppe zu gewinnen, und nun am Ende seiner Laufbahn sah er sich genöthigt, um Frieden zu bitten. Zwar fiel die Schlußrechnung nicht so ungünstig für ihn aus, wie er gefürchtet, der Zauber von der Unüberwindlichkeit Ludwig's des Vierzehnten und der französischen Waffen war indeß dahin, und das verzeiht eine so sehr auf das Aeußerliche, insbesondere auf den kriegerischen Ruhm gestellte Nation, wie unsere Nachbarn jenseit der Vogesen, bekanntermaßen nicht leicht. Zudem befanden sich die Finanzen des Landes in unheilbarer Zerrüttung; der überschwängliche Aufwand für den immer steigenden Luxus der königlichen Hofhaltung, für die Prachtbauten und Gartenanlagen neben den Millionen, welche für die fortwährenden Feldzüge geopfert werden mußten, hatten den Staat an den Rand des Bankrottes geführt. Bis auf's Aeußerste ward die nationale Steuerkraft angespannt, wie die türkischen Paschah's preßte man Bürger und Bauer den letzten Heller ab, während gleichzeitig strenge Winter und Miserndten in verschiedenen Provinzen des Staates die entsetzlichste Hungersnoth hervorriefen. Was half es bei solchem Elend, wenn der König für viermalhunderttausend Franken von seinem goldnen Tafelgeschirr verkaufte und einige seiner Granden ihr Tafelzeug in die Münze schickten? Die Verzweiflung im Lande blieb nach wie vor grenzenlos, und die Misstimmung gegen König und Regierung wuchs von Tag zu Tage. Wie fürchterlich die Calamität war, erhellt daraus, daß im Jahre 1715 etwa ein Drittel der Bevölkerung Frankreichs, gegen sechs Millionen Menschen, von Hunger und Mangel dahingerafft wurde. Manche Districte verloren selbst die Hälfte ihrer Bewohnerschaft, und vom Ausgange des siebenzehnten bis zum ersten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts war die Bevölkerungsverminderung in stetiger Zunahme begriffen.

Digitized by Google

Traurig ging denn die Herrschaft des „großen Königs“ zu Ende. Auch in sein eignes Haus war die Trauer eingezogen. Sein einziger Sohn, der Dauphin, ein ernster frommer Prinz, Fenelon's Zögling, sein Enkel, der Herzog von Burgund und nunmehrige Dauphin, dessen Gemahlin, Beider ältester Sohn, der Herzog von Bretagne — sie Alle wurden binnen wenigen Monaten bei ihren Ahnen in der Abtei von Saint-Denis bestattet. Die böse Welt flüsterte von Vergiftung und bezichtigte den Herzog von Orleans, den nachmaligen Regenten Frankreichs, der Missethat — zweifellos mit Unrecht. Zwei Jahre danach nahm dieselbe Königsgruft auch den Herzog von Berri, den Bruder des Herzogs von Burgund, und sein kleines Töchterchen zur ewigen Ruhe auf. Von der zahlreichen legitimen Nachkommenschaft Ludwig's blieben ihm nur sein Urenkel, der Herzog von Anjou, der, fast Kind noch in der Wiege, als Ludwig der Fünfzehnte den Thron bestieg, und König Philipp der Fünfte von Spanien erhalten.

Da saß nun der hochbetagte Monarch, zwar immer noch despotisch und hochmüthig, doch finster der Bigotterie hingegeben, in einem abgelegenen Zimmer seines Versailler Schlosses zwischen seinem Beichtvater und der ihm heimlich angetrauten Witwe des Possendichters Scarron, der von ihm zur Marquise von Maintenon erhobenen Tochter eines Hochstaplers und Falschmünzers. Dies Weib, das unter sanften anspruchslosen Manieren eine ungemeine Energie und Klugheit verbarg, hatte, was vorher keiner seiner verschiedenen Favoritinnen geglückt, den König völlig zu unterjochen gewußt und den ihr verbündeten Jesuiten in die Arme getrieben. Frau von Maintenon ist es gewesen, die den Widerruf des Edicts von Nantes zwar nicht in Anregung brachte, aber die Hugenotten gewaltsam zu bekehren trachtete, Tausende der besten, wohlhabendsten und intelligentesten Familien in die Fremde jagte, die mörderischen Religionskämpfe in den Cevennen entzündete; sie war es, welche, in ihrem Ultrakatholicismus, die gewaltsame Unterdrückung der Jansenisten herbeiführte und die Sittenlosigkeit des Hofes mit einer widerwärtigen Scheinheiligkeit umkleidete, als deren naturnothwendigen Rückschlag wir die wilden Orgien der Regentschaft zu betrachten haben, die jedwede Maske des Anstands über Bord warfen

Digitized by Google

und dem Ancien Regime sein Todesurtheil sprachen. Groß und unselig war die Macht dieser religionsfanatischen Frau, unseliger als die Frivolität und Ränke ihrer Vorgängerin, der stolzen Athenais von Montespan, deren Prachtliebe den König zu immer neuen Festwundern stachelte. Die schwachen Sympathien, welche im Volke noch für den einst vergötterten König glommen — Frau von Maintenon's Werk war es, wenn auch diese ärmlichen Funken verloschen.

So ward der Tod Ludwig's des Vierzehnten, der am 1. September des Jahres 1715 erfolgte, buchstäblich mit Freude begrüßt. Schneidend war die Kanzelrede, welche des Königs eigner Hofprediger Jean-Baptiste Massillon dem Gedächtniß des Verstorbenen widmete, und als der Leichnam im Fackelscheine nach Saint-Denis gefahren wurde, da hatte längs der Straße das Volk sich kleine Zelte und Buden aufgeschlagen, in denen es zechte und sang und lachte, als sei es eine Lustprocession, was an ihm vorüberzog. Und noch ehe der König die Augen schloß, als bekannt wurde, daß er nur noch wenige Stunden zu leben habe, leerten sich seine Gemächer — die Hofleute eilten, sich der Gnade des neuen Machthabers rechtzeitig zu versichern. Selbst Frau von Maintenon, die sich trotz ihrer Stellung im Palaste von Versailles niemals heimisch gefühlt hatte, wartete die letzten Augenblicke ihres hohen Gemahls nicht ab, schon vorher zog sie sich nach dem von ihr gestifteten Fräulein-Convente von Saint-Cyr zurück, wo sie in nonnenhafter Abgeschiedenheit und asketischen Uebungen den Rest ihrer Tage verbrachte. Nur einige niedere Diener standen am Sterbebette eines Monarchen, von dessen Pracht und Glorie einst alle vier Theile der Erde widerhallt hatten und der bestimmend einwirkte auf Menschenalter, die nach ihm kamen, auf viele der Hauptrichtungen des achtzehnten Jahrhunderts.

Vorwiegend freilich im Schlimmen. Versailles gab den Anstoß zu der sittlichen Versumpfung, die sich von Frankreich aus über die gesammte civilisirte Welt fortpflanzte, um, nachdem sie die höheren Stände geistig und leiblich vergiftet, nach und nach auch das Bürgerthum anzufressen und zu erschlaffen. In Dresden und in München, in Stockholm und in Kopenhagen, in Stuttgart und

Digitized by Google

in Cassel, in Mainz und in Bonn, in Coblenz und in Salzburg, in Carlsruhe und in Bayreuth, bis zu den kleinsten Fürsten- und Grafenhöfen hinab spielte man Versailles; überall sog man den Unterthanen das Mark aus den Knochen und den Schweiß aus den Gliedern, um Ludwig den Vierzehnten zu copiren. Die groteske Carricatur, zu der sich die Nachäffung von Versailles an den Höfen mancher dieser Duodez- und Sedezmonarchen gestaltete, die sich nicht nehmen ließen, tagtäglich feierlich Lever zu halten, auch wenn sie zur Aufwartung dabei höchstens nur einen Amtmann oder einen Förster auf die Beine bringen konnten, würde überaus ergötzlich sein, wäre sie nicht zugleich ein so tief schmerzliches Zeichen der Zeit. Auflösung aller moralischen Zucht, Lockerung der dem Menschen heiligsten Bande, Buhlerinnenfrechheit, Leichtfertigkeit und Zügellosigkeit der oberen, feige Jämmerlichkeit der unteren Classen, brutaler Hochmuth der Herrschenden, sclavische Hinterlist der Dienenden; Edelleute, denen jegliches Gefühl von Ehre und Selbstachtung abhanden gekommen ist, die schmarutzend von Hof zu Hof, von Schloß zu Schloß umherziehen, die im Kartenspiel betrügen und sich öffentlich ihrer sittlichen Gesunkenheit rühmen; hochgeborne Frauen, die in boshaften Intriguen ihre Unterhaltung finden, die sich schamlos ihren Lüsten überlassen, „so daß die Legitimität der vornehmsten Familien nicht mehr außer Frage steht*), die ihre Hotels zu Spielhöllen und Kuppelhäusern erniedrigen und dergestalt zu glänzenden Einnahmen gelangen — das die Charakterzüge des unerquicklichen Bildes, welches die Gesellschaft an der Schwelle des achtzehnten Jahrhunderts darbietet.

In wie fern sich dieses Bild auf das letztere überträgt, in wie fern jener gewaltige Ideenumschwung, dessen wir Eingangs gedachten, im achtzehnten Jahrhundert seine Früchte zeitigt; in wie fern die Frauen an der Ausprägung der Zeitphysiognomie thätigen Antheil nehmen; in wie fern sich der Ausspruch Montesquieu's bewahrheitet, daß sie die innere Triebfeder der Geschichte sind, weil sie die Männer regieren, welche die Geschichte machen — das wird der weitere Verlauf unserer Darstellung zu lehren versuchen.

*) Julia Kavanagh, Woman in France during the eighteenth Century. Neue Ausgabe. Pag. 11 u. ff.

Digitized by Google

Zweites Capitel.

Aus den Tagen der Regentschaft. Philipp der Zweite von Orleans und die Seinigen. Eine deutsche Frau am französischen Hofe.

I.

Erst mit dem Abscheiden Ludwig's des Vierzehnten findet das siebenzehnte Jahrhundert seinen geschichtlichen Abschluß. Ueber seine natürlichen Grenzen hinaus hatte es der bis zu seiner letzten Stunde im Bewußtsein seiner souveränen Machtvollkommenheit unerschütterte Monarch mit despotischer Hand festzuhalten gestrebt, ja noch der Zukunft seine Regierungsgrundsätze aufzuzwingen versucht. Kaum aber hatte die Kloster-Krypta von Saint-Denis seinen Leichnam aufgenommen, so begann sich schon die neue Zeit zu regen, eine neue Richtung in Staat und Gesellschaft — der Geist des achtzehnten Jahrhunderts mit seinen großen Zerstörungs- und Befreiungskämpfen, welche aus den Trümmern, die sie ringsum ausstreuen, das Leben einer für die Bildung der europäischen Menschheit hinsichtlich ihrer höchsten Interessen so überaus bedeutsamen neuen Culturphase, die Triebkraft zu den großen geistigen und politischen Umgestaltungen entwickeln, an deren Vollendung wir selbst noch mit dem innersten Antheile unserer Seelen beschäftigt sind. Vorerst freilich gilt es, das Trauerspiel völliger sittlicher und socialer Auflösung und die Schrecken einer Sündfluth von Blut sonder Beispiel zu überwinden.

Wer mochte es dem Volke verargen, wenn es aufjubelte, als sein alter König den Erdenpurpur abstreifen mußte? Schien doch endlich die Wandlung gekommen, nach welcher die allgemeine Sehnsucht ging, der Druck der militärischen Willkürherrschaft gebrochen, der um so schmerzlicher empfunden worden war, je strenger man jedwede Aeußerung der die Gemüther erfüllenden Erbitterung niedergeschlagen hatte. Und zu welchem entsetzlichen Umfang das nationale

Digitized by Google

Elend während der letzten Periode von Ludwig's Regierung anschwoll, das wissen wir bereits. Bei seinem Tode waren nicht blos sämmtliche Cassen des Staates geleert, sondern auch auf zwei Jahre hinaus keine öffentlichen Einnahmen mehr zu erwarten, denn auf so lange Zeit hin hatte man Steuern und sonstige Einkünfte schon vorweg genommen. Seit Monaten erhielten die im Felde stehenden Truppen nicht mehr ihren vollen Sold; und jetzt fehlten die Mittel, sie auch nur die nächsten zwei, drei Wochen noch bezahlen und verpflegen zu können. Selbst die laufenden Zinsen der Staatsschuld zu decken, war weder Geld noch Credit vorhanden, kurz, die Hinterlassenschaft des „großen Königs" eine schwere Last, wenn der Erbe den ernsten Willen besaß, den drohenden Untergang vom Reiche abzuwenden und dessen Weltstellung zu retten. Wer aber war der Erbe solch' ungeheurer Verantwortlichkeit? Ein verwaistes, kränkliches Kind von kaum sechs Jahren, das ohne Gängelband im wörtlichen Sinne noch nicht laufen konnte. Als Vormund des schwächlichen Knaben und einstweiligen Regenten Frankreichs hatte Ludwig's des Vierzehnten Testament den Herzog von Maine bestellt, einen der legitimirten und zum Range der Prinzen von Geblüt erhobenen beiden Söhne der Marquise von Montespan, der, geistig unbedeutend, zaghaft und indolent, sich ganz von seiner Frau, der hochfahrenden Prinzessin Louise Benedicte von Bourbon-Condé, bestimmen ließ.

Daß das Parlament gezwungen wurde, diese testamentarische Verfügung für null und nichtig zu erklären, daß der untaugliche Vormund gar nicht zum Antritt seines Amtes gelangte und sich widerstandslos bei Seite schieben ließ, das erregte beim Volke die freudigsten Erwartungen, zumal man nicht säumte, es mit ausdrücklichen Versprechungen zu ködern. Leider sollten diese Erwartungen so schmählich getäuscht werden, wie Vertrauen und Hoffnung nur jemals getäuscht worden sind. Der Mann, welcher mit entschlossenem Griff die Leitung des Reiches in die Hand nahm, entbehrte zwar weder der Talente noch der Kenntnisse, nicht des Muthes und des Willens, weder der Gewandtheit noch der Kaltblütigkeit, die dem Staatsoberhaupt erforderlich sind, größer als seine Begabung und Charaktereigenschaften jedoch waren seine Laster,

Digitized by Google

die cynische Rücksichtslosigkeit, mit der er, von einem ruchlosen Priester zu Wollust und Freigeisterei erzogen, allen Geboten von Zucht und Sitte in's Gesicht schlug, alle dem Menschen ehrwürdigen und geheiligten Empfindungen verhöhnte, Tugend und Wahrheit als einen leeren Wahn verlachte, an den sich die vornehme Welt nicht zu kehren habe. So erstickten die Anlagen eines überlegnen Geistes und die Regungen eines von Natur edlen und offenen, wohlwollenden und großmüthigen Herzens im Schlamme der wildesten Ausschweifungen, welche selbst in jener Zeit eines bodenlosen Sittenverfalls ihres Gleichen suchten. Und schlimmer als das: aus dem Verdorbenen ward am Ende ein Verworfner, dem die öffentliche Meinung selbst die ungeheuerlichsten Verbrechen zutraute.

Frankreichs neuer Regent war der erste Prinz des Hauses, Ludwig's des Vierzehnten Neffe, Philipp der Zweite von Orleans, beim Ableben seines Oheims im kräftigen Mannesalter von ein und vierzig Jahren. Während man das zarte Bübchen, in dessen Namen er den Staat verwaltete, in den Tuilerien installirte, unter der Hut des etikettenvollen Marschalls von Villeroy, legte Philipp selbst seine Residenz in das seinem Vater von Ludwig dem Vierzehnten überlassene Palais Royal, in den Mittelpunkt des Pariser Lebens, und schon diese Veränderung des Regierungssitzes schien eine Veränderung des Regierungssystems anzukündigen. Anstatt der feierlichen Pracht von Versailles sehen wir einen Hof entstehen, der, mehr elegant als majestätisch, den leichteren, ächt Pariser Sitten und Liebhabereien des Herzogs entsprach; das Volk aber, das an die neue Wendung der Dinge so große Hoffnungen knüpfte, es glaubte diese schon halb erfüllt, weil sich sein Herrscher nicht mehr gleich einem Gotte in unnahbarer Hoheit vor ihm absperrte. In der That war mit dieser Verlegung und Neugestaltung des Hofes der erste Schritt zu dem tiefgreifenden Umschwunge gethan, welcher in Staat, in Gesellschaft und Denkart dem Ancien Régime sein Ende bereitete.

Philipp's erste Masregeln nährten die Erwartungen der Nation. Er verwarf die autokratische Centralisation seines Onkels und überwies die einzelnen Verwaltungsabtheilungen an eine Anzahl von Ausschüssen oder Conseils; er hob die Verfolgungen auf, die den

Digitized by Google

Jansenismus hatten austilgen sollen, und gab seiner Regierung den Anschein von Freisinn und Gerechtigkeit. Vor Allem jedoch kamen ihm die Sympathien des Volkes entgegen, als er eine eigene Untersuchungskammer, eine sogenannte Chambre ardente, einsetzte, welche gegen Alle strafend einschreiten sollte, die sich unter Ludwig dem Vierzehnten vom Mangel und Schweiße des Volkes die Taschen gefüllt hatten: gegen die Finanzbeamten, die Pächter und Unternehmer der öffentlichen Gefälle, die Lieferanten, die Staatspapierwucherer und Speculanten — sammt und sonders Leute, welche namentlich während der letzten Regierungsperiode des Königs im Trüben zu fischen und sich dadurch zum Theil kolossale Reichthümer zu erwerben verstanden hatten.

Juristisch ließ sich diese Untersuchungskammer keineswegs rechtfertigen, sie war im Gegentheile ganz ebenso ungerecht und willkürlich wie die Handlungen, die sie zu ahnden hatte; wenn das arme, geknechtete, ausgesogne, mishandelte Volk indeß frohlockte, daß es nun an Denen gerächt werden sollte, von welchen es so lange mit Füßen getreten und ausgepreßt worden war, so ist das sehr begreiflich und sehr menschlich, wenn schon nicht besonders edelmüthig. Allein wann und wo hat Edelmuth jemals zu den Tugenden der Massen gezählt? Zwei Jahre hindurch blieb das Gericht in Thätigkeit, processirte mit Hülfe aller damals im peinlichen Verfahren angewandten Zwangsmittel eine Menge von nicht weniger denn viertausend vierhundert und siebenzig Personen und nahm ihnen eine Summe von zweihundert und zwanzig Millionen als unrechtmäßig erworbenes Vermögen wieder ab. Unter den Bestraften oder vielmehr nach vorausgemachter Veranschlagung Ausgeplünderten befanden sich der Generalinspecteur der Artillerie Rivié, der Marineminister Phelippeaux de Pontchartrain, der Generalcontroleur und Kanzler Pontchartrain, die Finanzintendanten de Bercy, Le Rebours und Guyet, die königlichen Schatzmeister, die General- und Unterpächter der Steuern, die Provinzialintendanten, die Armeelieferanten, die Magazinverwalter in den Grenzplätzen u. s. w. — sie Alle hatten sich an der Noth des Volkes gemästet.

Wäre nur diesem die unter dem Vorwande des Rechts so gewaltsam eingetriebenen Gelder mindestens zu Gute gekommen, hätte

Digitized by Google

man mit den erpreßten Millionen, wie es verheißen war, Steuerdruck und Elend der Nation wirklich erleichtert! Davon indeß war keine Rede. In den Säckel des Staates flossen die Erträgnisse der Chambre ardente nicht, ebensowenig der Preis, um welchen einzelne der Angeklagten sich Freisprechung und Straflosigkeit zu sichern wußten, der ganze Raub ward von dem Räuber und seinen Creaturen, dem Regenten und seinen Günstlingen, in Beschlag genommen und verschwand im Schlunde der ewigen Lastergelage, die den Hof des Palais Royal mit unverlöschlichem Brandmal kennzeichneten.

Liederliche Männer und schamlose Weiber, Menschen, die von moralischen Bedenken nicht mehr behelligt werden, die für den Genuß des Augenblicks, zur Befriedigung ihrer schmutzigen Gelüste ungescheut sich jeder, auch der unnatürlichsten, Sünde in die Arme warfen, bildeten die tägliche Gesellschaft Philipp's von Orleans. Die Orgien, welche er in solchen Umgebungen, mit seinen Maitressen, mit Komödiantinnen und einigen seiner Vertrauten — er hieß sie seine Roué's, d. h. Galgenvögel, und legte jedem einen charakteristischen Spitznamen bei — mit Glücksjägern und Industrierittern Abend für Abend feierte, nicht selten auch unter Betheiligung seiner eignen Tochter, der Herzogin von Berri, die dem Vater in Zügellosigkeit den Rang streitig machte, gelangten mit ihren lasciven Scherzen und gotteslästerlichen Witzworten bald zu einem traurigen Weltrufe. Wie vordem zu „Chambre" und „Apartement" Ludwig's des Vierzehnten, mit demselben Eifer strebten jetzt Herren und Damen des höchsten Adels nach der Ehre, zu diesen „parties fines" des Regenten herangezogen zu werden, während Abenteurer der schlimmsten Sorte aus ganz Europa nach Paris strömten, sich im Gewirr des allgemeinen Schiffbruchs ein Stück vom Strandgute zu bergen. Rasch war der Schleier der Frömmelei wieder bei Seite gelegt, der in den Tagen der Maintenon zur Hoftracht gehörte, und schrankenloser Sinnentaumel mußte für den Zwang entschädigen, dem man in Versailles sich hatte unterwerfen müssen. Als, unter dem Einflusse seiner grämlichen Freundin, der König sich immer trübseligerer Bigotterie überließ, war es beim Adel guter Ton geworden, in den Pariser Vorstädten sich kleine Bet- und Andachtstätten zu gründen — während der Regentschaft wurden aus diesen Häusern

Digitized by Google

Traurig ging denn die Herrschaft des „großen Königs“ zu Ende. Auch in sein eignes Haus war die Trauer eingezogen. Sein einziger Sohn, der Dauphin, ein ernster frommer Prinz, Fenelon's Zögling, sein Enkel, der Herzog von Burgund und nunmehrige Dauphin, dessen Gemahlin, Beider ältester Sohn, der Herzog von Bretagne — sie Alle wurden binnen wenigen Monaten bei ihren Ahnen in der Abtei von Saint-Denis bestattet. Die böse Welt flüsterte von Vergiftung und bezichtigte den Herzog von Orleans, den nachmaligen Regenten Frankreichs, der Missethat — zweifellos mit Unrecht. Zwei Jahre danach nahm dieselbe Königsgruft auch den Herzog von Berri, den Bruder des Herzogs von Burgund, und sein kleines Töchterchen zur ewigen Ruhe auf. Von der zahlreichen legitimen Nachkommenschaft Ludwig's blieben ihm nur sein Urenkel, der Herzog von Anjou, der, fast Kind noch in der Wiege, als Ludwig der Fünfzehnte den Thron bestieg, und König Philipp der Fünfte von Spanien erhalten.

Da saß nun der hochbetagte Monarch, zwar immer noch despotisch und hochmüthig, doch finster der Bigotterie hingegeben, in einem abgelegenen Zimmer seines Versailler Schlosses zwischen seinem Beichtvater und der ihm heimlich angetrauten Witwe des Possendichters Scarron, der von ihm zur Marquise von Maintenon erhobenen Tochter eines Hochstaplers und Falschmünzers. Dies Weib, das unter sanften anspruchslosen Manieren eine ungemeine Energie und Klugheit verbarg, hatte, was vorher keiner seiner verschiedenen Favoritinnen geglückt, den König völlig zu unterjochen gewußt und den ihr verbündeten Jesuiten in die Arme getrieben. Frau von Maintenon ist es gewesen, die den Widerruf des Edicts von Nantes zwar nicht in Anregung brachte, aber die Hugenotten gewaltsam zu bekehren trachtete, Tausende der besten, wohlhabendsten und intelligentesten Familien in die Fremde jagte, die mörderischen Religionskämpfe in den Cevennen entzündete; sie war es, welche, in ihrem Ultrakatholicismus, die gewaltsame Unterdrückung der Jansenisten herbeiführte und die Sittenlosigkeit des Hofes mit einer widerwärtigen Scheinheiligkeit umkleidete, als deren naturnothwendigen Rückschlag wir die wilden Orgien der Regentschaft zu betrachten haben, die jedwede Maske des Anstands über Bord warfen

Digitized by Google

und dem Ancien Regime sein Todesurtheil sprachen. Groß und unselig war die Macht dieser religionsfanatischen Frau, unseliger als die Frivolität und Ränke ihrer Vorgängerin, der stolzen Athenais von Montespan, deren Prachtliebe den König zu immer neuen Festwundern stachelte. Die schwachen Sympathien, welche im Volke noch für den einst vergötterten König glommen — Frau von Maintenon's Werk war es, wenn auch diese ärmlichen Funken verloschen.

So ward der Tod Ludwig's des Vierzehnten, der am 1. September des Jahres 1715 erfolgte, buchstäblich mit Freude begrüßt. Schneidend war die Kanzelrede, welche des Königs eigner Hofprediger Jean-Baptiste Massillon dem Gedächtniß des Verstorbenen widmete, und als der Leichnam im Fackelscheine nach Saint-Denis gefahren wurde, da hatte längs der Straße das Volk sich kleine Zelte und Buden aufgeschlagen, in denen es zechte und sang und lachte, als sei es eine Lustprocession, was an ihm vorüberzog. Und noch ehe der König die Augen schloß, als bekannt wurde, daß er nur noch wenige Stunden zu leben habe, leerten sich seine Gemächer — die Hofleute eilten, sich der Gnade des neuen Machthabers rechtzeitig zu versichern. Selbst Frau von Maintenon, die sich trotz ihrer Stellung im Palaste von Versailles niemals heimisch gefühlt hatte, wartete die letzten Augenblicke ihres hohen Gemahls nicht ab, schon vorher zog sie sich nach dem von ihr gestifteten Fräulein-Convente von Saint-Cyr zurück, wo sie in nonnenhafter Abgeschiedenheit und asketischen Uebungen den Rest ihrer Tage verbrachte. Nur einige niedere Diener standen am Sterbebette eines Monarchen, von dessen Pracht und Glorie einst alle vier Theile der Erde widerhallt hatten und der bestimmend einwirkte auf Menschenalter, die nach ihm kamen, auf viele der Hauptrichtungen des achtzehnten Jahrhunderts.

Vorwiegend freilich im Schlimmen. Versailles gab den Anstoß zu der sittlichen Versumpfung, die sich von Frankreich aus über die gesammte civilisirte Welt fortpflanzte, um, nachdem sie die höheren Stände geistig und leiblich vergiftet, nach und nach auch das Bürgerthum anzufressen und zu erschlaffen. In Dresden und in München, in Stockholm und in Kopenhagen, in Stuttgart und

Digitized by Google

in Cassel, in Mainz und in Bonn, in Coblenz und in Salzburg, in Carlsruhe und in Bayreuth, bis zu den kleinsten Fürsten- und Grafenhöfen hinab spielte man Versailles; überall sog man den Unterthanen das Mark aus den Knochen und den Schweiß aus den Gliedern, um Ludwig den Vierzehnten zu copiren. Die groteske Carricatur, zu der sich die Nachäffung von Versailles an den Höfen mancher dieser Duodez- und Sedezmonarchen gestaltete, die sich nicht nehmen ließen, tagtäglich feierlich Lever zu halten, auch wenn sie zur Aufwartung dabei höchstens nur einen Amtmann oder einen Förster auf die Beine bringen konnten, würde überaus ergötzlich sein, wäre sie nicht zugleich ein so tief schmerzliches Zeichen der Zeit. Auflösung aller moralischen Zucht, Lockerung der dem Menschen heiligsten Bande, Buhlerinnenfrechheit, Leichtfertigkeit und Zügellosigkeit der oberen, feige Jämmerlichkeit der unteren Classen, brutaler Hochmuth der Herrschenden, sclavische Hinterlist der Dienenden; Edelleute, denen jegliches Gefühl von Ehre und Selbstachtung abhanden gekommen ist, die schmarotzend von Hof zu Hof, von Schloß zu Schloß umherziehen, die im Kartenspiel betrügen und sich öffentlich ihrer sittlichen Gesunkenheit rühmen; hochgeborne Frauen, die in boshaften Intriguen ihre Unterhaltung finden, die sich schamlos ihren Lüsten überlassen, „so daß die Legitimität der vornehmsten Familien nicht mehr außer Frage steht*), die ihre Hotels zu Spielhöllen und Kuppelhäusern erniedrigen und dergestalt zu glänzenden Einnahmen gelangen — das die Charakterzüge des unerquicklichen Bildes, welches die Gesellschaft an der Schwelle des achtzehnten Jahrhunderts darbietet.

In wie fern sich dieses Bild auf das letztere überträgt, in wie fern jener gewaltige Ideenumschwung, dessen wir Eingangs gedachten, im achtzehnten Jahrhundert seine Früchte zeitigt; in wie fern die Frauen an der Ausprägung der Zeitphysiognomie thätigen Antheil nehmen; in wie fern sich der Ausspruch Montesquieu's bewahrheitet, daß sie die innere Triebfeder der Geschichte sind, weil sie die Männer regieren, welche die Geschichte machen — das wird der weitere Verlauf unserer Darstellung zu lehren versuchen.

*) Julia Kavanagh, Woman in France during the eighteenth Century. Neue Ausgabe. Pag. 11 u. ff.

Digitized by Google

Zweites Capitel.

Aus den Tagen der Regentschaft. Philipp der Zweite von Orleans und die Seinigen. Eine deutsche Frau am französischen Hofe.

I.

Erst mit dem Abscheiden Ludwig's des Vierzehnten findet das siebenzehnte Jahrhundert seinen geschichtlichen Abschluß. Ueber seine natürlichen Grenzen hinaus hatte es der bis zu seiner letzten Stunde im Bewußtsein seiner souveränen Machtvollkommenheit unerschütterte Monarch mit despotischer Hand festzuhalten gestrebt, ja noch der Zukunft seine Regierungsgrundsätze aufzuzwingen versucht. Kaum aber hatte die Kloster-Krypta von Saint-Denis seinen Leichnam aufgenommen, so begann sich schon die neue Zeit zu regen, eine neue Richtung in Staat und Gesellschaft — der Geist des achtzehnten Jahrhunderts mit seinen großen Zerstörungs- und Befreiungskämpfen, welche aus den Trümmern, die sie ringsum ausstreuen, das Leben einer für die Bildung der europäischen Menschheit hinsichtlich ihrer höchsten Interessen so überaus bedeutsamen neuen Culturphase, die Triebkraft zu den großen geistigen und politischen Umgestaltungen entwickeln, an deren Vollendung wir selbst noch mit dem innersten Antheile unserer Seelen beschäftigt sind. Vorerst freilich gilt es, das Trauerspiel völliger sittlicher und socialer Auflösung und die Schrecken einer Sündfluth von Blut sonder Beispiel zu überwinden.

Wer mochte es dem Volke verargen, wenn es aufjubelte, als sein alter König den Erdenpurpur abstreifen mußte? Schien doch endlich die Wandlung gekommen, nach welcher die allgemeine Sehnsucht ging, der Druck der militärischen Willkürherrschaft gebrochen, der um so schmerzlicher empfunden worden war, je strenger man jedwede Aeußerung der die Gemüther erfüllenden Erbitterung niedergeschlagen hatte. Und zu welchem entsetzlichen Umfang das nationale

Digitized by Google

Elend während der letzten Periode von Ludwig's Regierung anschwoll, das wissen wir bereits. Bei seinem Tode waren nicht blos sämmtliche Cassen des Staates geleert, sondern auch auf zwei Jahre hinaus keine öffentlichen Einnahmen mehr zu erwarten, denn auf so lange Zeit hin hatte man Steuern und sonstige Einkünfte schon vorweg genommen. Seit Monaten erhielten die im Felde stehenden Truppen nicht mehr ihren vollen Sold; und jetzt fehlten die Mittel, sie auch nur die nächsten zwei, drei Wochen noch bezahlen und verpflegen zu können. Selbst die laufenden Zinsen der Staatsschuld zu decken, war weder Geld noch Credit vorhanden, kurz, die Hinterlassenschaft des „großen Königs" eine schwere Last, wenn der Erbe den ernsten Willen besaß, den drohenden Untergang vom Reiche abzuwenden und dessen Weltstellung zu retten. Wer aber war der Erbe solch' ungeheurer Verantwortlichkeit? Ein verwaistes, kränkliches Kind von kaum sechs Jahren, das ohne Gängelband im wörtlichen Sinne noch nicht laufen konnte. Als Vormund des schwächlichen Knaben und einstweiligen Regenten Frankreichs hatte Ludwig's des Vierzehnten Testament den Herzog von Maine bestellt, einen der legitimirten und zum Range der Prinzen von Geblüt erhobenen beiden Söhne der Marquise von Montespan, der, geistig unbedeutend, zaghaft und indolent, sich ganz von seiner Frau, der hochfahrenden Prinzessin Louise Benedicte von Bourbon-Condé, bestimmen ließ.

Daß das Parlament gezwungen wurde, diese testamentarische Verfügung für null und nichtig zu erklären, daß der untaugliche Vormund gar nicht zum Antritt seines Amtes gelangte und sich widerstandslos bei Seite schieben ließ, das erregte beim Volke die freudigsten Erwartungen, zumal man nicht säumte, es mit ausdrücklichen Versprechungen zu ködern. Leider sollten diese Erwartungen so schmählich getäuscht werden, wie Vertrauen und Hoffnung nur jemals getäuscht worden sind. Der Mann, welcher mit entschlossenem Griff die Leitung des Reiches in die Hand nahm, entbehrte zwar weder der Talente noch der Kenntnisse, nicht des Muthes und des Willens, weder der Gewandtheit noch der Kaltblütigkeit, die dem Staatsoberhaupt erforderlich sind, größer als seine Begabung und Charaktereigenschaften jedoch waren seine Laster,

Digitized by Google

die cynische Rücksichtslosigkeit, mit der er, von einem ruchlosen Priester zu Wollust und Freigeisterei erzogen, allen Geboten von Zucht und Sitte in's Gesicht schlug, alle dem Menschen ehrwürdigen und geheiligten Empfindungen verhöhnte, Tugend und Wahrheit als einen leeren Wahn verlachte, an den sich die vornehme Welt nicht zu kehren habe. So erstickten die Anlagen eines überlegnen Geistes und die Regungen eines von Natur edlen und offenen, wohlwollenden und großmüthigen Herzens im Schlamme der wildesten Ausschweifungen, welche selbst in jener Zeit eines bodenlosen Sittenverfalls ihres Gleichen suchten. Und schlimmer als das: aus dem Verdorbenen ward am Ende ein Verworfner, dem die öffentliche Meinung selbst die ungeheuerlichsten Verbrechen zutraute.

Frankreichs neuer Regent war der erste Prinz des Hauses, Ludwig's des Vierzehnten Neffe, Philipp der Zweite von Orleans, beim Ableben seines Oheims im kräftigen Mannesalter von ein und vierzig Jahren. Während man das zarte Bübchen, in dessen Namen er den Staat verwaltete, in den Tuilerien installirte, unter der Hut des etikettenvollen Marschalls von Villeroy, legte Philipp selbst seine Residenz in das seinem Vater von Ludwig dem Vierzehnten überlassene Palais Royal, in den Mittelpunkt des Pariser Lebens, und schon diese Veränderung des Regierungssitzes schien eine Veränderung des Regierungssystems anzukündigen. Anstatt der feierlichen Pracht von Versailles sehen wir einen Hof entstehen, der, mehr elegant als majestätisch, den leichteren, ächt Pariser Sitten und Liebhabereien des Herzogs entsprach; das Volk aber, das an die neue Wendung der Dinge so große Hoffnungen knüpfte, es glaubte diese schon halb erfüllt, weil sich sein Herrscher nicht mehr gleich einem Gotte in unnahbarer Hoheit vor ihm absperrte. In der That war mit dieser Verlegung und Neugestaltung des Hofes der erste Schritt zu dem tiefgreifenden Umschwunge gethan, welcher in Staat, in Gesellschaft und Denkart dem Ancien Régime sein Ende bereitete.

Philipp's erste Masregeln nährten die Erwartungen der Nation. Er verwarf die autokratische Centralisation seines Onkels und überwies die einzelnen Verwaltungsabtheilungen an eine Anzahl von Ausschüssen oder Conseils; er hob die Verfolgungen auf, die den

Digitized by Google

Jansenismus hatten austilgen sollen, und gab seiner Regierung den Anschein von Freisinn und Gerechtigkeit. Vor Allem jedoch kamen ihm die Sympathien des Volkes entgegen, als er eine eigene Untersuchungskammer, eine sogenannte Chambre ardente, einsetzte, welche gegen Alle strafend einschreiten sollte, die sich unter Ludwig dem Vierzehnten vom Mangel und Schweiße des Volkes die Taschen gefüllt hatten: gegen die Finanzbeamten, die Pächter und Unternehmer der öffentlichen Gefälle, die Lieferanten, die Staatspapierwucherer und Speculanten — sammt und sonders Leute, welche namentlich während der letzten Regierungsperiode des Königs im Trüben zu fischen und sich dadurch zum Theil kolossale Reichthümer zu erwerben verstanden hatten.

Juristisch ließ sich diese Untersuchungskammer keineswegs rechtfertigen, sie war im Gegentheile ganz ebenso ungerecht und willkürlich wie die Handlungen, die sie zu ahnden hatte; wenn das arme, geknechtete, ausgesogne, mishandelte Volk indeß frohlockte, daß es nun an Denen gerächt werden sollte, von welchen es so lange mit Füßen getreten und ausgepreßt worden war, so ist das sehr begreiflich und sehr menschlich, wenn schon nicht besonders edelmüthig. Allein wann und wo hat Edelmuth jemals zu den Tugenden der Massen gezählt? Zwei Jahre hindurch blieb das Gericht in Thätigkeit, processirte mit Hülfe aller damals im peinlichen Verfahren angewandten Zwangsmittel eine Menge von nicht weniger denn viertausend vierhundert und siebenzig Personen und nahm ihnen eine Summe von zweihundert und zwanzig Millionen als unrechtmäßig erworbenes Vermögen wieder ab. Unter den Bestraften oder vielmehr nach vorausgemachter Veranschlagung Ausgeplünderten befanden sich der Generalinspecteur der Artillerie Rivié, der Marineminister Phelippeaux de Pontchartrain, der Generalcontroleur und Kanzler Pontchartrain, die Finanzintendanten de Bercy, Le Rebours und Guyet, die königlichen Schatzmeister, die General- und Unterpächter der Steuern, die Provinzialintendanten, die Armeelieferanten, die Magazinverwalter in den Grenzplätzen u. s. w. — sie Alle hatten sich an der Noth des Volkes gemästet.

Wäre nur diesem die unter dem Vorwande des Rechts so gewaltsam eingetriebenen Gelder mindestens zu Gute gekommen, hätte

Digitized by Google

man mit den erpreßten Millionen, wie es verheißen war, Steuerdruck und Elend der Nation wirklich erleichtert! Davon indeß war keine Rede. In den Säckel des Staates flossen die Erträgnisse der Chambre ardente nicht, ebensowenig der Preis, um welchen einzelne der Angeklagten sich Freisprechung und Straflosigkeit zu sichern wußten, der ganze Raub ward von dem Räuber und seinen Creaturen, dem Regenten und seinen Günstlingen, in Beschlag genommen und verschwand im Schlunde der ewigen Lastergelage, die den Hof des Palais Royal mit unverlöschlichem Brandmal kennzeichneten.

Liederliche Männer und schamlose Weiber, Menschen, die von moralischen Bedenken nicht mehr behelligt werden, die für den Genuß des Augenblicks, zur Befriedigung ihrer schmutzigen Gelüste ungescheut sich jeder, auch der unnatürlichsten, Sünde in die Arme warfen, bildeten die tägliche Gesellschaft Philipp's von Orleans. Die Orgien, welche er in solchen Umgebungen, mit seinen Maitressen, mit Komödiantinnen und einigen seiner Vertrauten — er hieß sie seine Roué's, d. h. Galgenvögel, und legte jedem einen charakteristischen Spitznamen bei — mit Glücksjägern und Industrierittern Abend für Abend feierte, nicht selten auch unter Betheiligung seiner eignen Tochter, der Herzogin von Berri, die dem Vater in Zügellosigkeit den Rang streitig machte, gelangten mit ihren lasciven Scherzen und gotteslästerlichen Witzworten bald zu einem traurigen Weltrufe. Wie vordem zu „Chambre" und „Apartement" Ludwig's des Vierzehnten, mit demselben Eifer strebten jetzt Herren und Damen des höchsten Adels nach der Ehre, zu diesen „parties fines" des Regenten herangezogen zu werden, während Abenteurer der schlimmsten Sorte aus ganz Europa nach Paris strömten, sich im Gewirr des allgemeinen Schiffbruchs ein Stück vom Strandgute zu bergen. Rasch war der Schleier der Frömmelei wieder bei Seite gelegt, der in den Tagen der Maintenon zur Hoftracht gehörte, und schrankenloser Sinnentaumel mußte für den Zwang entschädigen, dem man in Versailles sich hatte unterwerfen müssen. Als, unter dem Einflusse seiner grämlichen Freundin, der König sich immer trübseligerer Bigotterie überließ, war es beim Adel guter Ton geworden, in den Pariser Vorstädten sich kleine Bet- und Andachtstätten zu gründen — während der Regentschaft wurden aus diesen Häusern

Digitized by Google

jene „petites maisons," die berüchtigten Tempel der scandalösesten Ausschweifungen, deren äußere Hülle Niemanden über den wahren Charakter der fashionablen Bußanwandelungen zu täuschen vermochte.

Wol nur die Tage unter den späteren römischen Imperatoren haben eine ähnliche Sittenverwilderung gesehen, wie sie an Philipp's Hofe sich über die höheren Kreise der französischen Gesellschaft verbreitete. Die widerlichsten Laster wurden ebenso öffentlich betrieben wie besprochen, sogar von Damen als eine Sache behandelt, die sich von selbst verstehe, und Prinzessinen und Herzoginnen gebrauchten nicht wohl zu nennende Mittel, um sich, ehe sie öffentlich erschienen, durch schmachtende Mienen ein interessantes Ansehen zu geben. Nur noch Ausnahme war es, als altfränkisch bürgerliche Mode bespöttelt, wenn in den Ehen der vornehmen Welt Mann und Frau gemeinsamen Haushalt führten. Man hatte vielmehr seine gesonderten Wohnungen, verkehrte in verschiedenen Cirkeln, ging fesselos seinen beiderseitigen Vergnügungen nach, lebte vor Aller Augen mit seinen Galanen und Concubinen. Auch beim weiblichen Geschlechte stand sinnlose Trunkenheit auf der Tagesordnung, noch bei Weitem aber nicht der entwürdigendsten Untugenden eine, denen es fröhnte. „Das Sauffen ist gar gemein bey die Weiber hir in Frankreich," schreibt ihrer Halbschwester die wackere deutsche Fürstin, deren Charakterbild wir sogleich näher betrachten werden.

Ludwig der Vierzehnte hatte seine Person für den Zweck und Inbegriff des Staates erklärt, der Regent beutete desgleichen Staat und Nation zu seinem und der Seinigen persönlichen Zwecken aus und führte durch die Finanzvorkehrungen, zu denen er schritt, um das Geld für seine sybaritische Liederlichkeit zu finden, binnen wenigen Jahren Zustände über das Reich herauf, welche den Nothstand noch überboten, aus dem das Land durch ihn erlöst zu werden hoffte. Gierigen Ohres den Projecten gewissenloser Speculanten lauschend, leistete er einer Periode des Börsenschwindels Vorschub, eines wahnwitzigen Wettlaufs nach dem goldnen Kalbe, welche eine viel größere Schaar von Bethörten in ihre Strudel hinabriß, als die in jüngster Vergangenheit von uns selbst durchlebte „Gründerzeit." Adel und Bürgerthum, Reich und Arm wurden von einer blinden Spielwuth gepackt, als der Schotte John Law, zweifelsohne eine

Digitized by Google

Finanzcapacität erster Größe, mit den verführerischen Plänen seiner Bank und seiner Mississippi-Compagnie hervortrat. Jedermann eilte, sein gutes Gold gegen die neuen Papierzettel umzutauschen, die man kaum so schnell und so massenhaft fabriciren konnte, wie sie vom Publicum begehrt wurden. Je fünfhundert Livres betrug der Nominalwerth der Actien, zwölf Monate nach ihrer Creirung zahlte man mit Freuden achtzehn- bis zwanzigtausend Livres für das Stück. Daß die Scheine so zu sagen in der Luft standen, aller und jeder Garantie ermangelnd, „daß alles baare Geld in der Welt nicht hinreichen könne, sie einzulösen," danach frug kein Mensch, pries sich doch glücklich, wer das Wunderpapier überhaupt erhaschte. Stundenlang harrten die vornehmsten und elegantesten Damen in einem ärmlichen Schuhflickerladen der Rue Quaincampoix, bis an sie die Reihe des Eintritts in die segenspendende Bank gekommen war.

Die goldne Aera schien gekommen, Besitz und Vermögen ins Unendliche zu wachsen, Handel und Industrie einer unbegrenzten Entwickelung entgegenzugehen, wer hätte da auf die Warnungen des Parlamentes, dieser zopfigen Fortschrittsfeinde, hören mögen, als es sich dem Regenten zu widersetzen versuchte, der die Law'schen Unternehmungen zu Staatsanstalten und ihren Gründer zum Staatsrath und Generalcontroleur der Finanzen erhob? Aeußerten sich auch schon einige Zeichen des Mistrauens, der allgemeine Taumel hatte sich noch nicht erschöpft. Jäh aber und furchtbar war das Erwachen aus dem berauschenden Traume, das nicht mehr lange auf sich warten ließ. Alle künstlichen Masregeln und despotischen Gesetze, den Bankscheinen ihren Cours zu erhalten, alle Bemühungen Law's, durch falsche Bilanzen die keimende Unruhe zu beschwichtigen, verfingen zuletzt nicht mehr — nach anderthalb Jahren ihres Bestehens mußte sich die Bank für zahlungsunfähig erklären. Actien, die man noch vor Kurzem für zwanzigtausend Livres billig erworben zu haben glaubte, waren plötzlich keinen Louisd'or mehr werth, unzählige einst wohlhabende Familien an den Bettelstab gebracht, alle Besitzverhältnisse total verwandelt, erschüttert, fraglich geworden, Handel und Wandel im Aufblühen geknickt und auf lange Zeit ihrer Triebkraft beraubt, die Finanzen des Staates in noch heilloserer Verfassung, als sie Ludwig der Vierzehnte hinterlassen

Digitized by Google

hatte, dessen Privatschulden allein eine fabelhafte Höhe erreichten, der öffentliche Credit schien auf immer vernichtet.

Maslos wie der Taumel gewesen, ebenso maslos zeigte sich die Empörung des Volkes, als es die ganze Schwere der Katastrophe zu begreifen begann, als es gewahrte, wie der Regent, die Prinzen, die großen Herren und ihre Vertrauten aus dem allgemeinen Ruin für sich selber Capital zu schlagen verstanden, wie sie sich bereichert, mit den Bankzetteln ihre Schulden getilgt und ausgedehnte Ländereien gekauft, wie sie vorsorglich Gold und Silber geborgen hatten, wie ihr sündiges Schlaraffenleben in immer raffinirtere Ueppigkeit ausartete, während ringsum Tausende und Abertausende der bittersten Armuth verfielen. Zwar wurden Untersuchungen gegen die Männer angestrengt, die in gewinnsüchtiger Absicht ihre Stellung zur Beförderung des Schwindels benützt hatten, zwar ergab sich daraus, bis zu welcher sittlichen Verkommenheit selbst die ersten Beamten des Staates gesunken, wie hätte man aber hoffen dürfen, die Hauptschuldigen zur Rechenschaft gezogen zu sehen, wenn an deren Spitze Prinzen der Dynastie wie der Herzog von Bourbon und der Prinz von Conti standen und hohe Geistliche des Reiches den schamlosesten Betrügereien nicht fremd geblieben waren?

Law selbst hatte sich, sein gesammtes kolossales Vermögen preisgebend, den Folgen der von allen Seiten wider ihn aufflammenden Wuthausbrüche durch die Flucht entrückt, um nachmals in Venedig sein Leben durch Pharaospiel zu fristen und in Dürftigkeit zu enden, auf das Haupt des Regenten ergoß die Nation daher die ganze Schale ihres Hasses, ihres verzweiflungsvollen Ingrimmes, wenn gleich Philipp von Orleans nicht die alleinige Verantwortung für das angerichtete Unheil trifft. Nicht minder wol in der Hoffnung, für den gemeinen Nutzen als für seinen eignen Säckel zu sorgen, hatte er geschickt nur die Zeitströmung erfaßt, und die Habgier des Publicums beschleunigte und vollendete das Verderben. Mit der kalten Menschenverachtung aber, mit der frivolen Gleichgültigkeit gegen die sittlichen Grundlagen, die den Werth des Menschen bedingen, gegen das Urtheil von Mit- und Nachwelt, die schon dem Knaben von seinem Lehrer, dem nichtswürdigen Dubois, in die Seele gepflanzt worden waren, spottete der Herzog der Aeußerungen

Digitized by Google

des öffentlichen Unwillens, die ihn verfolgten, lachte der Pasquille und Drohschriften, die sein Regiment und Treiben geißelten, und leerte mit seinen „Galgenvögeln," seinen Buhlerinnen, seinen Ballerinen und Opernsängerinnen allnächtlich den Becher der ekelhaftesten Sinnenlust bis zur Hefe, um jedes ernsten Gedankens unfähig, abgestumpft für Schmach und für Ehre, jenen durch Lasterhaftigkeit und Verrath emporgekommenen, geistig tief unter ihm stehenden Priester schließlich für sich herrschen und ruhig geschehen zu lassen, daß die von ihm eingeschlagene Politik der religiösen Versöhnung in ihr directes Gegentheil verkehrt wurde, lediglich, damit der zuchtlose Kirchenfürst, der bereits Abt von sieben der begütertsten Klöster Frankreichs und Erzbischof von Cambrai war, sich auch noch mit dem Cardinalshute brüsten könne.

In Philipp von Orleans ging eine unleugbar groß und tüchtig angelegte Natur traurig zu Grunde. Mit seinen glänzenden Geistesgaben und seinem offenen, menschenfreundlichen Herzen hätte er der Retter und Erneuerer Frankreichs, der Erlöser einer verrotteten Gesellschaft, der Wohlthäter des gedrückten Volkes werden können, wäre seine Erziehung in andere Hände gefallen und hätte Ludwig der Vierzehnte aus kleinlicher Eifersucht den aufstrebenden Jüngling nicht absichtlich moralisch verderben lassen. Kaum achtzehnjährig, hatte der Prinz in Flandern sich durch seltene kriegerische Talente hervorgethan, so daß das Heer mit großen Hoffnungen auf ihn blickte, der König aber mochte keinen Zweiten neben sich dulden, der vielleicht seinen eignen Ruhm verdunkeln könnte. Der Neffe mußte darum die Armee verlassen, um fortan unter Dubois' Führung in schnöder Sinnenlust die Gedanken an politische oder militärische Auszeichnung zu ertränken. Wie schwer das Land durch solche Erziehung seines Regenten gelitten hat, wissen wir. Im Wirbel der wüstesten Orgien jedoch kommt Philipp's besserer Kern gelegentlich zu Tage, freilich in flüchtigen Regungen, die ebenso schnell wieder verschwinden wie sie auftauchen. Er glaubte weder an Liebe noch an Freundschaft, auch an seine vielen Maitressen durch kein wärmeres Gefühl, blos durch das Band der Gewohnheit und der Sinnlichkeit gefesselt, selbst seinen ärgsten Feinden jedoch ist er stets mit großmüthiger Milde begegnet, sogar gegen die

Digitized by Google

Theilnehmer wider ihn angestellter Verschwörungen war er nur mit Mühe zu strengen Masregeln zu vermögen und gab den Häuptern der Conspirationen schnell genug ihre Freiheit wieder.

Die widerstrebendsten Eigenschaften und Neigungen mischten sich im Wesen des Herzogs. Freisinn und aristokratischer Dünkel, bestechende persönliche Liebenswürdigkeit und freche Misachtung von Andrer Rechten, wenn sie mit seiner Genußsucht collidirten, Unglauben und Aberglauben, träge Weichlichkeit und ernste Studien, Lust an künstlerischen und wissenschaftlichen Beschäftigungen, an Musik und Malerei, an Mathematik und Chemie, und gemeinste Liederlichkeit liefen darin neben- und durcheinander; und es hieße dem Manne wol Unrecht anthun, wollte man zweifeln, daß er von den besten Intentionen beseelt war, das sinkende Staatsschiff wieder flott zu machen, als er dessen Steuerruder ergriff. Der Mensch, kann nicht aus seiner Haut heraus, er ist das Product seiner Zeit, seines Heimatbodens, seiner Umgebungen. Selbstverständlich haben wir mithin auch bei der Beurtheilung Philipp's von Orleans den Einflüssen genügende Rechnung zu tragen, unter denen er aufwuchs. Es waren dies die Einflüsse einer gährenden Uebergangsperiode, einer sich zersetzenden Gesellschaft, aus deren wildem, trübem Auslebungschaos in allmählichem Abklärungsprocesse die Bildungen einer neuen Geschichtsepoche sich krystallisiren sollten. In dergleichen Zwischenstadien stoßen sich das Alte und das Neue, flammen die Leidenschaften der Vergangenheit noch einmal in krankhafter Uebertreibung auf und wirren sich mit den Leidenschaften der Zukunft, berühren sich die Contraste schroffer denn sonst, begegnen sich Strebungen und Gegenstrebungen, mengen sich Tugenden und Laster der aufgehenden und der versinkenden Menschenalter. Und Frankreichs Regent war der ächte Sohn dieser Zeit und seines Volkes in ihr. Gottesleugner nicht blos, sondern witzelnder Gotteslästerer, prahlend mit seinem Atheismus, Religion und Kirche mit schalen und schlüpfrigen Spöttereien verhöhnend, suchte er vor seinen Retorten und Schmelztiegeln doch eifrig nach dem Steine der Weisen, operirte mit Wünschelruthen und Traumbüchern, consultirte Kartenschläger und Wahrsager und brachte Nächte damit zu, die Geister der Hölle zu bannen. Wie es so häufig der Fall,

Digitized by Google

gingen die frivolste Freigeisterei und der wahnsinnigste Aberglaube Hand in Hand. Mit dem Regenten bewegte sich fast die ganze höhere Gesellschaft Frankreichs in diesen anscheinend unvereinbaren Gegensätzen. Man parodirte das Christenthum in witzigen Madrigalen — die geistlichen Modeherren ebenso wie die weltlichen — und starb vor Angst, wenn sich irgend ein harmloses Begebniß zutrug, das als ungünstiges Omen gedeutet werden konnte.

An toller Vergnügungssucht und ungemessener Verschwendung aber sah sich Philipp von Orleans von gar vielen Häusern des Hochadels noch überflügelt; das beweisen die zeitgenössischen Berichte und Documente, welche Taine in seinem schon öfters citirten Werke vereinigt hat, um die überschwängliche Pracht und Glanzentfaltung der beiden höheren Stände des damaligen Frankreichs zu schildern. Es war nur eine neue Illustration des alten Salomonischen Spruches: „Hochmuth kommt vor dem Fall." Wie gar bald sollte sich der Schwerpunkt der Gesellschaft verrücken und ihre Führerschaft jenem „Tiers-Etat" zufallen, der sich soeben schüchtern zu rühren begann! Die Formen der Etikette zwar haben sich gemildert, der steife Zwang vom Hofe Ludwig's des Vierzehnten geht mehr und mehr in Anmuth und Beweglichkeit über, in Tracht und Wohnung, in Redeweise und Gebahren weicht die Feierlichkeit der Gefälligkeit, der äußere Apparat des vornehmen Lebens, der Luxus in der Repräsentation aber hat sich eher noch vermehrt als vermindert. Die Häuser der Aristokratie werden Jahr aus Jahr ein vom Morgen bis zur Nacht nicht leer von Gästen und Besuchern, von Grands Seigneurs und vornehmen Damen, und wer sich zur „Welt" zählt, der hält tagtäglich offene Tafel für Jeden, der da kommt. Die Emporkömmlinge, die Bankiers, die nach den von ihnen gekauften Baronien und Herrschaften sich Adelstitel beizulegen pflegen, alle jene Geschäftsleute, welche seit Law mit der Geburtsaristokratie zu wetteifern trachten, äffen natürlich dies Hochleben nach. Umschloß doch der Haushalt eines einfachen Steuerpächters — wir wissen das aus den Denkwürdigkeiten seiner Frau — ein Dienstpersonal von sechszehn Köpfen. Beim „Lever" des Mannes standen Kammerdiener, Lakaien, Secretär in Parade aufgepflanzt, um ihn zu bedienen und seine Befehle in Empfang zu nehmen, und nach

Digitized by Google

und nach füllte sich das Vorzimmer mit Hunderten von Menschen, Bittstellern, Besuchern, Kaufleuten, Juwelieren, Bedienten und Gläubigern — Müßiggang, Unordnung, Schulden, Ceremoniel, Gönner- und Günstlingsschaft also auf der untersten Sprosse der Adelsleiter wie auf der obersten.

In den Provinzen und in der Armee ist es nicht anders. Wir finden Marschälle, die mehr als hundert Diener und Beamten allein für ihre Küche brauchen und deren Läufer Livreen tragen, von denen jede viertausend Livres kostet, während in ihren Ställen zwei bis dreihundert Luxuspferde stehen, die ihnen auch ins Feld nachfolgen. Generäle, Obersten, selbst Hauptleute geben Ball auf Ball und Fest um Fest, sehen täglich ihre Adjutanten und Lieutenants bei sich zur Tafel und sich derart zu einem Aufwand genöthigt, welcher ihre Besoldungen weit übersteigt, weshalb die Regimenter auch nur an Söhne großer Häuser und die Compagnien blos an reiche Edelleute verliehen werden. „Ein Regiment," sagt Voltaire, „ist nicht mehr der Lohn für geleistete Dienste, es ist das Aequivalent für die Summe, welches die Eltern eines jungen Mannes anlegen wollen, damit ihr Sohn in einer Provinzialstadt drei Monate lang offne Tafel halten kann." Die Präsidenten der höchsten Gerichtshöfe, sowol in Paris wie in Versailles und Fontainebleau, haben jeden Tag mindestens zwanzig Gäste bei Tische und halten drei Mal in der Woche Galadiners, zu denen oft hundert und mehr Personen eingeladen werden. Auch im Civildienste mithin ist es nicht Befähigung und Rechtschaffenheit, sondern vornehme Geburt und Reichthum, was bei Besetzung der oberen Stellen entscheidet. Das Hauptgeschäft eines großen Herrn besteht ja darin, daß er mit Würde die Honneurs seines Hauses macht.

Ob dies letztere geistlich oder weltlich ist, bedingt keinen Unterschied. „Die hundert und einunddreißig Bischöfe und Erzbischöfe, die siebenhundert gepfründeten Aebte sind sämmtlich Welt- und Lebemänner, haben Geld und feine Manieren, und ihr bischöflicher Palast oder ihr Kloster dient ihnen als Landsitz, den sie verschönern und einrichten je nach dem häufigern oder seltnern Aufenthalte, den sie dort nehmen und je nach der Gesellschaft, welche sie daselbst empfangen." Der Abt von Clairvaux hält einen förmlichen Hofstaat

Digitized by Google

von weiblichen sowol wie männlichen Mitgliedern, selbst der Pater Procurator der Karthause von Val-Saint-Pierre bewirthet Tag für Tag eine Anzahl von Gästen. Die Aebtissin des Klosters Origny bei Saint-Quentin entbehrt in ihren Gemächern wie bei ihren Mahlzeiten selten des Herrenbesuchs, und im Stifte von Remiremont veranstalten Aebtissin und Canonissinnen unaufhörliche Feste und Ergötzlichkeiten, bei denen es nichts weniger als klösterlich hergeht. Im Kloster von Alix bei Lyon tragen die Nonnen ganz weltliche Kleidung, Reifröcke und Schleppen, nur sind ihre Gewänder von schwarzer Seide und ihre Mäntel mit Hermelin gefüttert. Die Klosterfräulein von Loutre unweit Saarlouis laden sich die hier garnisonirenden Officiere zu Tische und erweisen sich durchaus nicht spröde. Im Frauenconvente von Ottmarsheim im Elsaß wird flott getanzt und noch allerhand andre Kurzweil getrieben. Nirgends jedoch hat das geistliche Leben einen so profanen, so luxuriösen und ausschweifenden Anstrich wie in den meisten bischöflichen Palästen. Manche derselben beherbergen zu gleicher Zeit zweihundert geladene Gäste und deren Diener, nie aber fehlt es darin an einer Gesellschaft von zwanzig bis dreißig liebenswürdigen und gefälligen Damen aus der Provinz und aus Paris. In anderen belustigt man sich mit vertraulichen Gelagen, welche den Orgien des Palais Royal zum Verwechseln ähnlich sehen. So verstreuen sich über das ganze Land Stätten aristokratischen Glanzes und Lebens, „wo fort und fort Schwärme von schöner Welt sich niederlassen, um zu tafeln und zu tanzen, zu jagen und zu spielen, zu lieben und zu schwelgen. Von Volière zu Volière kann man die Spur dieser schimmernden Vögel verfolgen; sie verweilen eine Woche, einen Monat, ein Vierteljahr und prunken mit ihrem Gefieder und Gezwitscher.“ Das Vergnügen bildet die Lebensaufgabe der „guten“ Gesellschaft; wer ein elegantes Haus macht, glänzende Feste mit Schauspiel und Oper zu geben versteht, der erwirbt sich höhern Ruhm als der verdienstvollste Staatsmann oder Feldherr. „Das Leben ist zu kurz,“ sagt man mit Voltaire, „um es zu Anderm als zu Lust und Festlichkeiten zu gebrauchen . . . Der Mensch ist nur zur Freude geboren, und unter den nothwendigen Dingen steht das Ueberflüssige obenan.“

Digitized by Google

Daß man bei solchen Grundsätzen seine Privatangelegenheiten mit der nämlichen Sorglosigkeit und Leichtfertigkeit behandelt wie die öffentlichen, läßt sich begreifen. „Haushaltung, Güterverwaltung, Arbeit gilt der vornehmen Welt für kleinbürgerlich und abgeschmackt, das Alles ist Sache des Intendanten und Haushofmeisters.“ . . . Sobald man sich um dergleichen Dinge kümmern soll, hört ja das Leben auf, ein Fest zu sein. Bequemlichkeit, Luxus, Annehmlichkeiten müssen dem großen Herrn und der großen Dame ohne Weiteres in den Mund fliegen wie die gebratenen Tauben dem glücklichen Bewohner des Schlauraffenlandes, von welchem der biedere Nürnberger Meistersinger Hans Sachs erzählt: „Ohne daß er dazu die Hand zu rühren hat, muß der Cavalier Gold in seiner Tasche, ein feines Gewand in seinem Ankleidezimmer, gepuderte Lakaien in seiner Antichambre, ein leckeres Diner auf seinem Tische finden, damit er seine ungeschmälerte Aufmerksamkeit darauf wenden kann, wie er diese Herrlichkeiten in der Gesellschaft seiner Gäste mit Anmuth genießen will.“ Natürlich machen bei einer derartigen Wirthschaft die Diener und Hausofficianten die besten Geschäfte. Welchen Grad diese im Schwange stehende häusliche Räuberei erreichte, erhellt u. a. aus der Thatsache, daß blos für die Schüssel Suppe, welche eine zweijährige kleine Prinzessin des königlichen Hauses des Tags zu essen bekam, in der Jahresrechnung des Hofhaltes die Summe von fünftausend Livres vermerkt stand. Von der allgemeinen Vergeudung aber, welche die höheren Schichten der französischen Gesellschaft durchdrang, mögen einige andere Ziffern zeugen. Eine der Modedamen schuldete ihrem Schuhmacher sechzigtausend, eine andere ihrem Schneider hundert und achtzigtausend Livres. In einer einzigen Nacht verlor ein Herr vom Hofe siebenmalhunderttausend Livres, ein zweiter Grand Seigneur, dem sein Vater ein jährliches Einkommen von fünfmalhunderttausend Livres hinterlassen, hatte binnen wenigen Jahren eine Schuldenlast von zehn Millionen Livres contrahirt, ein dritter ließ einen Brillanten im Werthe von vielen Tausenden von Franken, der von einer seiner Freundinnen als Geschenk verschmäht worden war, pulverisiren und streute den kostbaren Staub anstatt feinen Sandes auf das Billet, welches er der spröden Schönen zur Antwort schrieb.

Digitized by Google

In einer solchen Welt ist ein Philipp von Orleans keine außergewöhnliche Erscheinung mehr.

II.

Acht und vierzig Jahre alt, auf dem Höhepunkt seines Ruhmes und im vollen Glanze seines Glückes, hatte sich Ludwig der Vierzehnte mit der ein und fünfzigjährigen Wittwe Scarron, Françoise d'Aubigné, Marquise von Maintenon, heimlich vermählt, die seit längerer Zeit schon seine geistliche und weltliche Egerie war. In einer kleinen Capelle des Versailler Schlosses segnete am 12. Juni 1685 der Erzbischof von Paris, Harlay de Chanvalon, unter Assistenz des königlichen Beichtvaters, des bekannten Jesuitenpaters de La Chaise, und im Beisein des Marquis von Louvois und von Montchevreuil, diese zweite Ehe des Monarchen ein. Seitdem war Frau von Maintenon, die das Licht zwischen den Mauern des Kerkers erblickte, in welchem ihr Vater, ein verworfenes Subject, das sich schon früher mehrfachen Mordes schuldig gemacht, als Betrüger und Landesverräther gefangen saß, länger als ein Menschenalter hindurch am Hofe und im Staate allmächtig. Zwar trug sie nicht den Namen einer Königin von Frankreich, zwar nahm sie als einzige äußere Auszeichnung die Ehre in Anspruch, der täglichen Messe in einer der vergoldeten Logen beiwohnen zu dürfen, deren Gebrauch nur dem Reichsoberhaupte und seiner Gemahlin zustand, allein Niemandem blieb die wahre Natur ihrer Beziehungen zum Könige zweifelhaft. Räumte ihr Ludwig der Vierzehnte im engern Verkehr doch „alle die Vorrechte ein, die nur seiner Gattin gebührten, nannte sie nie anders als „Madame," ohne jedweden Zusatz von Namen oder Titel, und behandelte sie mit einer fast unterwürfigen Höflichkeit. Der Dauphin und alle Prinzen des königlichen Hauses erwiesen ihr mündlich und schriftlich die tiefste Ehrerbietung, frugen sie in allen Dingen um Rath und wandten sich an sie und den König als an die beiden Häupter der Familie. Der ganze Hof lag ihr zu Füßen und buhlte um ein Wort, um einen Blick von ihr; Parlamente, Provinzen, Städte, Regimenter richteten ebensowohl an sie wie an den König ihre Gesuche und Bittschriften. Dasselbe thaten die Cardinäle, die

Digitized by Google

Bischöfe und alle anderen Großen des Landes. Fremde Monarchen warben um ihre Freundschaft, die kleinen Fürsten um ihre Huld und Gnade, der Papst stellte seine Nuntien unter ihren Schutz, legte die kirchlichen Angelegenheiten in ihre Hände und empfahl Alles, was die Religion anging, ihrer Unterstützung und Förderung." Theophile Lavallée, Madame de Maintenon et la Maison royale de Saint-Cyr. Von der französischen Akademie gekrönte Schrift. 2. Auflage. S. 35.) Ludwig der Vierzehnte vertraute ihr die Staatsgeheimnisse, seine Sorgen und Verdrießlichkeiten und brachte den größten Theil des Tages in ihren Gemächern zu. Dort arbeitete er häufig sogar mit seinen Ministern, während er die dabei ruhig an ihrer Lectüre oder ihrem Stickrahmen Sitzende gelegentlich wol mit der Frage in die Berathung zog: „Nun, was meint meine Vernunft dazu? Was denkt Ihre Zuverlässigkeit (solidité) davon?"

Nie hat eine andere Frau vom Hofe des stolzen Souveräns einen so großen und umfassenden Einfluß ausgeübt wie die einst in der Welt umhergestoßene, arme, von ihrer Mutter und deren Anhang mit Gewalt zur katholischen Kirche „bekehrte" Françoise von Aubigné. Am nachdrücklichsten war ihr Einfluß auf den König selbst, den das gleich allen Proselyten zelotisch bigotte Weib aus einem frivolen Lüstling in einen grämlichen Betbruder umwandelte, in das gefügige Werkzeug ihres brennenden Glaubenseifers. Denn wie wol man sich neuerdings angelegen sein läßt, auch dem Charakter der Marquise eine der jetzt beliebten „Rettungen" zuzuwenden, das Factum wird doch nicht umgestoßen werden können, daß ein Hauptantheil an den Verfolgungen der Protestanten in Frankreich auf ihre Rechnung kommt und daß sie, wenn auch der erste Gedanke der Widerrufung des Edicts von Nantes nicht in ihrer Seele geboren sein mag, zur Verwirklichung desselben rührig mitgeholfen hat. Die Glaubenseinheit des Reichs war ja das Ideal, welches in ihrem Herzen lebte, die „vollständige Bekehrung der Ketzer," die „Zurückführung der Hugenotten in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche," das Ziel, nach dem sie um so lebhafter trachtete, je mehr sie ihre eigene frühere Ketzerei vergessen zu machen wünschte, der Gegenstand ihrer unablässigen Verhandlungen mit ihren beiden Gesinnungsgenossen, dem Kanzler Le Tellier und dem

Digitized by Google

Staatssecretär „für die Angelegenheiten der sogenannten reformirten Religion" Châteauneuf. „Der König ist bereit, Alles zu thun, was der wahren Religion zum Heile gereichen kann," schrieb sie im Jahre 1684. „Dies' Unternehmen (der Widerruf des gedachten Toleranzedictes) wird ihn vor Gott und Menschen mit Ruhm bedecken." Wo solche Anschauungen vorwalten, da wird es an der Sache selbst nicht viel ändern, daß die Marquise, die ihre ehrgeizigen Pläne gern mit einem milden, anspruchslosen, versöhnlichen Wesen maskirte, wohl wissend, wie sie sich damit der Herrschaft um so fester versicherte, die unkluge Grausamkeit misbilligte, mit welcher der harte Louvois den Willen seines Königs vollstreckte.

In schwerer pecuniärer Bedrängniß, hatte die Wittwe Scarron nicht ohne Widerstreben eingewilligt, sich der Erziehung der Kinder Ludwig's des Vierzehnten und der ihr persönlich bekannt gewordenen Marquise von Montespan zu unterziehen. Dies war die Einleitung zu ihrer nachmaligen Verbindung mit dem Beherrscher Frankreichs. Bis zu ihrem Tode bewahrte sie ihren einstigen Pflegebefohlnen ein warmes Interesse und machte ihren Einfluß geltend, um sie über die übrigen Mitglieder des königlichen Hauses zu erheben. Auf ihren Betrieb waren die beiden noch lebenden Söhne zu Prinzen von Geblüt erklärt worden, auf ihren Betrieb hatte der König in einem Codicille seines Testaments den ältern derselben, den Herzog von Maine, zum künftigen Regenten ernannt, auf ihren Betrieb hatte schon früher Philipp der Zweite von Orleans, damals noch Herzog von Chartres, die jüngste Tochter Françoise Marie von Bourbon, Mademoiselle von Blois, heirathen müssen. Was in einer Zeit, „wo Alles zum Laster drängte und wo, mit Hülfe der Mode, es fast ehrenhaft geworden war, sich zu entehren;" wo „die verheirathete Frau, wenn sie keinen Liebhaber hatte, mehr verrufen war, als hätte sie ihrer zehn gehabt," die Ehe bedeuten wollte, was sie zumal einem Manne wie Philipp von Orleans bedeutete, dessen Leben sich einem beständigen Carneval vergleichen ließ, einem der von ihm eingeführten öffentlichen Opernbälle, auf denen sich greise Herzöge bis zur Bewußtlosigkeit betranken und Rectoren der Universität als leichtfertige Weiber verkleidet umhertrieben — das brauchen wir nicht des Nähern zu erörtern.

Digitized by Google

Françoise Marie von Bourbon war freilich auch nicht das Wesen, tiefere Neigung zu wecken und zu fesseln. Zwar anmuthig von Gesicht und Gestalt, doch geistlos und träge, legte sie nicht blos gegen ihren Gemahl, sondern auch gegen ihre Kinder die vollkommenste Gleichgültigkeit an den Tag. Nicht selten verließ sie aus Bequemlichkeit Wochen lang nicht das Bett und hielt darin ihre Cour und ihre immer sehr opulenten Mahlzeiten. Ihr Interesse erschöpfte sich in ihren Hunden und Papageien und in den gelegentlichen Andachtsübungen, die sie mit ihrer Vertrauten, der Herzogin von Sforza, im Kloster des Montmartre zu vollbringen pflegte. Ueberdies hochfahrenden Sinnes, dünkte sie sich als Tochter des Königs weit erhaben über ihren Gemahl und scheint sogar die Zettelungen, die ihre ehrgeizige Schwägerin, die Herzogin von Maine, zum Sturze der Regentschaft anspann, mit günstigen Augen angeschaut zu haben.

Authentische Urkunden jener Tage getrauen sich in der vornehmen Welt Frankreichs höchstens sieben Häuser aufzählen zu können, wo eheliche Liebe und Treue noch anzutreffen sind, wo zwischen Mann und Frau noch eine wirkliche Herzens- und Geistesgemeinschaft besteht. Wie es bei einer derartigen Auffassung des Lebens und seiner natürlichsten Pflichten, wenn sogar Bischöfe und Aebte Maitressen haben mußten, um nicht Kaste zu verlieren, mit der Erziehung der Kinder bestellt war, läßt sich leicht vorstellen, auch ohne die mannigfaltigen Berichte aus den betreffenden Kreisen selbst, die wir darüber besitzen. „Ich habe niemals mit Vater und Mutter unter einem und demselben Dache geschlafen," erzählt ein hochgestellter Diplomat, und der Graf von Tilly schreibt: „Man überließ mich der Dienerschaft und einer Art von Hofmeister, der sich wenig von ihr unterschied." Währenddem schwärmte sein Vater in der Welt umher und verpraßte sein Geld mit einer Schaar von ewig wechselnden „Freundinnen." Ein anderer Grand Seigneur mochte sich nicht die Mühe geben, nach einem tauglichen Erzieher für seinen Sohn zu suchen; „und so geschah es denn," sagt der letztere, „daß man den Posten einem Lakaien meiner seligen Mutter anvertraute, der einigermaßen lesen und schreiben konnte und, um bei den übrigen Domestiken des Hauses das nöthige Ansehen zu

Digitized by Google

erhalten, zum Kammerdiener befördert wurde. Uebrigens erging es mir wie allen Kindern meines Alters und Standes: zu Hause starb ich fast vor Hunger und Mangel, wurde ich ausgeführt, so stak ich in den glänzendsten sammtnen und seidnen Kleidern." Dieser schneidende Contrast war nicht etwa die Folge von besonderer Kargheit oder Härte, sondern blos der Verwahrlosung, der Verschleuderung und Unordnung, die im gesammten Hauswesen herrschten, hier wie dort. Die meisten der Kinder sahen ihre Eltern nur beim „Lever" der letzteren, im glücklichsten Falle noch bei Tische. Denn Zeit und Gedanken von Vater und Mutter waren anderweit in Anspruch genommen; der erstere befand sich entweder auf der Jagd, bei Gelagen, im Theater, im Boudoir seiner italienischen Tänzerinnen und Primadonnen, die letztere machte oder empfing Besuche, tändelte mit ihren Cicisbeen oder saß mit ihnen an der Pharaobank.

Für die Kinder Philipp's von Orleans war nicht viel besser gesorgt, die Resultate ihrer Erziehung oder vielmehr Nichterziehung können darum nicht Wunder nehmen. Die älteste Tochter Marie Louise, die bereits in ihrem fünfzehnten Jahre mit dem Herzog Karl von Berry, Ludwig's des Vierzehnten Enkel, dem jüngsten Sohne des Dauphins, vermählt wurde, hatte viel von der geistigen Begabung ihres Vaters, allein auch seine unbändige Sinnlichkeit, seinen frechen Cynismus, seine freigeisterische Verachtung aller moralischen Grundsätze und Schranken. Jenes Vorurtheil von Pflicht, Ehre, Gewissen, jene Scheu vor der öffentlichen Meinung, die unter Ludwig dem Vierzehnten sich zuweilen noch schüchtern geregt hatten, waren auch von der jungen Prinzessin glücklich überwunden worden. Gleich ihrem Vater war sie nicht blos verdorben, sie war auch stolz auf ihre Verderbtheit. Die Ehe der Herzogin währte kaum drei Jahre, ihr Gemahl, der ihr Anfangs herzlich zugethan gewesen zu sein scheint, starb, noch nicht sieben und zwanzig Jahr alt, wie so viele Standesgenossen seiner Zeit, an unmäßigem Gebrauche des Lebens. Die kaum der Kindheit entwachsene Wittwe warf nun den letzten Rest von Schamhaftigkeit ab, den sie noch besessen haben mochte, und als Philipp von Orleans die Regentschaft übernahm, löste sich ja auch der Zügel, mit welchem der alte König und Frau von Maintenon den wildesten Excessen der „tollen Hummel," wie

Digitized by Google

die Herzogin von ihrer Großmutter genannt wurde, Einhalt gethan hatten.

Marie Louise war der Liebling ihres Vaters, der in ihr die wahre Tochter seines Herzens erkannte. Sie wetteiferte mit ihm in gottlosen Spöttereien, und wir sahen schon, daß er sich nicht entblödete, sie zur Gesellschafterin seiner verrufenen Feste im Palais Royal und in seinem Landhause zu Saint-Cloud zu machen, jener Feste, bei denen alle Traditionen von Anstand und Schicklichkeit keck über Bord geworfen wurden. Das Treiben in ihrer eignen Residenz, im Luxemburger Palaste, bot kein erquicklicheres Bild dar. Oft bis zum späten Nachmittage lag die Herzogin im Bette und verschlang dabei mit thierischer Gier, schier unglaubliche Mengen von Süßigkeiten und Leckereien, ihr Hang zum Trinken aber ging so weit, daß sie bereits zwei Tage nach ihrer Vermählung von einem Hofbankett bis zur Ohnmacht berauscht nach Hause befördert werden mußte und sich nicht am Weine genügen ließ, sondern auch „die starckſten Branden weine" zu sich nahm, wie es unverwerfliche Berichte bezeugen.

Noch bei Lebzeiten ihres Gatten unterhielt sie vor aller Welt immer mehrere Liebschaften zu gleicher Zeit, ja mit einem ihrer Galane, einem gewissen La Haye, wollte sie aus Frankreich fliehen. Dieser jedoch, der die Gefahr eines solchen Schrittes nicht zu laufen wagte, entdeckte das Project ihrem Vater, welcher es dem zuchtlosen Weibe nur mit großer Mühe auszureden vermochte. Später war ihr Hauptgünstling einer der verächtlichsten Wüstlinge der Regentschaft, ein Marquis von Riom, der würdige Neffe eines würdigen Onkels, jenes Herzogs von Lauzun, der seine heimliche Ehe mit der Prinzessin von Montpensier, Heinrich's des Vierten Enkelin, der sogenannten „grande Mademoiselle," mit zehn Jahren strenger Haft in der Bastille zu büßen und vor- und nachher durch seine scandalösen Abenteuer von sich reden gemacht hatte. Obschon von brutalem Wesen und von abschreckendem Aeußern, hatte dieser elende Riom der Herzogin von Berry eine unerklärliche Leidenschaft einzuflößen gewußt; er tyrannisirte sie wie eine Sclavin, mishandelte sie sogar vor dem Publicum und zwang sie, seine gemeinen und verwilderten Freunde bei sich zu empfangen, wenn gleich, nach den

Digitized by Google

strengen Etikettengesetzen des französischen Hofes, kein Mann mit ihr zu Tische sitzen durfte, der nicht mindestens Prinz von Geblüt war. Riom's Frechheit setzte zuletzt alle Rücksichten bei Seite und gab zu so großem öffentlichen Aergernisse Anlaß, daß Philipp von Orleans sich einmischte, um den unverschämten Gesellen zu beseitigen, allein die verblendete Frau gerieth darüber derartig in Zorn und Wuth, daß der Regent, der von seiner Lieblingstochter ganz ebenso beherrscht wurde, wie diese von ihrem Buhlen, die Aufgeregte schließlich noch um Verzeihung bat und dem schmachvollen Handel seinen Lauf ließ, der durch eine geheime Vermählung zuletzt mindestens einigermaßen gesühnt wurde.

Mitunter kamen der Herzogin von Berry trotz Unglauben und Liederlichkeit plötzliche Frömmigkeitsgelüste. Dann begab sie sich mit dem Pompe einer regierenden Fürstin wol auf zwei oder drei Tage in ein Carmeliterinnenkloster und unterhielt sich damit, die arglosen Nonnen durch die Zerknirschung zu dupiren, welche sie offenbarte, und über die naive Bewunderung zu lachen, die ihre Bußfertigkeit hervorrief. Einmal hatte sie die Phantasie, sich und ihr gesammtes Haus auf sechs Monate der heiligen Jungfrau zu weihen, „und erschien während dieser Zeit, zum Ergötzen der Pariser, vom Kopfe bis zu den Füßen in fleckenloses Weiß gekleidet." Nach dergleichen Zwischenspielen kehrte sie mit gereiztem Appetite zu ihrem nichtswürdigen Leben zurück.

Auf ihre Mutter sah die Prinzessin hochmüthig herab. Sie warf ihr die Herkunft von einer Favoritin des Königs vor und wollte bei Hoffestlichkeiten den Vortritt vor ihr behaupten. Die Macht kennend, die sie über ihren Vater besaß, umgab sie sich mit königlichem Gepränge, ließ sich von einer Leibgarde begleiten, wenn sie ausfuhr, und ertheilte, unter einem Thronhimmel paradirend, den fremden Gesandten Audienz. Ihre Unmäßigkeit in allen Sinnengenüssen, vornehmlich in den Freuden der Tafel, führte sie einem frühen Grabe zu; noch nicht vier und zwanzig Jahre alt, lag sie unter grausamen Körperschmerzen auf dem Todtenbette. Selbst da aber verließen sie ihre irdische Hoffahrt und Eitelkeit nicht. Als sie sich über die Nähe ihres Endes nicht mehr täuschen konnte, wollte sie der Welt das Schauspiel einer sterbenden Königin be-

Digitized by Google

reiten. Von allem Glanze ihres Ranges umkleidet, empfing sie, im Beisein ihrer Damen und der sämmtlichen Beamten und Diener ihres Hauses die letzten Segnungen der Kirche mit erhabenem Anstand. Kaum aber war die ernste Feierlichkeit vorüber, so wandte sie sich mit stolzem Blicke an eine der umstehenden Frauen: „Nicht wahr, meine Liebe, das heißt mit Muth und Hoheit sterben?“ Das waren die letzten Worte der unseligen Herzogin von Berry, dieses ächten Kindes einer Zeit, die als die Periode der „Regentschaft“ von der Geschichte für immer gerichtet ist. Still und ohne Prunk ward die Todte zu ihren Ahnen in der Gruft von Saint-Denis gebettet — man fürchtete, der Unwille des Volkes möchte sich in lauten und unliebsamen Aeußerungen Luft machen, wenn dem verlornen Geschöpfe, der Lieblingstochter des mit dem allgemeinen Haß und Fluch beladenen Mannes, ein feierliches Begräbniß zu Theil würde. (Julia Kavanagh, a. a. O. S. 33—35).

Und doch können wir den Worten nicht völlig Unrecht geben, welche die nämliche glaubwürdige Zeugin, deren wir oben erwähnten, dem Andenken der Herzogin von Berry widmet: — — — „hette die Mutter mehr sorg vor sie gehabt und sie besser Erzogen, were nichts als lautter gutts aus Ihr geworden — — —.“ Leichtsinn und Charakterlosigkeit, Umgebungen und Beispiel verwüsteten wie Philipp's, so auch Marie Louise von Orleans glückliche Geistes- und Herzensanlagen und wandelten ein Wesen, das zu einer Zierde seiner Geschlechter bestimmt schien, zu einem Schandbilde desselben um.

Die zweite Tochter des Regenten, Louise Adelaide, Mademoiselle de Chartres geheißen, schön und liebenswürdig, offen und lebensvoll, hatte ausgesprochene männliche Neigungen. Sie hielt sich Meuten von Hunden, ritt und jagte mit Leidenschaft und weilte oft Tage lang auf dem Schießstande, um sich in Handhabung der Pistolen zu üben. Daneben huldigte sie, höchst beweglichen Talentes, einer Menge anderer Liebhabereien: sie trieb Musik und Theologie, befaßte sich mit wundärztlichen und haarkräuslerischen Verrichtungen, mit Blumenfabrikation und mit Feuerwerkerei, in welch' letzterer Kunst sie mehr als Gewöhnliches geleistet zu haben scheint. All' diese Mannigfaltigkeit von Bestrebungen und Exercitien vermochte jedoch nicht, ihr die Herzensöde, das beständige Gefühl von Lange-

Digitized by Google

weile zu bannen, an der sie, gleich ihrem Vater, krankte. Da verfiel sie auf den Gedanken, den Schleier zu nehmen, obwol sie ganz und gar „kein Nonnenfleisch" hatte, und ließ sich durch keinerlei Einwendungen der Ihrigen von dem gefaßten Vorsatze abbringen.

In ihrem achtzehnten Jahre war sie Aebtissin von Chelles. Eine absonderliche Aebtissin allerdings. Ihre Hunde und ihre Pferde, ihre Pistolen und Musketen folgten der „Mutter Bathilda" — das war ihr Klostername — in die der frommen Beschaulichkeit geheiligten Räume. Hier erklangen jetzt Weltlust und Weltgetümmel, hier gingen „Esther" und „Athalie" und selbst „Andromache" über die Bretter, hier schlossen farbenprächtige Feuerwerke, von der gottseligen Aebtissin selbst ersonnen und geleitet, die wechselvollen Feste, die wol auch von ritterlicher Galanterie verschönert wurden. Bald aber war es die junge „Frau Mutter" müde, an ihren kranken Nonnen ihr wundärztliches Wissen zu erproben und ihre gesunden Schützlinge mit ihrem Jansenismus und gelegentlichen Wallungen asketischer Strenge zu plagen; sie legte ihren Hirtenstab nieder und zog sich zu den Benedictinerinnen de la Madeleine du Traisnel zurück, die sechszig Jahre vorher ihr Etablissement aus der Champagne mitten in das Gewühl von Paris, nach der Rue de Charonne, verlegt hatten. Es war dies ein an süßen Erinnerungen reiches Kloster, wo man neben der Liebe Gottes auch die Liebe des Nächsten übte. Die Memoiren jener Zeit wissen gar seltsame Dinge von diesem zugleich frommen und galanten Asyle zu erzählen, namentlich von seiner reizenden, muthwilligen, geistsprühenden Oberin Gilberte Françoise Veni d'Arbouze de Villemont, „einer Armide unter dem Schleier," deren schöne Augen in mancher Familie Zwietracht säeten. (de Lescure. Correspondance complète de la Marquise du Deffand. Tom I. S. 12). In diesem interessanten Kloster ließ Mademoiselle de Chartres sich fortan nieder, mit ihrem gewohnten Durcheinander von jansenistischen Grübeleien und eitlen Ergötzlichkeiten beschäftigt und immer gelangweilt.

Eine dritte Tochter des Regenten, Charlotte Aglae, Mademoiselle von Valois, fiel gleich bei ihrem ersten Eintritt in die Welt in die Schlingen eines gewissenlosen Verführers, des Herzogs von Richelieu, jenes „Spiegels der französischen Galanterie und Ritter-

Digitized by Google

lichkeit," der sich selbst zu rühmen pflegte, daß ihm noch keine Frau zu widerstehen vermocht habe. In den verschiedenartigsten Vermummungen, als Ladenbursche, als Bettler, sogar im Anzuge eines Kammermädchens wußte er sich in die Gemächer seiner neuen Geliebten einzuschmuggeln, bis er ein neben dem Palais Royal gelegenes Haus miethete, die Mauer durchbrechen ließ, welche es vom Zimmer der Prinzessin schied, die gewonnene Oeffung durch einen Buffetschrank verdeckte und so „allnächtlich die Schande in den Palast des Regenten von Frankreich trug." Mehr noch, der Elende zeigte einer seiner anderen Freundinnen die sinnreiche Vorrichtung, mit deren Hülfe die Tête à Têtes des Paares stattfanden. Das Geheimniß wurde indeß verrathen und der Herzog zugleich wegen seiner Betheiligung an einer gegen den Regenten in's Werk gerichteten Verschwörung der Bastille überantwortet. Um seine Freiheit zu erwirken, mußte die Prinzessin, gebrochnen Herzens, in die von ihrem Vater gestellte Bedingung willigen, dem Herzoge Franz dem Dritten von Modena, der trotz der nicht unbekannt gebliebenen Vorgänge um Mademoiselle von Valois geworben hatte, ihre Hand zu reichen. Richelieu wohnte als Zeuge der Trauungsfeierlichkeit bei und „verhöhnte die Unglückselige, indem er, sie fixirend, jener oben angedeuteten Dame unabläßig in's Ohr flüsterte." (F. W. Barthold, Die geschichtlichen Persönlichkeiten in Casanova's Memoiren. 1. S. 206 ffg.)

Der einzige Sohn Philipp's von Orleans, Louis, Herzog von Chartres, war schon als Kind von schwächlicher Gesundheit und noch schwächlicherem Verstande. Später sank er der blödsinnigsten Bigotterie in die Arme und zog sich nach dem Tode seiner Gemahlin, der Markgräfin Marie von Baden, völlig aus dem Leben der Welt in die Stille der Abtei Saint-Geneviève zurück. Es war ein wunderlicher Heiliger, dieser nachherige Herzog von Orleans. Seine ununterbrochenen Bußübungen hatten seinen beschränkten Kopf vollends verwirrt, so daß er schließlich „an der Möglichkeit des Todes zweifelte und der Kanzler Argenson den Posten für eine verstorbene Prinzessin in den Rechnungen fort und fort beibehalten mußte." Ebensowenig glaubte der Wahnwitzige an „neue Geburten, selbst nicht an die neuen Sprößlinge seines

Digitized by Google

Geschlechts, seine Enkel! (F. W. Barthold, a. a. O. 1. Seite 196—197).

Unerfreuliche Bilder sind es gewesen, die wir bisher dem Leser vor Augen gestellt haben; aber wir mußten sie entrollen, denn sie kennzeichnen die Zeit und ihre Erscheinungen, jene hochwichtige Uebergangsepoche von den Staats- und Gesellschaftsformen einer verbrauchten Vergangenheit zu den Schöpfungen einer freiheitsvollern und menschlichern Zukunft. Nur eine Gestalt ist es, die sich aus dem grauenhaften Chaos der allgemeinen Sittenverwilderung, aus dem Meere von Schmach und Schmutz, in welchem die oberen Schichten der Gesellschaft tiefer und tiefer versinken, wenn nicht in bestrickender Anmuth, so doch in herzerquickender Reinheit und Ehrenhaftigkeit erhebt, schier das einzige Weib nicht nur am Hofe des Regenten, sondern auch im Hause Ludwig's des Vierzehnten, dessen Tugend selbst seine Feinde nicht zu verdächtigen wagten. Diese seltene, achtungswerthe, von aller höfischen Verderbniß und Zweizüngigkeit unberührt gebliebene, dazu durchaus urwüchsige und originelle Frau war eine Deutsche, die eigne Mutter Philipp's von Orleans, Prinzessin Elisabeth Charlotte von Kurpfalz; und wir dürfen sie mit besonderem Stolze zu den Unseren zählen, denn, während deutsche Fürsten und Edelleute nach Frankreich wallfahrten, um französische Art und Unsitte nach Deutschland zu verpflanzen, hat sie in der Fremde und unter fremder Lebens- und Denkweise mit treuer Hand die Fahne des Deutschthums festgehalten und ihrer Nationalität die geziemende Geltung zu verschaffen gewußt.

Wer von uns hat sich nicht schon an der Schönheit der von Epheu und Edelkastanienlaub, von Poesie und Romantik umwobenen Schloßruine von Heidelberg berauscht, die, im mittleren Europa mindestens, nicht ihres Gleichen findet? Damals, im gesegneten Weinjahre 1652, als dort Elisabeth Charlotte ihrem Vater, dem Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz, einem Sohne des unglücklichen „Winterkönigs" von Böhmen, geboren wurde, lag die prächtige Pfalzgrafenburg noch nicht in Trümmern, und eine wundersame Fügung des Geschickes war es, daß die Frau, die bis zu ihrem Tode mit so inniger Liebe an ihrer pfälzischen Heimat und insbesondere an ihrem Heidelberge hing, ohne ihre Schuld die Ver-

Digitized by Google

anlassung zur Einäscherung ihrer Vaterstadt und zur Zerstörung ihres Elternhauses werden sollte. Nie hat sie den Schmerz über diese Ereignisse verwunden und „noch in ihrem letzten Lebensjahre schrieb sie, daß der Gedanke an den Brand des Heidelberger Schlosses ihr den Schlaf raube."

Elisabeth Charlotte's Mutter, eine geborne Landgräfin von Hessen-Cassel, wird als störrischen und unverträglichen Gemüthes geschildert, jedenfalls war ihre Ehe mit dem Kurfürsten eine wenig glückliche, so daß sich dieser von ihr trennte und nachher ein Fräulein Louise von Degenfeld, eine nach den übereinstimmenden zeitgenössischen Urtheilen, sehr anmuthige und liebenswürdige Persönlichkeit, zu seiner zweiten Gemahlin erwählte und zur Raugräfin zu Pfalz erhöhte. Schon vor der Scheidung der Eltern jedoch hatte der Vater die kleine vierjährige Tochter seiner Schwester Sophie zur Erziehung übergeben, die an den Prinzen Ernst August von Braunschweig-Lüneburg, Fürstbischof von Osnabrück, später Herzog, zuletzt Kurfürsten von Hannover, verheirathet war. Bei dieser Tante, einer heitern und gescheidten Dame, der bekannten Gönnerin und Freundin des großen Leibnitz, theils auf dem Schlosse Iburg im Osnabrück'schen, theils zu Hannover, verlebte Elisabeth Charlotte sehr glückliche Jahre, deren sie noch im Alter in sehnsüchtiger Rückerinnerung gedachte. Immer behauptete „Ma tante von Hannover" eine der ersten Stellen in ihrem Herzen; umgekehrt hegte auch Sophie eine dauernde Vorliebe für die ihrer Obhut anvertraute Nichte, wie der ganze Hof dem muntern, treuherzigen Mädchen zugethan war, obwol die äußeren Reize der pfälzischen Prinzessin gar bescheidener Natur gewesen sein mögen. „Gott im Himmel! was ist das für ein häßlicher, kleiner Butzen, die pfälzische Prinzeß," heißt es im Briefe einer von den Hofdamen der Herzogin Sophie; „nie in meinem Leben hab ich solch ein kraus, runzelig Affenfratz geschaut — — — aber ich muß dabei bemerken, daß Jedermann in Hannover die kleine dicke Trudel lieb hat und daß die Kurfürstin große Stücke auf sie hält" . . . Sie selbst stellt sich, in ihrem sechs und vierzigsten Jahre freilich und wol in scherzender Uebertreibung, ein noch weit unvortheilhafteres Signalement aus. „Ihr müst meiner sehr Vergessen haben," schreibt sie an ihre

Digitized by Google

Halbschwester, die Raugräfin Louise, „wenn ihr mich nicht mitt unter den Häßlichen rechnet, Ich bin Es all mein tag gewesen, undt noch ärger hir durch die blattern worden, zu dem so ist meine taille monstreuse in dicke, ich bin so Vier-Eckt wie ein würffel meine hautt ist retlich mit gelb vermischt Ich fange ahn Graw zu werden habe gantz vermischte haar schon, meine stirn und augen sindt sehr runtzlicht meine Nase ist Eben so scheff alß sie geweßen, aber durch die Kinderblattern sehr brodirt, so wohl alß beyde backen Ich habe die backen blat große Kinbacken, die Zän Verschlissen das maul auch Ein wenig Ver-Endert In dem es größer undt rontzellicher geworden so ist meine schöne figur bestehlt —" Nimmt man die Schilderungen dazu, die verschiedene andere Augenzeugen von der Person der Prinzessin entworfen, von ihrem kurzen stämmigen Wuchse, ihren „außergewöhnlich häßlichen Händen," so kann wol kaum ein Zweifel daran bestehen bleiben, daß Elisabeth Charlotte in körperlicher Hinsicht von der Natur recht stiefmütterlich bedacht war. Ihre muntere, schalkhafte Laune, die Gutmüthigkeit, die sich in ihren frischen Zügen ausprägte, die lebensvolle Ursprünglichkeit ihrer Rede verliehen ihr indeß eine Anziehungkraft, die jene leiblichen Unvollkommenheiten vergessen machen konnte.

Elisabeth Charlotte war neunzehn Jahre alt geworden, als Ludwig der Vierzehnte für seinen Bruder, den verwittweten Herzog Philipp den Ersten von Orleans, „Monsieur," wie er nach dem französischen Hofceremoniel betitelt wurde, ihre Hand erbat. Kurfürst Karl Ludwig ergriff den Antrag mit um so größerer Freude, als er durch diese Verbindung mit dem mächtigen Nachbarmonarchen der Pfalz Sicherheit vor den sich regenden französischen Annectionsgelüsten zu erkaufen hoffte, und die Prinzessin ließ die getroffene Wahl über sich ergehen als gehorsame Tochter und als das „politische Opferlamm," welches für die Interessen ihres Landes dargebracht werden sollte. Mit welchem innern Widerstreben aber die deutsche Jungfrau dem Rufe nach Versailles gefolgt sein mag, kann man sich leicht denken. Waren ihr die Eigenschaften des Gemahls doch jedenfalls nicht unbekannt geblieben, den sie zu erwarten hatte, wenn sie am Ende auch nicht wußte, daß dieser in jeder Beziehung unliebenswürdige Mann sie

Digitized by Google

nicht einmal haben mochte, ihr vielmehr mit unverhohlner Abneigung entgegensah.

Zudem hatte Elisabeth Charlotte auch noch ihren Glauben wechseln müssen, bevor sie sich der Ehre erfreuen durfte, „Madame de France" zu werden. Erst nachdem sie von der reformirten zur katholischen Kirche übergetreten, ward im Jahre 1671 ihre Vermählung mit Ludwig's des Vierzehnten einzigem Bruder vollzogen. Philipp von Orleans, in erster Ehe mit der schönen und anmuthreichen Henriette von England, der Tochter Karl's des Ersten, verheirathet, empfing die ihm aufgedrungene neue Gattin mit ersichtlichem Uebelwollen, ja er sprach ihr offen aus, daß er sie am liebsten wieder nach Deutschland heimkehren sähe. Seine Umgebungen bildeten natürlich das Echo ihres Gebieters und thaten der armen Prinzessin „alles leydt ahn, so nur zu Erdencken ist," klagt sie. Es gehörte daher wol ein tapferer Charakter, der respecterzwingende Gradsinn der jungen Fürstin dazu, um sie nicht allein in solchen Verhältnissen ausharren zu lassen, sondern ihr auch binnen kurzer Zeit eine Stellung zu erringen, die der französische Hochmuth wohl oder übel hinnehmen mußte.

Uebrigens brachte Elisabeth Charlotte ein gut Theil deutschen Fürstenbewußtseins mit nach Frankreich und hielt nicht damit zurück, daß in ihren Augen das Haus Pfalz-Simmern an Vornehmheit dem Hause Bourbon mindestens gleich stehe. Andrerseits half ihr der König selbst mit anerkennenswerthem Entgegenkommen über die Schwierigkeiten ihres Debuts in Versailles hinweg. Er weihte sie in das verwickelte Hofceremoniel ein und wich ihr bei Cour und „Appartement" nicht von der Seite, bis sie die verschiedenen Persönlichkeiten und ihre delicaten Rangstufungen kennen gelernt hatte. So wenig ihre Lebensauffassung und Manieren auch mit den seinigen harmoniren mochten, so himmelhoch sich Ludwig erhaben dünkte über Alles, was sich um ihn bewegte, die Vorzüge seiner Schwägerin verstand er doch vollkommen zu würdigen. Ihr Wesen und Verhalten nöthigte ihm eine Achtung ab, wie er sie kaum vor einem andern Mitgliede seines Hofes empfand, und bis an sein Ende erwies er ihr nicht blos die ihrem Stande gebührenden äußeren Rücksichten, sondern auch eine auf jene Achtung gegründete

Digitized by Google

aufrichtige Freundschaft, die ihr ohne Zweifel manche schmerzliche Erfahrung ersparte und nur dann und wann einmal vorübergehend getrübt wurde.

Schwerlich hätten sich ungleicher geartete Elemente vereinigen können als Monsieur und Madame. Elisabeth Charlotte, kerngesund leiblich und geistig, in ungeschwächter Lebens- und Jugendkraft, liebte energische Kundgebungen dieser ihrer Kraft und Frische. Sie saß gern zu Pferde, jagte mit Leidenschaft den Hirsch — „ich habe gewiß mehr alß tausendt Hirsch fangen sehen," erzählt sie im Jahre 1709 —, hielt sich in ihrer „Cammer" oft acht bis neun Hunde, die sie zuweilen sammt und sonders bei ihren Ausfahrten begleiten mußten und verschmähte die complicirten Toilettenkünste, mit denen die Damen jener Tage ihre Zeit vergeudeten, obwol sie gegen die „legère" Mode eiferte, die während der Regentschaft aufkam — „Ich sehe Nie wie die leutte gekleydt sein und behalt Es noch weniger, meine Eintzige continuirliche Kleydungen sindt grand habit und jagtskleydt wen ich reitte, sonsten trag ich nichts, auch mein leben keine robe de Chambre noch Manteau . . ." äußert sie selbst. — Sie zeigte sich frei von der muckerischen Frömmigkeit, die damals in Aufnahme zu kommen begann, hielt, ungerührt von des „großen Königs" Majestät, auch gegen ihn mit ihrer Herzensmeinung nicht zurück, ließ die hochfahrenden Favoritinnen den Stolz des tugendhaften Weibes empfinden und plauderte bei Tafel ungenirt in der ihr eigenthümlichen muntern und originellen, gelegentlich etwas drastischen Weise, während die anderen Prinzessinnen vor dem gewaltigen Monarchen in ehrfurchtsvollem Schweigen zu ersterben schienen.

Ihr Gemahl dagegen war ein Kränkling, so physisch wie moralisch, ohne Saft und Kraft, weichlich und weibisch und mit dem lächerlichsten Aberglauben behaftet, mit Einem Worte, ein Jammermensch. Klein und unansehnlich von Gestalt, von gelblicher Hautfarbe, mit unstäten geistlosen Augen, kann seine persönliche Erscheinung nichts weniger als den Eindruck eines Adonis gemacht haben. Dazu schminkte er sich roth und weiß, malte sich an Gesicht und Händen die Adern blau, beklebte sich mit Schönpflästerchen und unterhielt sich mit Stickereien und ähnlichen weiblichen Be-

Digitized by Google

schäftigungen. Um sich gegen Körperleiden und sonstige Gebrechen zu schützen, pflegte er eine Sammlung von geweihten Medaillen und Amuletten mit ins Bett zu nehmen und die zu behütenden Leibestheile und Gliedmaßen damit zu reiben. Seinen Umgang bildeten Possenreißer und lächerliche Tröpfe gleich ihm, mit denen er den ganzen Tag „Landsknecht" spielte; befand er sich in anderer Gesellschaft, so richtete er an die ihm vorgestellten Personen die einfältigsten Fragen, von denen Elisabeth Charlotte höchst Drolliges zu erzählen weiß.

Welches traurige Loos der wackern deutschen Prinzessin an der Seite eines solchen Mannes gefallen war, wie sie in Wahrheit vollen Grund hatte, sich als ein zum Opfertisch geschlepptes Lamm zu betrachten — wer könnte das der Armen nicht nachempfinden? Allein, was sie im Bewußtsein ihrer Pflicht übernommen, das hielt sie als ihre Pflicht auch fest und trachtete, es mit gewissenhafter Treue zu vollbringen. Dreißig Jahre, fast ein langes Menschenalter hindurch, war sie an den albernen Menschen gekettet, ohne je die Rücksichten aus den Augen zu verlieren, die sie als Gattin ihm schuldig war. Und wirklich gelang es der Beharrlichen, ihm nach und nach ein gewisses Zutrauen abzugewinnen oder doch den Widerwillen, mit dem er ihr früher begegnet war, in schickliche Höflichkeit zu verwandeln, so daß sein jäher Tod, im Sommer des Jahres 1701, sie mit aufrichtiger Betrübniß erfüllte. Wie fremd mußte sich die grundehrliche Frau, die nichts mehr haßte als Lüge und Lügner, die selbst um des größten irdischen Vortheils willen, um den Preis der Weltherrschaft sich nicht zu Heuchelei und krummen Wegen zu erniedrigen vermocht hätte, die immer und überall die Dinge bei ihrem rechten Namen nannte, an einem Hofe fühlen, wo eine Intrigue die andere ablöste, wo kaum der König noch im Stande war, das Gezänk der ränkesüchtigen Weiber zu zügeln, wo Prinzen und Herzoge durch Trug und Cabalen einander zum Falle zu bringen strebten, wo Niemand den Muth einer eignen Meinung besaß! Welcher Ekel mochte das sittenstrenge Weib inmitten der moralischen Verderbniß erfassen, die es umwucherte, Seigneur und Lakaien, Fürstin und Kammerzofe in den ungeheuren Sündenpfuhl hinabreißend, einer Verderbniß so entsetzlichen und

Digitized by Google

zugleich widernatürlichen Charakters, daß wir geneigt sein würden, das Gemälde, welches Elisabeth Charlotte davon entwirft, für ein schauerliches Phantasiestück zu halten, verdiente die Feder, die es zeichnet, nicht so unbedingten Glauben und ständen ihr nicht andere gleich zuverlässige Zeugnisse, aus den Reihen der Betheiligten selbst, in großer Menge zur Seite.

Aus dem Allem erhellt freilich, daß andrerseits auch die deutsche Prinzessin dem Hofe von Versailles und Paris keine sonderlichen Sympathien erwecken konnte. Die kurze dickplumpe Gestalt mit der runden Männerperrücke auf dem Kopfe, Elisabeth's derbe, oft schroffe und strenge Redeweise, ihre manchmal bis zu beleidigender Anmaßung steigende Rückhaltslosigkeit bildeten ein frappantes Widerspiel der feinen französischen Umgangssitte, jener „Geschmeidigkeit, Gedankenfügsamkeit und Bewegungselasticität des gesellschaftlichen Körpers," die noch von keiner andern Nation erreicht worden sind und unter Ludwig dem Vierzehnten, der selbst für einen der größten aller Gesellschaftskünstler gelten darf, zu ihrem Gipfelpunkte gediehen waren. Einer so raffinirten Grazie, so anmuthsvoller Leichtigkeit und Eleganz des geselligen Verkehrs gegenüber mußte eine Figur wie Elisabeth Charlotte, die für dergleichen Dinge weder Augen noch Empfänglichkeit hatte, wol zu ihrem Nachtheile erscheinen, um so mehr, als ihren Umgebungen das Mittel fehlte, das lautere Gold zu würdigen, das unter der wenig anziehenden Hülle verborgen lag. Ohnedem sind Tugend und Laster zwei entgegengesetzte Pole, die sich einander naturgemäß abstoßen; die französische Unsittlichkeit — das ist ja die Macht der Tugend — fühlte sich von der plötzlich neben ihr auftauchenden Reinheit gedemüthigt, und solche Demüthigung wird bekanntlich am schwersten vertragen. Noch andere Momente aber traten hinzu, um zu bewirken, daß der französische Hof unsere Pfälzerin immer nur mit einer gewissen Abneigung, als eine Art von Eindringling behandelte, gegen den man sich wenigstens ablehnend zu verhalten habe, da man sich außer Stande wußte, ihn zu beseitigen. Einestheils war es der Stolz des deutschen Fürstenkindes, mit welchem Elisabeth Charlotte unerbittlich die ihrem erlauchten Range geziemenden Ehren heischte und die hochfahrenden französischen Ducs und Ducheſſen, die, wie wol

Digitized by Google

nicht einmal mit simplen deutschen Reichsgrafen auf gleicher Stufe stehend, den Vortritt vor deutschen Fürsten und Fürstinnen prätentirten, auf den weiten Abstand hinwies, der sie von einer Wittelsbacherin, einer Tochter des ersten weltlichen Kurhauses des heiligen Römischen Reichs trennte; andrentheils die Zähigkeit, mit der sie bei ihren deutschen Gewohnheiten und Anschauungen beharrte und selbst bis auf die geringfügigsten Kleinigkeiten herab die deutsche Eigenart über die französische stellte, den fremden Verhältnissen nur insoweit sich fügend, als es die Nothwendigkeit unerläßlich gebot. Bis zu ihrem Tode blieben specifisch deutsche Speisen ihre Leibgerichte; sie ließ sich dieselben wol aus der Heimat, mitunter auch aus Straßburg kommen und beklagte sich zum Oestern, daß man in Frankreich „Eine gutte Kalteschal oder Eine gutte bier Sub" nicht haben könne und auch Braunkohl und Sauerkraut dort nichts taugen. Kaffee, Thee und Chocolade hingegen mochte sie als „neues welsches Zeug" nicht leiden. „Kan nicht begreiffen wie man Es gern drinkt thé Kompt mir vor wie heu undt Mist Caffé wie ruß undt feigbonnen undt chocolatte ist mir Zu Süß," schreibt sie. Zugleich maß sie dem Kaffee höchst wundersame Wirkungen bei, auf die sie in ihrem Briefwechsel mit Vorliebe zurückkommt.

Daß Elisabeth Charlotte das, wenn nicht den König, so doch den Hof beherrschende Maitressenthum mit seinen Scandalen, seinen Tücken und Eifersüchteleien in tiefster Seele zuwider sein mußte, begreift sich, ebenso aber, daß die regierenden Favoritinnen eine Frau mit ihrem Hasse verfolgten, die einzig und allein ihnen die Huldigungen versagte, welche ihnen von den ersten Würdenträgern des Reichs, von den vornehmsten Damen und selbst von fremden Souveränen mit pflichtschuldiger Beeiferung dargebracht wurden. Namentlich sah sie sich von der Marquise von Maintenon mit ingrimmiger und wahrhaft grausamer Feindschaft angegriffen, die sie ihrer Gegnerin allerdings reichlich zurückzahlte. Nicht Anfangs jedoch. Sie bemühte sich vielmehr ein freundliches Verhältniß mit ihr herzustellen, allein vergeblich, wie sie selbst äußert: „— — die alte dame die In so großen gnaden hast mich abscheulich Ich habe all mein bestes gethan Ihre gnaden Zu gewinnen, aber nicht dazu gelangen Können, sie hatt, wie Man hir sagt (une haine juplacable)

Digitized by Google

gegen mich undt meinen sohn, aber waß will Man thun ———". Der Haß der Maintenon war in der That unversöhnlich, vornehmlich gegen Elisabeth Charlotte's Sohn, der den von der Erstern begünstigten Kindern der Marquise von Montespan im Wege stand. Um Philipp von Orleans zu verderben, scheute Frau von Maintenon vor der teuflischen Bosheit nicht zurück, ihn als Giftmischer anzuklagen, welcher den Dauphin und die Dauphine ermordet habe und auch dem kleinen Knaben, dem nachmaligen Ludwig dem Fünfzehnten, nach dem Leben trachte. Da glaubte die in ihren heiligsten Gefühlen verwundete Mutter ihren Empfindungen freien Lauf lassen zu dürfen, in den Briefen an ihre Verwandten wenigstens, in denen die Marquise nur noch als „die alte Zott" oder „das alte Weib" figurirt, gelegentlich auch mit dem Prädicat einer „Hexe" beehrt wird.

Von Elisabeth Charlotte's Kindern starb das erstgeborne, ein Sohn, schon im zarten Alter. Ihren zweiten Sohn, Philipp, der am 4. August 1674 zu Saint-Cloud bei Paris geboren wurde, haben wir bereits kennen gelernt. War ihr auf seine Erziehung jedenfalls auch blos ein beschränkter Einfluß verstattet, die Wahl des Erziehers selbst ist doch wol zumeist ihr Werk gewesen. Welch' bitteres Weh sollte ihr dieser Mißgriff in der Folge bereiten! denn der Abbé Guillaume Dubois, dessen pädagogischer Leitung der junge Prinz übergeben wurde, barg unter der Maske geistlicher Strenge und bußfertiger Demuth, mit der er Elisabeth Charlotte zu täuschen verstanden hatte, eine beispiellose sittliche Verworfenheit, eine mit den wildesten Ausschweifungen befleckte Seele. Der unwürdige Priester, der durch gefällige Manieren und witzige Unterhaltung seinen Zögling bald völlig umgarnte, führte diesen auf die Bahn der Liederlichkeit und machte den reichbegabten, warmherzigen, liebenswürdigen Jüngling zu dem Virtuosen der Lasterhaftigkeit, als welchen der „Regent" seinen Namen der Geschichte preisgegeben hat, zu einem der sündenhaftesten Söhne, die von einer tugendhaften Mutter jemals geboren worden sind.

Eine Tugend aber hat der ruchlose Erzieher aus dem Herzen seines Schülers nicht austilgen können: die Liebe zu dieser Mutter. In allen seinen Zerstreuungen und Orgien, in all den Nöthen,

Digitized by Google

die ihm die wachsende staatliche Zerrüttung verursachte, in all den Wirren seiner financiellen Speculationen, nie vergaß er seine Mutter durch Beweise seiner Achtung und Zärtlichkeit zu erfreuen. Diesen Aeußerungen kindlicher Pietät mögen wir es hauptsächlich zuzuschreiben haben, wenn die sittliche Elisabeth die schweren Verirrungen ihres Sohnes zwar schmerzlich beklagt, im Allgemeinen aber doch gleichmüthiger erträgt, als man bei ihrem Temperament und Charakter erwarten sollte. Wie gar oftmals rühmt sie ihn als den „besten Menschen von der Welt" und seufzt nur darüber, daß er von bösen Leuten misbraucht werde und sich durch seine allzugroße Thätigkeit im Interesse des Staates zu Grunde richten werde! daß er „ohne sein Verschulden" den Haß des Volkes auf sich geladen habe, bekümmert sie am meisten; durch Wochen und Monate schwebt sie ja in Angst, er könne meuchlerisch ermordet oder von sonst einem Acte brutaler Rachsucht betroffen werden. „Wollte gott der König lebte noch," ruft sie in solcher Bedrängniß einmal aus, „Ich hatte mehr trost mehr Vergnügen In Einem tag alß Ich In den 6 Jahren von meines sohn regence habe — — — Zu deß Königs Zeitten war mein sohn gantze Tage bey mir, Nun sehe Ich Ihn Kaum In Einem Monat Eine stundt Zu paris wo wir Ein antichambre In Comun haben bin Ich offt 3 tag ohne Ihn Zu sehen Zu dem so gibt mir seine regence mehr sorgen undt jnquietude alß trost undt freuden den bin Ich nicht Jahr undt tag geweßen ohne ruhe alß In sorgen daß man Ihn Ermorden würde durch den abscheulichen haß so man auff Ihm geworffen", freilich setzt sie auch hinzu: „Nun Zwingt Er sich nicht mehr In seinen gallanterien laufft gantze nachte herumb welches Er Zu deß Königs Zeitten nicht thun Konnte also seine gesundheit allezeit In gefahr sehe" — — — Vor Allem jedoch und bei jeder Gelegenheit lobt sie die Anhänglichkeit, die ihr Sohn ihr bethätige. — — — „Glaubt mir," äußert sie zwanzig Jahre früher, „daß Es viel ist, daß mein sohn mich lieb hatt den dazu ist Er wahrlich gar nicht Er Zogen worden, den man hatt Von seiner zartten Jugendt ahn mit fleiß gearbeyttet Ihn Von mir ab Zu Ziehen, jedoch so hat sein gutt naturel die oberhandt genohmen" — — —. Ein andermal, nach einer überstandenen

Digitized by Google

schweren Krankheit, meinte sie: „— Die wahrheit Zu sagen so lebt Mein sohn gar woll mitt mir, mitt großer amitié war auch bang daß Ich sterben würde, undt froh wie Er mich hatt geneßen sehen, seine visitten seindt mir gesunder alß daß quinquina (Chinarinde) sie thun mir nicht wehe Im magen undt Erfrewen mir daß Hertz Er Verzehlt mir alß Etwas possirliches so mich lachen macht Er hat Verstandt und Verzehlt gar artig — — — Ich habe Ihn alß Eine trewe Mutter woll hertzlich lieb, wen Ihr Ihn Kennen solltet würdet Ihr baldt sehen daß Kein Geitz noch boßheit bey Ihm ist, ach gott Er ist Nur gar Zu gutt, undt Verzeyet alles gleich waß man gegen Ihn thut" — — —

„Etwas Possirliches" zu hören und zu erzählen, „was sie lachen machte" — das gehörte zu den Lieblingsergötzlichkeiten unserer biedern Pfälzerin, und die Unterhaltung, die Mutter und Sohn auf diesem Gebiete mit einander pflogen, entwickelte eine Unbefangenheit, die sich heute nicht einmal andeuten läßt. An pikanten Geschichtchen, an heiklen Anekdoten fand die Frau, deren eigne Sittlichkeit außer Frage stand, ein merkwürdiges Behagen, und der Regent säumte nicht, so oft er konnte, sie mit einem neuen Vorrath von dergleichen hübschen Sächelchen, zumal aus den Hofkreisen, zu versorgen, die dann Elisabeth Charlotte gern bei ihren mannigfaltigen Correspondenten und Correspondentinnen weiter in Cours setzte. Tragen Art und Ton dieser Geschichtchen auch einen Charakter, der unseren Begriffen von Salonfähigkeit so wenig entspricht wie nur irgend möglich, so dürfen wir andrerseits nicht vergessen, daß man in jenen Tagen etwas gröbere Nerven hatte als gegenwärtig und an manchen Natürlichkeiten kein Arg nahm, die uns jetzt als höchst anstößig erscheinen, und müssen anerkennen, daß sich in all den muthwilligen Historien und scabrösen Erzählungen der Prinzessin keine Spur von Medisance oder Bosheit zeigt — es war stets nur der Humor der Sache selbst, was sie interessirte, nie das Wohlgefallen am Schlechten und Gemeinen oder die Lust, anzuschwärzen und zu verleumden. Eines der harmloseren dieser Gespräche zwischen Mutter und Sohn möge hier seine Stelle finden. „Mich wundert, daß die alte Zott nicht stirbt," sagte einst Elisabeth Charlotte, als die Marquise von Maintenon bedenklich krank dar-

Digitized by Google

niederlag; „Zeit wäre es, daß sie abfahre.“ „Sicherlich,“ entgegnete der Herzog lachend, „hat Gott seine triftigen Gründe dazu, daß er sie so lange leben läßt. Die Teufel müssen ihre Jahre abdienen, und der, welchen er in den Leib der Alten gebannt hat, muß gewiß seiner boshaften Natur halber länger am Orte der Strafe ausharren als die anderen.“

Ein Herzeleid aber, das Philipp von Orleans der Mutter anthat oder vielmehr anthun mußte, hat sie niemals verwinden können — seine Vermählung mit einer der natürlichen, wie wol legitimirten Töchter Ludwig's des Vierzehnten. Wie schon bemerkt, war es die Maintenon, welche diese Verbindung, wider Neigung und Willen des Herzogs, einfädelte und, allen Einwendungen und Protesten Elisabeth's zum Trotze, durchsetzte. Eine solche Mésalliance ihrem Hause zugefügt zu haben, war der stolzen Tochter von Kurpfalz ein fürchterlicher Schlag, den sie seinen Urhebern nimmermehr verziehen hat; nicht das allein aber empörte sie, mehr noch bekümmerte sie der Gedanke, weß Geistes Kind die junge Dame war, zu der sie in so enge Beziehungen treten sollte, der Hochmuth, die Trägheit und Herzlosigkeit des Geschöpfes, das man ihrem Sohne zum Weibe auserkoren hatte. Der Zorn der wackern Frau über diese Verbindung kannte keine Grenzen, er ging so weit, daß sie, vor verschiedenen Zeugen, dem neuen Bräutigam in der Galerie von Versailles einen kräftigen Backenstreich verabreichte — laut ihrer eignen Versicherung in einem Briefe an ihre Verwandte, die Prinzessin Karoline von Wales, die Gemahlin des nachmaligen Königs Georg's des Zweiten von England.

Von ihrer Tochter, die, am 13. September 1676 geboren, nach der Mutter Elisabeth Charlotte getauft war, weiß diese nur Gutes zu berichten. In der That scheint sie in vielen Stücken die zweite „Liselotte“ gewesen zu sein. Auch sie hielt sich von den Ausschweifungen ihrer Zeit und ihres Heimatlandes fern und war, wie ihre Mutter, eine Frau von Energie und Charakter. Mit dem Herzoge Karl Leopold von Lothringen, dem letzten Fürsten dieses Landes, verheirathet, wurde sie die Mutter einer zahlreichen Nachkommenschaft. Einer ihrer Söhne war der spätere Kaiser Franz der Erste, Marie Theresia's Gemahl, die Herzogin mithin die

Digitized by Google

Großmutter Maria Antoinette's, jener deutschen Fürstin, deren in Frankreich ein noch herberes Verhängniß wartete, als ihrer Ahnfrau, unserer Elisabeth Charlotte von Kurpfalz.

Nehmen wir indeß „Alles in Allem," überblicken wir im Geiste noch einmal das in den vorstehenden Blättern Erzählte, unser Endurtheil wird sich immer nur dahin zusammenfassen lassen, wie wir es oben in Elisabeth Charlotte's eigenen Worten bereits ausgesprochen haben: das Leben der ehrlichen, einfachen, sittenreinen deutschen Frau am französischen Hofe war ein einziges großes Opfer, um so schwerer aber, als sie die Vergeblichkeit desselben so schmerzlich empfinden mußte. Was ihre Verbindung mit dem Bruder des mächtigen Königs verhüten sollte, das führte sie gerade herbei. Als im Jahre 1685 Elisabeth Charlotte's Bruder, der Kurfürst Karl, der Letzte aus der Simmern'schen Linie, kinderlos verstarb, nahm Ludwig der Vierzehnte die Allodialherrschaft desselben sowie die nach dem Rupertinischen Vertrage zum Lande gekommenen Gebietstheile für seine Schwägerin in Beschlag, besetzte sie durch seine Regimenter und ließ sie, da er sie nicht zu behaupten vermochte, in den Jahren 1688—1693 mit einem Vandalismus verheeren, der die kaum erst überstandenen Greuel des dreißigjährigen Kriegs an Unmenschlichkeit noch übertraf. Damals war es, wo Ludwig seinem eisernen Kriegsminister, dem Marquis von Louvois, den bekannten fluchwürdigen Befehl ertheilte: „Brûlez le Palatinat!" wo Heidelberg, Mannheim, Worms, Speier und eine Menge anderer Städte und Dörfer in Asche sanken und ihre Bewohner haus- und hablos in die Welt hinausgetrieben, wo Erndten und Vorräthe ruchlos verdorben und zerstört — man warf ganze Wagenladungen von Korn und Mehl ins Wasser! —, wo die blühenden Rhein- und Neckargauen in eine Wüstenei verwandelt wurden, damit sie den deutschen Reichstruppen keinen Stützpunkt darböten.

Und Elisabeth Charlotte hatte keine Macht, ihrem geliebten Heimatlande den unerhörten Frevel zu ersparen, zu dem ihr Name gemisbraucht wurde — ohne, wie sie das zum Oeftern erwähnt, daß ihr selbst auch nur ein Heller von der Abfindungssumme zu Gute kam, die man durch einen Schiedsspruch des Papstes schließlich von der Pfalz erpreßte. Wie qualvolle Stunden und Tage für

Digitized by Google

das treue deutsche Herz unserer Prinzessin! Wen möchte es darum Wunder nehmen, wenn diese sich immer mehr und mehr von einem Hofe, der ihr und dem sie so wenig zusagte, in die Einsamkeit ihrer „Cammer" zurückzog, um sich in der brieflichen Unterhaltung mit ihren Verwandten und Freunden in Deutschland, England, Spanien, Italien über ihr unfreudiges Leben in Frankreich zu trösten? Briefschreiben war ihre eigentliche und einzige Passion, es war die Aeußerung, „in der sich der Thätigkeitsdrang ihrer kräftigen Natur Luft machte," die ihrer scharfen Beobachtung wie ihrer muntern Laune vollen Spielraum gewährte. Von ihrer Kindheit an war Elisabeth Charlotte schreibselig, was in einer Zeit, wo die Kunst der Federführung selbst in den höchsten Ständen noch als ein bei Weitem schwierigeres Geschäft betrachtet wurde denn heutzutage, immerhin der Beachtung werth ist. Schon in Iburg und in Hannover gingen zwischen ihr und der unter dem nämlichen Dache wohnenden Tante Sophie tagtäglich Briefe und Zettelchen hin und her, die ein vertrauter Page im Geheimen bestellen mußte, und kaum hatte sie den französischen Boden betreten, so begann sie jene umfängliche Correspondenz, in der wir zumeist die geschichtliche Bedeutung der pfälzischen Fürstentochter zu erblicken haben. Elisabeth Charlotte's Briefe sind ihr Leben, ein treuer Spiegel ihrer Seele, für den Historiker aber durch die ungeschminkten Schilderungen der Persönlichkeiten, Zustände und Begebnisse des französischen Hofes unter Ludwig dem Vierzehnten und dem Regenten von kaum geringerem Werthe als etwa die Memoiren des Herzogs von Saint-Simon, neben Elisabeth Charlotte eines der wenigen ehrlichen und sittenreinen Menschen in den Umgebungen des Königs und Philipp's von Orleans.

Mit ihrer geliebten Tante Sophie in Hannover, deren sie stets als „ma tante" Erwähnung thut, mit ihren beiden Halbschwestern, den Raugräfinnen Amalie und Louise zu Pfalz, mit ihrer ehemaligen Erzieherin, der Geheimräthin von Harling in Hannover, mit ihrem väterlichen Freund und Lehrer, dem Abbé de Polier, mit ihrer Tochter, der Herzogin von Lothringen, mit ihren Stieftöchtern, der Königin Marie Louise von Spanien und der Herzogin Anna Marie von Sardinien, mit der Prinzessin Karoline von Wales, gebornen

Digitized by Google

Prinzessin von Brandenburg-Anspach, mit Leibnitz und mehreren anderen hervorragenden Persönlichkeiten stand Elisabeth Charlotte in mehr oder minder regelmäßiger Correspondenz. Ihre Briefe waren zum Theil sehr voluminöser Natur, insbesondere schwollen ihre Mittheilungen an die Tante in Hannover meist zu kleinen Büchern an, wol zwanzig bis vier und zwanzig Bogen füllend. Sie wurden gewöhnlich Montags abgeschickt; brachte eine Post einmal keinen Brief, so liefen gleich Klagen ein mit Verdachtsäußerungen, die Sendung möchte wol aufgehalten und geöffnet worden sein, was allerdings häufig geschah, da man in Frankreich Elisabeth Charlotte's Briefwechsel mit ihren deutschen Verwandten argwöhnisch überwachte. „Wenn diese Leute es nur sagten," scherzt hierüber die Herzogin, „daß sie Lust haben, unsere Briefe zu lesen, so wollten wir ihnen Abschriften davon zuschicken, damit sie doch unterwegs nicht aufgehalten würden." Den Zeitraum von 1671 bis 1714, dem Todesjahre der Kurfürstin, umfassend, enthalten diese Briefe an „ma tante" jedenfalls eine Fülle der interessantesten historischen Einzelheiten aus der Regierungsperiode Ludwig's des Vierzehnten, welcher der Schreiberin sein besonderes Wohlwollen schenkte, gelangten indeß, außer denjenigen, welche Feder in seiner Schrift: „Sophie, Churfürstin von Hannover im Umriß" (Hannover, 1810) mittheilt, bis jetzt nicht vollständig zur Veröffentlichung, während Elisabeth Charlotte's Briefe an die Prinzessin von Wales, freilich auch nur auszugsweise, in einer französischen Uebersetzung und später in etwas vervollständigtem deutschem Originaltexte herausgegeben worden sind. Desgleichen erschien der größere Theil der an Frau von Harling gerichteten sehr launigen und unterhaltenden Briefe im Jahre 1791 zu Danzig im Drucke.

Die reichhaltigste Sammlung von Elisabeth Charlotte's Briefen aber hat Wolfgang Menzel im Auftrage des literarischen Vereins zu Stuttgart aus dem Familienarchive des Grafen Christoph Martin von Degenfeld im Jahre 1843 unter dem Titel: Briefe der Prinzessin Elisabeth Charlotte von Orleans an die Raugräfin Louise 1676—1722" veröffentlicht. Es ist dieselbe Sammlung, der wir bereits einige bezeichnende Aeußerungen der originellen Pfälzerin entnommen haben, Briefe nicht blos an

Digitized by Google

die genannte Raugräfin Louise, sondern auch an deren im Jahre 1709 verstorbene ältere Schwester Amalie und an den Raugrafen Karl Ludwig umschließend. Die Briefe sind das schönste Ehrendenkmal Elisabeth Charlotte's, das vollgültigste Zeugniß für ihr warmes Herz und ihren edlen Charakter. „Vergessend, sagt Wolfgang Menzel im Vorberichte des gedachten Buches, „daß ihre eigene Mutter verstoßen worden war, um einer glücklichen Nebenbuhlerin Platz zu machen, sah sie die Töchter dieser Nebenbuhlerin nicht mit scheelen Augen an, sondern ehrte in ihnen die Töchter ihres Vaters und liebte in ihnen leibliche Schwestern mit einer Treue, wie sie gewiß nur selten gefunden wird."

Neben dieser innigen Zuneigung, mit der Elisabeth Charlotte den Ihrigen ergeben war, mochte Ludwig der Vierzehnte auch spötteln: solche Affection zieme sich wol für eine Bürgersfrau, nicht aber für eine Fürstin, durchweht den ganzen Briefwechsel eine deutsch-patriotische Gesinnung, die unverholene Freude am Deutschthum, eine durch Hunderte von Aussprüchen und Einzelzügen dargethane treue Anhänglichkeit an die deutsche Heimath und an deutsches Wesen. Sind doch die Briefe vom ersten bis zum letzten nicht nur in deutscher Sprache geschrieben, sie sind auch ächt deutsch gedacht und ächt deutsch empfunden, was der Herzogin zu um so größerer Ehre gereicht und um so höhere Bedeutung gewinnt in einer Zeit, wo die Einbürgerung französischer Art und Sitte in Deutschland weiter und weiter um sich griff, wo der deutschen Civilisation von einer eindringenden fremdländischen Gefahr drohte, wo in den höheren Schichten der Gesellschaft der äußern Verwälschung auch die innerliche Entdeutschung mit raschen Schritten folgte. Daß auch ihre Feder jene Unbefangenheit, jene Drastik des Ausdrucks liebt, der wir im Verkehre der Prinzessin mit ihrem Sohne begegnet sind, läßt sich freilich nicht in Abrede stellen, eben so wenig, daß diese Kraft und Ungenirtheit mitunter in eine Plumpheit und Unschönheit ausarten, die jetzt, wenn überhaupt, nur in mildernder Umschreibung wiederzugeben sind. Zweifelsohne würde eine kleinere Dosis solcher Kernhaftigkeit weder die Liebenswürdigkeit der Schreiberin selbst noch ihrer Briefe verringern, im Gegentheil uns Beide noch viel erfreulicher und genußbarer erscheinen lassen, andererseits

Digitized by Google

jedoch verbürgt die Rücksichtslosigkeit der Sprache die Frische und Unmittelbarkeit der berichteten Eindrücke. Unter allen Umständen gewinnen wir aus Elisabeth Charlotte's Aufzeichnungen eine so gegenständliche Anschauung des vornehmen Frankreichs und seiner bis zu unnennbaren Verirrungen steigenden Sittenlosigkeit wie nur aus äußerst wenigen von den zahlreichen Memoiren der Zeit, weil deren Verfasser und Verfasserinnen meist nicht allein der Beobachtungsgabe und Ursprünglichkeit, sondern mehr noch der muthigen Offenheit und naiven Darstellung, vornehmlich aber der unerschütterlichen Wahrheits- und Tugendliebe unserer deutschen Fürstin entbehren. — weil sie sehr Vieles nicht sagen mögen, was sie sagen könnten. Von jedem Vorkommniß an den verschiedenen Höfen in Versailles, in Saint-Cloud und Paris genau unterrichtet und voll unermüdlicher Mittheilungslust, macht sie ihre Briefe zu einem wahren Schatzkästlein köstlicher charakteristischer und pikanter Anekdoten, deren culturgeschichtlicher Werth durch jene Unbefangenheit der Erzählung sicherlich keine Beeinträchtigung erfährt. Dergleichen „kleine Züge malen ja die Physiognomie des Jahrhunderts oft getreuer als große Haupt- und Staatsactionen." Viele ihrer possirlichen Geschichtchen scheint die gutherzige Prinzessin, die sich, wie sie selbst sagt, „Von ihrer franchise nicht corrigiren kann", vornehmlich in der anerkennenswerthen Absicht zu erzählen, ihren Angehörigen das Zwerchfell wohlthätig zu erschüttern, ein Proceß, „dessen gute Wirkungen sie an sich selbst zu schätzen wußte, da ihre Lage und wol auch ihr Körper ihr oftmals trübe Stunden bereiteten."

Einige dieser Briefe, die wir zunächst aus der Menzel'schen Sammlung und in der wundersamen Orthographie der Urschrift mittheilen, mögen Elisabeth Charlotte's Charakterbild vervollständigen und werden, wie sie einst ihre Empfänger unterhalten haben, so hoffentlich jetzt auch zur Unterhaltung unserer Leser beitragen, während sie uns dabei allerdings in ein wahres Pandämonium moralischer Verwilderung einblicken lassen.

Hören wir vorerst, was die Prinzessin von ihrer täglichen Beschäftigung, namentlich hinsichtlich ihrer Correspondenz vermeldet. — — „Hier ahn diesem großen Hoff, habe ich mich schir zum Eynsidtler gemacht," schreibt sie unter dem 17. Juni 1698, „undt Es

Digitized by Google

findt gar wenig leutte hir Im landt mitt welchen Ich offt umbgehe auch gantze lange tage gantz allein In meinem cabinet, worinen ich mich mit leßen undt schreiben occupire, Kompt jemandes mich Zu sehen, sehe ich sie Ein Augenblick rede vom wetter oder Zeittungen, den wider In meine Einsambkeit, 4 mahl die wog habe ich schreibtag Montag In Savoyen mittwog nach Modene (an die Herzogin Charlotte Felicitas von Modena, Tochter Johann Friedrich's von Hannover) Donnerstag und Sonntag schreibe ich große machtige brieffe ahn ma tante nach Hannover, von 6 biß 8 fahre Ich mitt Monsieur (ihrem Gemahle) undt unßere damen spatziren 3 mahl die woch fahre ich nach paris undt alle tag schreibe ich ahn meine freundinnen so dort sein Ein oder 2 mahl die woch jache ich, so geht meine Zeit hin" — — — Sechszehn Jahre später schildert sie, aus Fontaineblau am 20. September 1714, ihre Lebensweise folgendermaßen: — — — „Meint Ihr liebe Louise daß Ich allezeit In freuden und divertissementen Lebe Nein wahrlich, Ich will Euch sagen wie Mein Leben ist umb 9 stehe ich ordinari auff gehe wo Ihr woll rahten Könt, hernach bette Ich nach dem Ich gebett leße ich 3 Capittel in der bibel Eines vom alten testament Ein psalm undt Ein Capittel Im Neuen testament hernach Kleyde Ich mich bei Meinem auffsetzen Kommen Viel Mansleute Von hoff Zu mir umb 11 gehe wider In Mein Cabinet leße oder schreibe wen nicht Mehr leutte Kommen Kommen mehr leutte so entretenire Ich sie biß umb 12 so gehe Ich In die Kirch wen Ich wider Komme so Eße Ich zu Mittag Nehmlich umb 1 bin ordinari $^3/_4$ stundt ahn taffel mit großer Lange den Ich finde nichts langweiligers alß allein Eßen, und daß leutte umb Einem herumb stehen und sehen Einem Ins Maul — ob Ich schon 43 Jahr hir Kan Ich doch daß Ellende Eßen nicht gewohnen — nach dem Eßen gehe Ich In mein Cabinet ruhe Ein halb stündtgen auß hernach leße oder schreibe Ich biß daß man Zur taffel geht Zum König abends legen die damen Ihre visitten ab nachmittags Kommen Meine damen und spillen biß umb 9 Ein ombre oder berlan, gantz Nahe bey Meiner taffel dem sehe Ich Etlichemahl Zu, Etlichemahl Kompt mad dorleans (ihre Schwiegertochter). umb 9 auch Etlichemahl die duchesse de Bery Nach $^3/_4$ auff 10 Kompt Mein sohn den gehen

Digitized by Google

wir mit Einander Zu deß König nacht Eßen ſtellen uns ahn unſern platz ahn taffel, biß der König Kompt, Etliche mahl Kompt Er nicht vor halb 11 da ſtehen wir oder ſitzen ohne Ein wordt Zu ſagen nach dem Eßen geht man Ins König Cammer da bleibt man Ein Vater unßers lang ſtehen hernach macht der König Ein reverenz und geht In ſein Cabinet und wir folgen Ihm, Ich aber Nur ſeyder letzten dauphine todt, da ſpielt der König, um halb 12 gibt Er unß den abſchidt undt Ein jedes geht In ſein cammer Ich gehe nach bett aber made la Duchesse fengt alß den Erſt, Ihr ſpiel ahn, welches die gantze nacht durch wehrt biß ahm tag — In den Zeitten wo man Commedien hatt gehe ich um 7 Runder undt nach der Commedie Zu deß Königs nacht Eßen, jagt man ſtehe Ich umb 8 auff gehe umb 11 In Kirch, Eſſe umb halb 12 um 1 geht man auff die jagt, nach der jagt Ziehe ich mich wieder ahn daß wehrt ein ſtundigen hernach ſchreibe ich den alle woch habe ich noch Zu ſchreiben Sonntag Dinſtag und freytag ahn mein tochter Montag ahn die Königin Von Spanien und Sicillien Mitwogen ahn die Hertzogin von Hannover." — — —

Das Theater verſäumte die muntere Herzogin nicht gern, aber es ſcheint ihr blos ein angenehmer Zeitvertreib geweſen zu ſein, finden wir in ihren vielen Briefen doch weder Racine's noch Corneille's, nicht Molière's noch Lully's gedacht, nur den Harlequin des Baron gerühmt, über deſſen Poſſen ſie weidlich lachte. „Bei den Trauerſpielen ſaß ſie in ihrer Loge und ſchwitzte, ließ ſich im Seitencabinet friſche Hemden anziehen, ſchwitzte wieder, langweilte ſich und trollte ſich endlich mit dem ganzen Hofſchwarm gähnend nach Hauſe". (A. v. Sternberg, Eliſabeth Charlotte.)

Der Herbſtaufenthalt in Fontainebleau war Eliſabeth Charlotte, welche die Liebe des deutſchen Volkes zum Walde theilte, die angenehmſte Unterbrechung des täglichen Hofeinerleis. — — „von fontainebleau will Ich nichts mehr ſagen", äußert ſie kurz, danach von Marly aus, „daß iſt Nun Vorbey, allein Es iſt gewiß daß Ich Es Vor den ahngenehmſten Ort von ganz frankreich halte undt waß mir noch dran gefelt iſt daß Er gantz teutſch außſieht." — — — In Fontainebleau und bei den häufigen Jagden, die in den das Schloß umgebenden großen Forſten mit Hörnerſchall und Peitſchen-

Digitized by Google

klang vor sich gingen, konnte sie zu Zeiten vergessen, daß sie an einem Hofe lebte, an dem sie sich niemals heimisch fühlen lernte und dem sie sonst so viele gar arge Dinge nachzusagen wußte. Die Mehrzahl derselben fallen auf ein Gebiet, wohin wir der naiven Erzählerin nicht folgen wollen, einige ihrer zahmeren Aussprüche über das zuchtlose Treiben der französischen Hofgesellschaft mögen indeß hier ihre Stelle finden. — — — „Die Weiber sindt zu leichtfertig undt unverschämt", heißt es in einem Briefe aus Paris vom 3. Februar 1718, „Insonderheit die Vom gröſten Hause sein, sie sindt ärger als die In den — häusern, Es ist eine schandt und spott was man Verzehlt was sie öffendtlich im bal gethan haben, man solte sie Einspören — — — Es ist Eine schandt wie daß gantze Hauß (Condé) beschriehen ist, schwiger Mutter döchter geschweyh alles führt Ein Leben so gar nicht standtsgemäß ist, aber Es ist Ihre sach undt die Meine nicht, ist mir Nur leydt daß sie mir so Nahe Verwandt sein, undt Eine so gar Ehrliche groß Mutter haben die schir Vor leydt darüber stirbt" — — — — Um dieselbe Zeit meint sie, indem sie des Besuches erwähnt, den sie von ihrer Tochter, der Herzogin von Lothringen, erwartet: — — — „Zu künfftgen freytag oder auffs aller späts heutte über 8 tag Mein dochter undt Ihr herr bey unß sein werden welches mich Zwar sehr Erfreuet, aber gott gebe daß Es ohne Verdrießlichkeit Zugehen mag, allein, Ich fürcht die böße gesellschaft so mein dochter wirdt sehen Müßen welche Ihren möglichsten fleiß thun werden Ihr auch Eine Klecke ahn Zu hencken" — — — „meine dochter", setzt sie in einem andern wenige Tage darauf geschriebenen Briefe hinzu, „ist gott sey danck, so fest In Ihren gutten maximen befestigt daß sie mitt allen Menschen umbgehen Kan ohne Zu fürchten daß sie sich Verderben wirdt, wie aber die junge Leutte Nun sein, ist nicht Erhört worden, die haar stehen Einem drüber Zu berg, Eine dochter damitt Ihr, Ihr Vatter durch die finger sieht über Ihre desbauchen, scheut sich nicht Ihrem leiblichen Vatter Ein artig Cammer mägtgen Zu Vercouplen, die Mutter leſt die sach geschehen damit Man Ihr auch waß Zu gutt helt, Suma Man hört undt sieht nichts alß abscheulich sachen, wo vor Einem grauſt, Mein dochter gestehet daß ob Ich Ihr Zwar dießes alles geschrieben hatte, daß sie Es nicht

Digitized by Google

so hatt glauben Könen, als sie Es taglich mitt Ihren augen gesehen — — — Es ist betrübt In Einer solchen Zeit Zu leben wo Einem gutten gemühte recht Eckelt mitt solchen Leutten umbZugehen, daß macht Einem so Müde daß Einem alles Verleydt" — — — Grausig ist die Episode, die sich auf einem der vom Regenten ins Leben gerufenen Opernhausbälle ereignet. „Es war am 17. ein bal masque," schreibt Elisabeth Charlotte, „da Kammen 6 masquen Zwey trugen fackeln und Vier Ein brancar mitt Ein masque auch In domino daß stellten sie In der Mitten undt gingen alle wieder weg, Man fragte den so auff dem brancar lag ob Er dantzen wolle alß Er aber nicht antwortete; riß man Ihm die masque Vom Gesicht, undt fandt daß Es Ein todter Mensch war, den man Erstickt hatte, daß deucht mir abscheulich die 6 Kerl Ermordt undt wie sie nicht gewußt wo sie den todten Corper hintragen solte haben sie die masquerade Erdacht — Es scheint alß wen aller glauben überall Erloschen were weder groß noch Klein hatt keine religion mehr Ich weiß nicht waß Endtlich auß diesem allem werden wirdt, gott stehe unß allen bey — — — die Leute von qualitet sind In dieses Landt Viel arger desbeauchirt alß die gemeinen Leutte — — Nirgendt ist Kein schamhafftigkeit mehr die Weiber sprechen mehr Wüsteneien alß die Mansleutte, haltens weder Vor schandt noch vor Sündt — — —". Einmal hatte die Raugräfin Louise von einem ihrer Verwandten, einem Grafen Degenfeld, erzählt, daß derselbe mit großer Zärtlichkeit an seinen Kindern hänge und in allen Stücken auf das Beste für sie sorge; darauf antwortet die Schwester aus Saint-Cloud am 16. August 1721: „Kinder zu lieben wie graff degenfelt thut ist gemein, aber seine fraw zu lieben ist gantz auß der Moden da findt man hir Im Landt Kein exempel Von, die Moden ist gantz abgekommen, aber a bon chat bon rat die weiber machens die Männer nicht besser Es ist Zu verwundern wie alles hir lebt, Man findt noch wol unter den gar gemeinen leutten personen so Ihre weiber lieben — — aber unter den Leutten von qualitet kenne ich kein Eintziges par so Ein ander lieb hat undt trew ist, seindt also gar nicht von dem humor des herrn Von degenfelt. — — —" Das nachstehende Stücklein mögen wir aber doch nicht unterdrücken — es ist ein ungemein

Digitized by Google

charakteristischer Beleg für die am französischen Hofe herrschende Lebensauffassung und wird ohnedies auch in anderen Denkwürdigkeiten der Zeit berichtet. Man wolle uns daher den Haut-goût des Geschichtchens verzeihen. — — „hir geschehen Etliche mahl sachen," sagt Elisabeth Charlotte in einem aus Paris vom 26. März 1722 datirten Briefe, „so Ich nicht glauben Kan daß Salomon sein leben davon gehört hatt, als Zum exempel wie die poliniac (die Herzogin von Polignac) zu Ihrem man gesagt je suis grosse vous saves bien que ce n'est pas de vous je vous conseil de n'eu pas faire de bruit car si on m'est cela en proces vous perdres parce que vous saver qu'el est dans les loix de ce payx cy que tout enfant né dans le mariage apartient au mary ainsi Jl sera a vous de plus je vous le donne, daß halt Ich Vor gar Neu unter der Sonnen — — —"

Die Mittheilung noch weiterer und gerade der originellsten und treffendsten dieser Stoßseufzer der rechtschaffnen deutschen Frau über das große französische Sodom, wohin sie ihr Geschick geworfen hatte, müssen wir uns leider eben so wol versagen wie die Anführung ihrer markigsten und drolligsten Anekdoten, auch in den gegebenen Citaten meinen wir jedoch Elisabeth Charlotte's Anschauungs- und Ausdrucksweise bereits genügend gekennzeichnet zu haben, um uns einem erquicklichern Thema zuwenden zu können — aus ihrem eignen Munde zu vernehmen, mit welch' rührender Liebe und Treue ihr Herz dem deutschen Vaterlande und der deutschen Gesittung angehört, bis zu ihrem Tode, nachdem sie durch ein halbes Jahrhundert auf fremder Erde, unter fremden Menschen, in fremden Verhältnissen gelebt und seit jenem Tage, der sie einem ungeliebten fremden Manne zu eigen gab, unsers Wissens ihre schöne „fröhliche" Pfalz mit den Augen des Leibes nicht wieder geschaut hat.

„— — — Ich halte Es vor Ein groß lob," ruft sie in Versailles am 11. December des Jahres 1695 aus, „wen man sagt daß ich ein teutsch hertz habe, undt mein Vatterlandt liebe diß lob werde ich ob gott will suchen biß ahn mein Ende zu behalten Ich habe Nur gar Zu Ein teutsch hertz, den ich Kan mich noch nicht getrösten über waß In der armen pfaltz vorgangen, darff nicht daran denken, sonsten bin ich den gantzen tag trawrig — —"

Digitized by Google

„— — Ich vermag wenig zu thun," schreibt sie aus Saint-Cloud unter dem 11. Juni des folgenden Jahres, nachdem eine Anzahl deutscher Officiere und Soldaten als Kriegsgefangene nach Paris gebracht worden waren, „thue aber doch mein bestes wen Ich landtsleute finde so Meiner von Nöhten haben — — — Ich Erinnere mich," endet die an die „hertzliebe" Louise gerichtete Epistel, „Noch gar viel von allem waß Ich In meiner Jugendt gehört undt gesehen habe, Ich darff aber ahn die gutte pfaltz nicht gedencken, Es macht mich Zu trawrig undt Ich Kan nichts helffen." — — — „Ich werde allezeit fro sein," versichert sie am 31. Juli 1699, nachdem ihr angekündigt worden war, daß ein junger Graf Leiningen nach Paris kommen würde, den seine Mutter der Herzogin zur speciellen Ueberwachung empfohlen hatte, „wen Ich Ehrlichen teutschen werde In Etwaß dinnen Können — — — würde derowegen sorg Vor den Jungen graffen getragen haben wen man mir Ihn gleich nicht recomandirt hette, vill geschweygen den Nun, daß seine fraw Mutter liebten, daß Vertrawen Zu mir hatt Ihren sohn Zu recommandiren — — —." Und was sie in einem spätern Schreiben an die Raugräfin Amalie — „Amelise" wird sie von ihr genannt — beklagt, das verdient in gewissen deutschen Kreisen auch heute, selbst nach 1870, bedauerlicher Weise noch volle Beherzigung. — — „Daß Kompt mir aber Vor", sagt sie, „daß unßer gutte teutschen alß frantzösch schreiben wollen alß wen man nicht auff teutsch schreiben Könte, Ich fürchte, daß teutsche wird sich Endtlich so verliehren, daß Es Keine sprache mehr sein wirdt. — — —" Unseren deutschen Fürsten und ihren Höfen haben wir es im Allgemeinen gewiß nicht zu danken, wenn diese Voraussage der patriotischen Pfälzerin zum Glücke nicht in Erfüllung gegangen ist.

Wie sie auch in Kleinigkeiten von der deutschen Art und Gewohnheit nicht lassen mochte, das bekundet, was sie am 17. December 1705 gegen die nämliche liebe Amelise bemerkt: — — — „Es ist nun 34 Jahr daß Ich In frankreich bin undt habe mich noch nicht ahn daß Eßen hir Im landt gewohnen Können Eß mein leben Kein ragout — — —." Ihrer heimwehmüthigen Sehnsucht nach dem deutschen Vaterlande und ihren Lieben daselbst aber leiht sie in den herzergreifenden naiven Worten Ausdruck, die

Digitized by Google

in einem ihrer Briefe aus dem Jahre 1707 enthalten sind: „Ach liebe Amelise wen Ich Ein schloß In die lufft bawe ist Es alß daß ich nach hannover Zu ma tante Komme undt Euch alle sehe, undt daß frewet mich wen Ich aber reflection mache wie ohnmöglich Es ist werde Ich gantz betrübt, will derowegen hir von nichts mehr sagen — wie ist Es möglich daß Ihr alle meine Eßen die ich so gerne Eße so woll habt behalten Können Es ist doch leyder 36 Jahr daß wir nicht mitt Ein ander geßen haben, Es wirdt mir hungrich Es nur geleßen Zu haben" — — — Zeugniß sowol von ihrem wahrhaft deutschen Sinne wie von der Art ihres brieflichen Geplauders gibt uns eine andere Aeußerung, aus Marly vom 29. Juli 1713: — — — „Ich gestehe liebe Louise Ich Kan Nicht Vertragen, teutsche Zu finden die Ihre Muttersprach so Verachten daß sie Nie mitt andern teutschen reden oder schreiben wollen, daß ärgert mich recht, undt die Königin In preussen (Sophie Charlotte, Tochter der Kurfürstin Sophie von Hannover, Elisabeth Charlotte's Cousine) wen Ich sie nicht Von jeder Man Loben hörte alß Eine gar tugendesame fürstin Sonsten solte ich fürchten daß sie mitt frembden sprachen auch der fremden Lander fehler aprobiren solte undt nicht mehr ahn unßere alte teutschen maximen gedencken, so doch warlich nicht Zu Verwerffen sein — — — Wen Man Nur die teutsche Handt schreiben Kan hatt man nicht Nöhtig, brieff zu lehrnen machen Man Kann ja Nur schreiben wie Es Einem Im Kopff Kompt wie Ich thue den Muß Ich gezwungen schreiben würde Ich mich mein leben nicht dazu resolviren können — — —."

Ihre Vorliebe für alles Deutsche verleitet sie zuweilen wol zur Ungerechtigkeit gegen Erscheinungen und Eigenthümlichkeiten, Gaben und Bräuche der Fremde, insbesondere gegen manche unleugbar glänzende Eigenschaft der französischen Nationalität und tritt mitunter in recht seltsamen Behauptungen zu Tage. So spricht sie einmal, am 3. Mai 1721: — — „Ich bin In Allem auch In Eßen und Drincken noch gantz teutsch wie Ich all mein leben geweßen, Man Kan hir Keine gutte pfane Kuchen machen milch undt butter seindt nicht so gutt alß bei unß, haben Keinen Süßen geschmack undt seindt wie maßer die Kreutter seindt auch nicht so gutt hir alß bey unß die Erde ist nicht fett sondern Zu leicht undt

Digitized by Google

Sandig daß macht die Kreutter auch daß graß ohne stercke undt daß Vieh so Es Kan also Keine gutte Milch geben noch die butter gutt werden, noch die pfanen Kuchen auch haben die frantzösche Koche den rechten griff nicht dazu, wie gern wolte Ich den pfanen Kuchen von Ewer Cammermagtgen Eßen daß solte mir beßer schmecken alß alles was meine Köche machen — — —." Mag uns dieser Küchenpatriotismus auch ein Lächeln abnöthigen, liebenswürdig ist er trotz alledem, und dem französischen Hochmuthe und seinen Anmaßungen gegenüber war es sicherlich am Platze, daß Elisabeth Charlotte für ihre alte Heimat und deren Vorzüge so entschieden Partei nahm. Aus demselben Gesichtspunkte haben wir auch die peinliche Strenge zu beurtheilen, mit der sie darauf bestand, daß nicht die geringste der durch die französische Hofetikette ihrem Rang und Herkommen eingeräumten ceremoniellen Ehren und Auszeichnungen vernachlässigt wurde; daß sie es niemals duldete, wenn dazu nicht berechtigte Damen in ihrer Gegenwart sich niedersetzen wollten; daß sie ihrer Schwiegertochter nur das Tabouret, nicht die „chaise-à-bras" verstattete, die ihr selbst als „Madame de France" zukam; daß sie Niemanden empfing, der nicht in der vorgeschriebenen Hoftracht erschien — Dinge, die uns sehr nichtig, vielleicht lächerlich deuchten, auf deren Beobachtung die deutsche Prinzessin aber dringen mußte, um im fremden Königshause ihre Stellung zu behaupten. Mit welcher Tapferkeit und unverfrornen Geistesgegenwart sie dabei gelegentlich zu Werke ging, ersehen wir aus einem Briefe an die „hertzliebste" Louise. „In Frankreich undt Englandt," schreibt sie am 24. Octobet 1717, „seindt die mylords und Ducs so übermäßig stoltz daß sie meynen sie seyen über alles, undt ließ man sie gewehren so würden sie sich besser düncken alß die prince du sang undt die Meisten seindt nicht Einmahl Edelleute Ich habe Einmahl Einen von diesen Ducs braff bescheyden Er stehlte sich ahn's Königs taffel Vor den printz Von 2 brücken, Ich sagte über Lautt dou vient que Mons Le Duc de St. Simon presse tant Le prince de deux pont a t'il envie de le prier de prendre un de ces fils pour page alle Menschen fingen so ahn Zu lachen daß Er weggehen Mußte — —."

Einer so ungekünstelten Natur wie Elisabeth Charlotte mußten

Digitized by Google

die Fesseln des steifen Versailler Hofceremoniels doppelt lästig fallen, äußert sie doch zu ihrer Halbschwester: „ich finde daß Ihr glücklicher seydt alß Ich, den Erstlich seydt Ihr Ewer Eygen herr Kont hin wo Ihr wolt, Zum andern seydt Ihr bey dem lieben Rhein logirt undt In der gutten pfaltz Zu dem so Könt Ihr ohne Zwang mit Ewer gutten freunden Leben Eßen undt drincken mitt wem Ihr wolt, daß ist doch tröstlich, Ich habe Von aller grandeur nichts alß den Zwang welches gar nichts ahngenehmes ist. — — —" Merkwürdig aber, als nach Ludwig's des Vierzehnten Tode auch die äußere Hofetikette etwas laxer zu werden beginnt, fühlt sich die Prinzessin von dieser Linderung des Zwanges nichts weniger als angenehm berührt. „Man weiß hir nicht mehr was hoff ist woran Ich mich Nie gewehnen Kan weillen Ich mein leb tag ahn hoff geweßen bin," so lesen wir an einer andern Stelle ihres Briefwechsels, der sie noch hinzufügt: — — „Keine damen wollen Zu mir Kommen weillen Ich nicht leyden will daß man Zu mir wie Zu made dorleans (ihrer Schwiegertochter) ohne Leibstück (das panzerartige Corset der damaligen Mode) undt In Echarpen undt Robe balante Kommen daß Kan undt mag Ich nicht leyden, will lieber Keine sehen alß die fammiliaritet Zu Vertragen." Dergestalt begreift es sich, wenn man sie am französischen Hofe mehr fürchtete als liebte und alß „Princesse de l'ancien temps et fort allemande" verspottete, ein Lob, das wir uns indeß gern gefallen lassen wollen.

Wie wir bereits wissen, hatte Elisabeth Charlotte aus der protestantischen Kirche ausscheiden müssen, als sie „Monsieur" ihre Hand reichte; dieser Wechsel des Bekenntnisses brachte jedoch in ihren religiösen Anschauungen keine Wandlung hervor. Der Etikette gemäß hörte sie zwar täglich die katholische Messe, der angestammte Glauben aber kam ihr nicht aus dem Herzen. „Ich Kan noch alle lutherischen lider so ich zu Hannover gelehrnt habe, was Man In seiner Jugendt gesungen vergißt man selten" schreibt sie der geliebten Tante Sophie mit ersichtlicher Freude, wie ja auch ihre regelmäßige Bibellectüre, deren oben gedacht ward, auf die evangelische Kindheits- und Jugendgewöhnung zurückgeführt werden muß. Im Uebrigen hielt sie sich allem Confessionalismus fern und bekräftigte bei jedem sich darbietenden Anlasse, daß ihr nichts widerwärtiger sei als

Digitized by Google

Dogmenstreit und „Pfaffengezänk," wie die Frau, die niemals heucheln konnte, ohne viel Umstände sich ausdrückt. Ihre religiöse Duldsamkeit athmete den Geist jener berühmten Aussprüche Friedrich's des Großen, daß in seinem Lande Jeder nach seiner Façon selig werden solle und bei ihm Jedermann glauben könne was er wolle, wenn er nur ehrlich sei. Aehnliche Erklärungen, meist mit dem Anfluge der guten Laune, welche Elisabeth Charlotte nicht verläßt, selbst wenn sie einmal erwähnt: „sie sei heute kritlich wie eine Wandlaus", finden sich wiederholt in ihren Briefen. — — — „Es ist eine verdrießliche sache," meint sie am 22. Januar 1697, „daß die pfaffen machen, daß die christen Einander so Zuwider sein müssen, die 3 christlichen religionen wen man meinen raht folgte, solten sich vor Eine halten, undt sich nicht informiren, waß Man drinen glaubt sondern Nur ob man nach den Evangellien lebt, undt dagegen predigen, wen man übel lebt, aber die christen unter Einander heurathen lassen, undt In welche Kirch gehen alß sie wollen, ohne Es übel zufinden so würde mehr Einigkeit unter den christen sein alß Nun ist. — — —" Am 4. März desselben Jahres schreibt sie: „Die pfaffen Können Nie ohne Zanck bleiben haben sie nicht gegen andere religionen Zu streitten, so disputiren sie unter Einander wie ich alle tage hir sehe, Ich halte Es mitt dem, waß der gutte Ehrliche oberster Webenheim mir alß pflegt zu sagen (Es ist Nur Eine gutte undt rechte religion in der welt und die Kan sich In allerhandt religionen undt sprachen finden, Nehmlich die von den Ehrlichen leutten, den die sindt überall Einer meinung und weillen Man nicht durchauß Ehrlich leben Kan Man lebe dan nach den precepten von Evangellien also ist daß gar gewiß die rechte religion) aber das heufflein davon ist gar Klein — — —" Wiederum unter dem 10. December 1701 lesen wir: „— — Ich bin persuadirt daß die rechte religion die ist so Ein christ In seinem hertzen hatt undt auff gottes wort gegründet ist daß übrige seindt Nur pfaffen geschwetz In welcher religion Es auch sein mag Man Kan allein durch die wercke Von rechten glauben judiciren wehr wohl thut liebt gott undt seinen negsten daß seindt die gesetz undt prophetten wie unßer herr christus unß lehrt. ———" Ferner unter dem 29. April 1704: — — — „glaubt mir liebe

Digitized by Google

klang vor sich gingen, konnte sie zu Zeiten vergessen, daß sie an einem Hofe lebte, an dem sie sich niemals heimisch fühlen lernte und dem sie sonst so viele gar arge Dinge nachzusagen wußte. Die Mehrzahl derselben fallen auf ein Gebiet, wohin wir der naiven Erzählerin nicht folgen wollen, einige ihrer zahmeren Aussprüche über das zuchtlose Treiben der französischen Hofgesellschaft mögen indeß hier ihre Stelle finden. — — — „Die Weiber sindt zu leichtfertig undt unverschämt", heißt es in einem Briefe aus Paris vom 3. Februar 1718, „Insonderheit die Vom grösten Hause sein, sie sindt ärger als die In den — häusern, Es ist eine schandt und spott was man Verzehlt was sie öffendtlich im bal gethan haben, man solte sie Einspören — — — Es ist Eine schandt wie daß gantze Hauß (Condé) beschriehen ist, schwiger Mutter döchter geschweyh alles führt Ein Leben so gar nicht standtsgemäß ist, aber Es ist Ihre sach undt die Meine nicht, ist mir Nur leydt daß sie mir so Nahe Verwandt sein, undt Eine so gar Ehrliche groß Mutter haben die schir Vor leydt darüber stirbt" — — — — Um dieselbe Zeit meint sie, indem sie des Besuches erwähnt, den sie von ihrer Tochter, der Herzogin von Lothringen, erwartet: — — — „Zu künfftgen freytag oder auffs aller späts heutte über 8 tag Mein dochter undt Ihr herr bey unß sein werden welches mich Zwar sehr Erfreuet, aber gott gebe daß Es ohne Verdrießlichkeit Zugehen mag, allein, Ich fürcht die böße gesellschaft so mein dochter wirdt sehen Müßen welche Ihren möglichsten fleiß thun werden Ihr auch Eine Klecke ahn Zu hencken" — — — „meine dochter", setzt sie in einem andern wenige Tage darauf geschriebenen Briefe hinzu, „ist gott sey danck, so fest In Ihren gutten maximen befestigt daß sie mitt allen Menschen umbgehen Kan ohne Zu fürchten daß sie sich Verderben wirdt, wie aber die junge Leutte Nun sein, ist nicht Erhört worden, die haar stehen Einem drüber Zu berg, Eine dochter damitt Ihr, Ihr Vatter durch die finger sieht über Ihre desbauchen, scheut sich nicht Ihrem leiblichen Vatter Ein artig Cammer mägtgen Zu Vercouplen, die Mutter leßt die sach geschehen damit Man Ihr auch waß Zu gutt helt, Suma Man hört undt sieht nichts alß abscheulich sachen, wo vor Einem grauß, Mein dochter gestehet daß ob Ich Ihr Zwar dießes alles geschrieben hatte, daß sie Es nicht

Digitized by Google

so hatt glauben Könen, als sie Es taglich mitt Ihren augen gesehen — — — Es ist betrübt In Einer solchen Zeit Zu leben wo Einem gutten gemühte recht Eckelt mitt solchen Leutten umbzugehen, daß macht Einem so Müde daß Einem alles Verleydt" — — — Graufig ist die Episode, die sich auf einem der vom Regenten ins Leben gerufenen Opernhausbälle ereignet. „Es war am 17. ein bal masque," schreibt Elisabeth Charlotte, „da Kammen 6 masquen Zwey trugen fackeln und Vier Ein brancar mitt Ein masque auch In domino daß stellten sie In der Mitten undt gingen alle wieder weg, Man fragte den so auff dem brancar lag ob Er dantzen wolle alß Er aber nicht antwortete; riß man Ihm die masque Vom Gesicht, undt sandt daß Es Ein todter Mensch war, den man Erstickt hatte, daß deucht mir abscheulich die 6 Kerl Ermordt undt wie sie nicht gewußt wo sie den todten Corper hintragen solte haben sie die masquerade Erdacht — Es scheint alß wen aller glauben überall Erloschen were weder groß noch Klein hatt keine religion mehr Ich weiß nicht waß Endtlich auß diesem allem werden wirdt, gott stehe unß allen bey — — — die Leute von qualitet sind In dieses Landt Viel arger desbeauchirt alß die gemeinen Leutte — — Nirgendt ist Kein schamhafftigkeit mehr die Weiber sprechen mehr Wüsteneien alß die Mansleutte, haltens weder Vor schandt noch vor Sündt — — —". Einmal hatte die Raugräfin Louise von einem ihrer Verwandten, einem Grafen Degenfeld, erzählt, daß derselbe mit großer Zärtlichkeit an seinen Kindern hänge und in allen Stücken auf das Beste für sie sorge; darauf antwortet die Schwester aus Saint-Cloud am 16. August 1721: „Kinder zu lieben wie graff degenfelt thut ist gemein, aber seine fraw zu lieben ist gantz auß der Moden da findt man hir Im Landt Kein exempel Von, die Moden ist gantz abgekommen, aber a bon chat bon rat die weiber machens die Männer nicht besser Es ist Zu verwundern wie alles hir lebt, Man findt noch wol unter den gar gemeinen leutten personen so Ihre weiber lieben — — aber unter den Leutten von qualitet kenne ich kein Eintziges par so Ein ander lieb hat undt trew ist, seindt also gar nicht von dem humor des herrn Von degenfelt. — — —" Das nachstehende Stücklein mögen wir aber doch nicht unterdrücken — es ist ein ungemein

Digitized by Google

charakteristischer Beleg für die am französischen Hofe herrschende Lebensauffassung und wird ohnedies auch in anderen Denkwürdigkeiten der Zeit berichtet. Man wolle uns daher den Haut-goût des Geschichtchens verzeihen. — — „hir geschehen Etliche mahl sachen," sagt Elisabeth Charlotte in einem aus Paris vom 26. März 1722 datirten Briefe, „so Ich nicht glauben Kan daß Salomon sein leben davon gehört hatt, als Zum exempel wie die poliniac (die Herzogin von Polignac) zu Ihrem man gesagt je suis grosse vous saves bien que ce n'est pas de vous je vous conseil de n'eu pas faire de bruit car si on m'est cela en proces vous perdres parce que vous saver qu'el est dans les loix de ce payx cy que tout enfant né dans le mariage apartient au mary ainsi Jl sera a vous de plus je vous le donne, daß halt Ich Vor gar Neu unter der Sonnen — — —"

Die Mittheilung noch weiterer und gerade der originellsten und treffendsten dieser Stoßseufzer der rechtschaffnen deutschen Frau über das große französische Sodom, wohin sie ihr Geschick geworfen hatte, müssen wir uns leider eben so wol versagen wie die Anführung ihrer markigsten und drolligsten Anekdoten, auch in den gegebenen Citaten meinen wir jedoch Elisabeth Charlotte's Anschauungs- und Ausdrucksweise bereits genügend gekennzeichnet zu haben, um uns einem erquicklichern Thema zuwenden zu können — aus ihrem eignen Munde zu vernehmen, mit welch' rührender Liebe und Treue ihr Herz dem deutschen Vaterlande und der deutschen Gesittung angehört, bis zu ihrem Tode, nachdem sie durch ein halbes Jahrhundert auf fremder Erde, unter fremden Menschen, in fremden Verhältnissen gelebt und seit jenem Tage, der sie einem ungeliebten fremden Manne zu eigen gab, unsers Wissens ihre schöne „fröhliche" Pfalz mit den Augen des Leibes nicht wieder geschaut hat.

„— — — Ich halte Es vor Ein groß lob," ruft sie in Versailles am 11. December des Jahres 1695 aus, „wen man sagt daß ich ein teutsch hertz habe, undt mein Vatterlandt liebe diß lob werde ich ob gott will suchen biß ahn mein Ende zu behalten Ich habe Nur gar Zu Ein teutsch hertz, den ich Kan mich noch nicht getrösten über waß In der armen pfaltz vorgangen, darff nicht daran denken, sonsten bin ich den gantzen tag trawrig — —"

Digitized by Google

„— — Ich vermag wenig zu thun," schreibt sie aus Saint-Cloud unter dem 11. Juni des folgenden Jahres, nachdem eine Anzahl deutscher Officiere und Soldaten als Kriegsgefangene nach Paris gebracht worden waren, „thue aber doch mein bestes wen Ich landtsleute finde so Meiner von Nöhten haben — — — Ich Erinnere mich," endet die an die „hertzliebe" Louise gerichtete Epistel, „Noch gar viel von allem waß Ich In meiner Jugendt gehört undt gesehen habe, Ich darff aber ahn die gutte pfaltz nicht gedencken, Es macht mich Zu trawrig undt Ich Kan nichts helffen." — — — „Ich werde allezeit fro sein," versichert sie am 31. Juli 1699, nachdem ihr angekündigt worden war, daß ein junger Graf Leiningen nach Paris kommen würde, den seine Mutter der Herzogin zur speciellen Ueberwachung empfohlen hatte, „wen Ich Ehrlichen teutschen werde In Etwaß dinnen Können — — — würde derowegen sorg Vor den Jungen graffen getragen haben wen man mir Ihn gleich nicht recomandirt hette, vill geschweygen den Nun, daß seine fraw Mutter liebten, daß Vertrawen Zu mir hatt Ihren sohn Zu recommandiren — — —." Und was sie in einem spätern Schreiben an die Raugräfin Amalie — „Amelise" wird sie von ihr genannt — beklagt, das verdient in gewissen deutschen Kreisen auch heute, selbst nach 1870, bedauerlicher Weise noch volle Beherzigung. — — „Daß Kompt mir aber Vor", sagt sie, „daß unßer gutte teutschen alß frantzösch schreiben wollen alß wen man nicht auff teutsch schreiben Könte, Ich fürchte, daß teutsche wird sich Endtlich so verliehren, daß Es Keine sprache mehr sein wirdt. — — —" Unseren deutschen Fürsten und ihren Höfen haben wir es im Allgemeinen gewiß nicht zu danken, wenn diese Voraussage der patriotischen Pfälzerin zum Glücke nicht in Erfüllung gegangen ist.

Wie sie auch in Kleinigkeiten von der deutschen Art und Gewohnheit nicht lassen mochte, das bekundet, was sie am 17. December 1705 gegen die nämliche liebe Amelise bemerkt: — — — „Es ist nun 34 Jahr daß Ich In frankreich bin undt habe mich noch nicht ahn daß Eßen hir Im landt gewohnen Können Eß mein leben Kein ragout — — —." Ihrer heimwehmüthigen Sehnsucht nach dem deutschen Vaterlande und ihren Lieben daselbst aber leiht sie in den herzergreifenden naiven Worten Ausdruck, die

Digitized by Google

in einem ihrer Briefe aus dem Jahre 1707 enthalten sind: „Ach liebe Amelise wen Ich Ein schloß In die lufft bawe ist Es alß daß ich nach hannover Zu ma tante Komme undt Euch alle sehe, undt daß frewet mich wen Ich aber reflection mache wie ohnmöglich Es ist werde Ich gantz betrübt, will derowegen hir von nichts mehr sagen — wie ist Es möglich daß Ihr alle meine Eßen die ich so gerne Eße so woll habt behalten Können Es ist doch leyder 36 Jahr daß wir nicht mitt Ein ander geßen haben, Es wirdt mir hungrich Es nur geleßen Zu haben" — — — Zeugniß sowol von ihrem wahrhaft deutschen Sinne wie von der Art ihres brieflichen Geplauders gibt uns eine andere Aeußerung, aus Marly vom 29. Juli 1713: — — — „Ich gestehe liebe Louise Ich Kan Nicht Vertragen, teutsche Zu finden die Ihre Mutterspracb so Verachten daß sie Nie mitt andern teutschen reden oder schreiben wollen, daß ärgert mich recht, undt die Königin In preussen (Sophie Charlotte, Tochter der Kurfürstin Sophie von Hannover, Elisabeth Charlotte's Cousine) wen Ich sie nicht Von jeder Man Loben hörte alß Eine gar tugendesame fürstin Sonsten solte ich fürchten daß sie mitt frembden sprachen auch der fremden Lander fehler aprobiren solte undt nicht mehr ahn unßere alte teutschen maximen gedencken, so doch warlich nicht Zu Verwerffen sein — — — Wen Man Nur die teutsche Handt schreiben Kan hatt man nicht Nöhtig, brieff zu lehrnen machen Man Kann ja Nur schreiben wie Es Einem Im Kopff Kompt wie Ich thue den Muß Ich gezwungen schreiben würde Ich mich mein leben nicht dazu resolviren können — — —."

Ihre Vorliebe für alles Deutsche verleitet sie zuweilen wol zur Ungerechtigkeit gegen Erscheinungen und Eigenthümlichkeiten, Gaben und Bräuche der Fremde, insbesondere gegen manche unleugbar glänzende Eigenschaft der französischen Nationalität und tritt mitunter in recht seltsamen Behauptungen zu Tage. So spricht sie einmal, am 3. Mai 1721: — — „Ich bin In Allem auch In Eßen und Drincken noch gantz teutsch wie Ich all mein leben geweßen, Man Kan hir Keine gutte pfane Kuchen machen milch undt butter seindt nicht so gutt alß bei unß, haben Keinen Süßen geschmack undt seindt wie waßer die Kreutter seindt auch nicht so gutt hir alß bey unß die Erde ist nicht fett sondern Zu leicht undt

Digitized by Google

Sandig daß macht die Kreutter auch daß graß ohne ſtercke undt daß Vieh ſo Es Kan alſo Keine gutte Milch geben noch die butter gutt werden, noch die pfanen Kuchen auch haben die frantzöſche Koche den rechten griff nicht dazu, wie gern wolte Ich den pfanen Kuchen von Ewer Cammermagtgen Eßen daß ſolte mir beßer ſchmecken alß alles was meine Köche machen — — —." Mag uns dieſer Küchenpatriotismus auch ein Lächeln abnöthigen, liebenswürdig iſt er trotz alledem, und dem franzöſiſchen Hochmuthe und ſeinen Anmaßungen gegenüber war es ſicherlich am Platze, daß Eliſabeth Charlotte für ihre alte Heimat und deren Vorzüge ſo entſchieden Partei nahm. Aus demſelben Geſichtspunkte haben wir auch die peinliche Strenge zu beurtheilen, mit der ſie darauf beſtand, daß nicht die geringſte der durch die franzöſiſche Hofetikette ihrem Rang und Herkommen eingeräumten ceremoniellen Ehren und Auszeichnungen vernachläſſigt wurde; daß ſie es niemals duldete, wenn dazu nicht berechtigte Damen in ihrer Gegenwart ſich niederſetzen wollten; daß ſie ihrer Schwiegertochter nur das Tabouret, nicht die „chaise-à-bras" verſtattete, die ihr ſelbſt als „Madame de France" zukam; daß ſie Niemanden empfing, der nicht in der vorgeſchriebenen Hoftracht erſchien — Dinge, die uns ſehr nichtig, vielleicht lächerlich deuchten, auf deren Beobachtung die deutſche Prinzeſſin aber dringen mußte, um im fremden Königshauſe ihre Stellung zu behaupten. Mit welcher Tapferkeit und unverfrornen Geiſtesgegenwart ſie dabei gelegentlich zu Werke ging, erſehen wir aus einem Briefe an die „hertzliebſte" Louiſe. „In Frankreich undt Englandt," ſchreibt ſie am 24. Octobet 1717, „ſeindt die mylords und Ducs ſo übermäßig ſtoltz daß ſie meynen ſie ſeyen über alles, undt ließ man ſie gewehren ſo würden ſie ſich beſſer dünken alß die prince du sang undt die Meiſten ſeindt nicht Einmahl Edelleute Ich habe Einmahl Einen von dieſen Ducs braff beſcheyden Er ſtehlte ſich ahn's Königs taffel Vor den printz Von 2 brücken, Ich ſagte über Lautt dou vient que Mons Le Duc de St. Simon presse tant Le prince de deux pont a t'il envie de le prier de prendre un de ces fils pour page alle Menſchen fingen ſo ahn Zu lachen daß Er weggehen Mußte — —."

Einer ſo ungekünſtelten Natur wie Eliſabeth Charlotte mußten

Digitized by Google

die Fesseln des steifen Versailler Hofceremoniels doppelt lästig fallen, äußert sie doch zu ihrer Halbschwester: „ich finde daß Ihr glücklicher seydt alß Ich, den Erstlich seydt Ihr Ewer Eygen herr Kont hin wo Ihr wolt, Zum andern seydt Ihr bey dem lieben Rhein logirt undt In der gutten pfaltz Zu dem so Könt Ihr ohne Zwang mit Ewer gutten freunden Leben Eßen undt drincken mitt wem Ihr wolt, daß ist doch tröstlich, Ich habe Von aller grandeur nichts alß den Zwang welches gar nichts ahngenehmes ist. — — —" Merkwürdig aber, als nach Ludwig's des Vierzehnten Tode auch die äußere Hofetikette etwas laxer zu werden beginnt, fühlt sich die Prinzessin von dieser Linderung des Zwanges nichts weniger als angenehm berührt. „Man weiß hir nicht mehr was hoff ist woran Ich mich Nie gewehnen Kan weillen Ich mein leb tag ahn hoff geweßen bin," so lesen wir an einer andern Stelle ihres Briefwechsels, der sie noch hinzufügt: — — „Keine damen wollen Zu mir Kommen weillen Ich nicht leyden will daß man Zu mir wie Zu made dorleans (ihrer Schwiegertochter) ohne Leibstück (das panzerartige Corset der damaligen Mode) undt In Echarpen undt Robe balante Kommen daß Kan undt mag Ich nicht leyden, will lieber Keine sehen alß die fammiliaritet Zu Vertragen." Dergestalt begreift es sich, wenn man sie am französischen Hofe mehr fürchtete als liebte und alß „Princesse de l'ancien temps et fort allemande" verspottete, ein Lob, das wir uns indeß gern gefallen lassen wollen.

Wie wir bereits wissen, hatte Elisabeth Charlotte aus der protestantischen Kirche ausscheiden müssen, als sie „Monsieur" ihre Hand reichte; dieser Wechsel des Bekenntnisses brachte jedoch in ihren religiösen Anschauungen keine Wandlung hervor. Der Etikette gemäß hörte sie zwar täglich die katholische Messe, der angestammte Glauben aber kam ihr nicht aus dem Herzen. „Ich Kan noch alle lutherischen lider so ich zu Hannover gelehrnt habe, was Man In seiner Jugendt gesungen vergißt man selten" schreibt sie der geliebten Tante Sophie mit ersichtlicher Freude, wie ja auch ihre regelmäßige Bibellectüre, deren oben gedacht ward, auf die evangelische Kindheits- und Jugendgewöhnung zurückgeführt werden muß. Im Uebrigen hielt sie sich allem Confessionalismus fern und bekräftigte bei jedem sich darbietenden Anlasse, daß ihr nichts widerwärtiger sei als

Digitized by Google

Dogmenstreit und „Pfaffengezänk," wie die Frau, die niemals heucheln konnte, ohne viel Umstände sich ausdrückt. Ihre religiöse Duldsamkeit athmete den Geist jener berühmten Aussprüche Friedrich's des Großen, daß in seinem Lande Jeder nach seiner Façon selig werden solle und bei ihm Jedermann glauben könne was er wolle, wenn er nur ehrlich sei. Aehnliche Erklärungen, meist mit dem Anfluge der guten Laune, welche Elisabeth Charlotte nicht verläßt, selbst wenn sie einmal erwähnt: „sie sei heute kritlich wie eine Wandlaus", finden sich wiederholt in ihren Briefen. — — — „Es ist eine verdrießliche sache," meint sie am 22. Januar 1697, „daß die pfaffen machen, daß die christen Einander so Zuwider sein müssen, die 3 christlichen religionen wen man meinen raht folgte, solten sich vor Eine halten, undt sich nicht informiren, waß Man drinen glaubt sondern Nur ob man nach den Evangellien lebt, undt dagegen predigen, wen man übel lebt, aber die christen unter Einander heurathen lassen, undt In welche Kirch gehen alß sie wollen, ohne Es übel zufinden so würde mehr Einigkeit unter den christen sein alß Nun ist. — — —" Am 4. März desselben Jahres schreibt sie: „Die pfaffen Können Nie ohne Zanck bleiben haben sie nicht gegen andere religionen Zu streitten, so disputiren sie unter Einander wie ich alle tage hir sehe, Ich halte Es mitt dem, waß der gutte Ehrliche oberster Webenheim mir alß pflegt zu sagen (Es ist Nur Eine gutte undt rechte religion in der welt und die Kan sich In allerhandt religionen undt sprachen finden, Nehmlich die von den Ehrlichen leutten, den die sindt überall Einer meinung und weillen Man nicht durchauß Ehrlich leben Kan Man lebe dan nach den precepten von Evangellien also ist daß gar gewiß die rechte religion) aber das heufflein davon ist gar Klein — — —" Wiederum unter dem 10. December 1701 lesen wir: „— — Ich bin persuadirt daß die rechte religion die ist so Ein christ In seinem hertzen hatt undt auff gottes wort gegründet ist daß übrige seindt Nur pfaffen geschwetz In welcher religion Es auch sein mag Man Kan allein durch die wercke Von rechten glauben judiciren wehr wohl thut liebt gott undt seinen negsten daß seindt die gesetz undt prophetten wie unßer herr christus unß lehrt. — — —" Ferner unter dem 29. April 1704: — — — „glaubt mir liebe

Digitized by Google

amelise der christen grundt ist bey allen christlichen religionen derßelbe waß den unterschiedt ahnlangt ist Nur pfaffen gezäng, so die Ehrliche leutte Nie angeht aber waß unß ahngeht ist woll undt christlich Zu leben, Barmhertzig sein undt unß der charitet undt tugendt befleißen, darauff sollten sich die herrn prediger befleißen dießes den christen Ein Zu prägen, undt nicht nach Zugrübeln auff alle punckten wie sie verstanden werden, aber daß würde dem herrn autoritet Mindern, darumb legen sie sich Nur auff dießes undt nicht aufs Vornehmbste undt Nohtwendigste. — — —" Aufrichtig in allen Stücken, macht Elisabeth Charlotte auch kein Hehl daraus, daß die Lectüre von Andachts- und Erbauungsschriften ihre Sache nicht sei. „Ich weiß nicht," sagt sie am 14. April 1707 zu ihrer damals in England weilenden Halbschwester Amalie, „ob geistliche bücher Im Englischen ahngenehmer sein, aber in teutsch undt frantzösch findt Ich sie alle so bitter langweilig (außer die bibel die Ich Nie Müde werde) aber alle anderen schlaffen mich Ein."

Ueber der Sittenverwilderung, die sie in Frankreich von allen Seiten umdrängt, übersieht Elisabeth Charlotte indeß nicht, wie die vornehme Gesellschaft im deutschen Vaterlande mehr und mehr das in Versailles und Paris gegebene Beispiel nachahmt und der äußere Prunk der Höfe allmählich zu dem nämlichen Verderben führen muß, wie dort. Dies bezeugt eine Bemerkung, die wir ihren Briefen an die Kurfürstin von Hannover entlehnen (Feder, a. a. O. S. 159/60), leider aber nicht in der buchstäblichen Schreibweise des Originals mittheilen können. „Wie E. L. mir nun die teutschen Höfe beschreiben," lautet die Stelle, „würde ich eine große Veränderung darin finden, allein von der teutschen Aufrichtigkeit halte ich mehr als von der magnificence, und es ist mir recht leid zu vernehmen, daß solche sich verliert im Vaterland. Es ist leicht zu erachten, wie der luxe die Treuherzigkeit verjagt. Man kann nicht magnifique sein ohne Geld, und wenn man so nach Geld fragt, wird man interessirt, und wenn man interessirt wird, sucht man die Mittel hervor was zu bekommen, wodurch denn die Falschheit, Lügen und Betrügen einreißt, welches denn Treu, Glauben und Aufrichtigkeit gantz verjagt." Mit diesen Worten, die nicht folge-

Digitized by Google

richtiger gedacht sein könnten, hat uns Elisabeth Charlotte selbst ein lebenswahres Abbild ihrer geistigen Persönlichkeit, ihres verständigen, schlichten, rechtschaffnen Wesens entworfen.

Die letzte briefliche Aufzeichnung, die wir von ihrer Hand besitzen, ist aus Saint-Cloud, einem ihrer Lieblingsorte, und vom 29. November 1722 datirt. Im Gefühl des herrannahenden eignen Todes benachrichtigt sie ihre theure Louise noch von dem Verlust einer alten treuen Freundin, der Marschallin de Clerembault, mit der sie ein und fünfzig Jahre zusammen gelebt habe, und versichert die Schwester noch einmal ihrer unverlöschlichen Liebe und Anhänglichkeit. „Ich bin gar Zu Kranck, umb heutte was mehres Zu sagen Können liebe Louise, alß daß In welchem Ellendten standt Ich auch sein mag so werde Ich biß daß der garauß mitt mir Kommen wirdt Euch liebe Louise Von Hertzen lieb behalten," so schließt Elisabeth Charlotte.

Neun Tage darauf, am 8. December 1722, entschlief sie zur ewigen Ruhe. Schon schwer krank, hatte sie sich nicht wehren lassen, der feierlichen Krönung Ludwig's des Fünfzehnten beizuzuwohnen, die am 23. October in der Kathedrale zu Reims mit dem überschwänglichen Gepränge des alten Königthums vollzogen wurde. Sie hatte „das liebe Kind — der Monarch war erst dreizehn Jahre alt — noch in seiner irdischen Herrlichkeit sehen und dann mit Freuden zur unvergänglichen hinübergehen" wollen, vornehmlich aber war es wol die Hoffnung, noch einmal mit ihrer geliebten Tochter, der Herzogin von Lothringen, zusammen sein zu können, was sie, trotz des dringenden Abrathens ihrer Aerzte, zu der beschwerlichen Reise nach der Champagne veranlaßte, die jedenfalls ihr Ende beschleunigte. Wie eine Gestalt aus andrer Welt, so mochte die greise deutsche Fürstin dem Hofe des jungen Königs erscheinen, als sie auf der für sie errichteten Tribune, von der Herzogin von Lothringen geführt, mühsam Platz nahm und nachher, während der Erzbischof von Reims dem schwachen Königsknaben die Krone des heiligen Ludwig auf das Haupt setzte, vor dem Altare sich in Demuth niederwarf.

Eine Gestalt aus andrer Welt — das war die deutsche Frau am französischen Hofe, das sittenreine Weib inmitten der Sündfluth

Digitized by Google

von Zucht- und Sittenlosigkeit, die von Frankreich aus über Europa hereinbrach und durch Menschenalter ihre Verwüstung trug, die originelle Einsiedlerin im bacchantischen Taumel der Regentschaft. Nicht sowol typische Gestalt als vielmehr tröstliche Ausnahmeerscheinung ist Elisabeth Charlotte gewesen, und das sichert ihr eine Ehrenstellung unter den historischen Frauen, die uns an der Schwelle des achtzehnten Jahrhunderts entgegentreten — ganz unabhängig von dem Interesse, das sie in Sonderheit speciell von uns Deutschen beanspruchen darf.

Digitized by Google

Drittes Capitel.

Anfänge der Gesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts. Die Herzogin von Maine und ihr Hof in Sceaux. Aufkommen des Salons. Die ersten geistreichen Kreise in Paris.

Unter Ludwig dem Vierzehnten war der Hof Alles, das ganze übrige Frankreich nichts. Versailles bestimmte die Richtung in Staat und Gesellschaft, in Bildung und Mode. Der Regent wurde der Vorläufer einer neuen Zeit, die nicht mehr von Versailles ihr Gepräge empfing, im Gegentheil sich in Opposition setzte wider die von Ludwig dem Fünfzehnten und seinem Cardinal André Hercule de Fleury festgehaltenen Ueberlieferungen des alten gottbegnadeten Königthums und der alten exclusiven Kirche. Andere Gesellschaftscentren tauchten auf, ein anderer Ton und andere Meinungen gelangten in maßgebenden Kreisen zur Geltung, Paris gewann das Uebergewicht über Versailles. Mochten das auch bescheidne Anfänge eines allgemeinen politischen und socialen Umschwungs sein, immerhin war die Emancipation von der Autorität des Hofes der erste demokratische Funken, aus welchem der siegreiche Kampf neuer Ideen und Formen des äußern und innern Lebens gegen die Anschauungen und Gestaltungen einer abgenützten Vergangenheit entbrannte, und die aristokratischen Hände, die das Feuer entfachten, sollten bald genug zu ihrem Unheil empfinden, daß sie die Geister nicht wieder zu bannen vermochten, die sie gerufen hatten. Noch war dieser Widerstand mehr nur eine Unterhaltung, mit der die vornehme Welt sich die Langeweile ihres Müßigganges zu kürzen trachtete, schon aber bereiteten sich die Tage vor, wo die Bewegung die Massen erfaßte und unaufhaltsam die bestehenden Ordnungen in Staat und Kirche niederwarf — mit ihnen jene Cirkel, die am Schüren der Flamme ein pikantes Geistesspiel gefunden, ihre noch

Digitized by Google

nicht erloschenen Fronderegungen und ihre Eitelkeit und Ruhmsucht genährt hatten. Wir stehen an der Wiege des Salons, an der Pforte jener historischen „Bureaux d'esprit," welche die Herrschaft der Frauen in der französischen Gesellschaft, in Literatur und Politik begründeten, die wir als einen der eigenthümlichsten und folgeschwersten Charakterzüge in der Physiognomie des achtzehnten Jahrhunderts anerkannten, nicht blos für Frankreich, sondern von internationaler Bedeutung.

Der erste dieser geistreichen Kreise führt uns in die Welt der Regentschaft zurück. Zwar wird er in der Regel nicht zu den Coterien gerechnet, die man unter der genannten Bezeichnung zu verstehen pflegt, er ist jedoch ihr unmittelbarer Vorläufer und greift mit seinen Persönlichkeiten und Tendenzen vielfach in jene eigentlichen Bureaux d'esprit und in spätere Abschnitte unserer Darstellung hinüber. Ohnedies heischt das politische Interesse, das sich an ihn knüpft, daß wir ihn in flüchtiger Schilderei unserer Bilderreihe einfügen.

Louise Benedicte, Prinzessin von Bourbon-Condé, die Enkeltochter des gefeierten Feldherrn Ludwig II. von Bourbon-Condé, den die Geschichte Frankreichs als den „großen Condé" aufführt, hatte sich, wie wir wissen, auf Anstiften der Maintenon mit dem ältesten Sohne Ludwig's des Vierzehnten und der Marquise von Montespan, dem Herzog Ludwig August von Maine, vermählt. Der Prinz besaß einen gewissen leichten Witz, zumal das Talent der geselligen Conversation, das als ein Erbtheil ihrer Familie, der Mortemart, seiner Mutter, nachgerühmt wurde, er hatte sich mancherlei Gedächtnißwissen angeeignet, allein es gebrach ihm an geistiger Elasticität, an Festigkeit und Energie. Er war zaghaft und ruheliebend, entbehrte mithin der einem politischen Charakter unerläßlichen Eigenschaften. Was ihm aber fehlte, davon war seiner Frau mindestens das volle Maß des Ehrgeizes zugefallen, wenn auch sie im Uebrigen sich keineswegs der Rolle gewachsen zeigte, die wir sie nachher spielen sehen werden. Klein von Wuchse, fast von kinderhafter Gestalt, dazu mit den bekannten scharf markirten Gesichtszügen der Bourbonen, denen der Ausdruck gewinnender Weiblichkeit abgeht, zählte sie nicht mit unter den vielen Schönheiten,

Digitized by Google

die den Hof des Königs zierten; ihre lebensvollen Augen und ihr geistsprühendes Wesen jedoch, ihre seltene, selbst gelehrte Bildung breiteten über die pygmäenhafte Gestalt einen Reiz, wie ihn die schönheitsstrahlenden Damen von Versailles nicht auszuüben vermochten, und machten sie zum Mittelpunkte eines bewundernden Cirkels, in dem wir neben den bekanntesten Witz- und Dichterlingen jener Uebergangsepoche bereits dem Heros der erwachsenden großen Umsturzliteratur des achtzehnten Jahrhunderts, Arouet-Voltaire, begegnen.

Sceaux, das unweit Paris gelegene prachtvolle Schloß des herzoglichen Paares, mit seinen herrlichen alten Bäumen und Gärten, seinen Weihern und Wasserkünsten, war die Hauptstätte, wo sich diese geisthaschende und mit ihrem Geiste kokettirende Gesellschaft von Anbetern und Anbeterinnen um ihre Herrin zusammenfand, die, ungerecht, selbstsüchtig, tyrannisch, mit ihrem Witz, ihrer Beredsamkeit, ihrem Geplauder, ihrem vollendeten gesellschaftlichen Tacte dennoch Männer und Frauen bestrickte. Trotz ihrer Talente, trotz ihres Wissens und ihrer die verschiedenartigsten Disciplinen streifenden Belesenheit haßte die Herzogin von Maine nichts mehr als Stille und Einsamkeit. „Ohne Gesellschaft mag ich nicht leben," sagte sie mit der ihr bei allen Charakterfehlern eignen Aufrichtigkeit, „denn ich höre auf Niemanden und alle Welt hört auf mich. — — Ich kann Menschen und Dinge nicht missen, die mir an sich doch völlig gleichgültig sind." Diese Offenherzigkeit erhöhte die Anziehung der interessanten Frau und kettete die verselnden und briefwechselnden Celadons um so fester an die capriciöse Gebieterin, wenn die Tochter der Condés gelegentlich auch den ganzen Hochmuth ihres Hauses herauskehren mochte.

Wie seltsam dünkt uns heute dies witzelnde Schäferspiel von Sceaux! Dieses Geistesblitzen, diese Geistesparaden, dieses Geistgeplänkel um nichts, ohne Inhalt und ohne nachhaltigen Zweck und doch so graciös und von solch undefinirbarem Zauber, flüchtig, aber erregend wie der Aether einer duftigen Essenz! Welcher Wetteifer der Schäfer und Schäferinnen in Allongeperrücke und Reifrock, einander mit dem Brillantfeuer ihres Esprit zu blenden! Wie viel Eifersüchteleien zwischen den galanten Priestern der Göttin, obwol

Digitized by Google

das Ganze nichts ist als eine Emotion des Kopfes, ein Carousſel des Witzes, von denen die Herzenstemperaturen nicht berührt werden! Ein ächtes Stück Franzoſenthum in den Schnörkeln des Rococo, Alles kokett, künſtlich, theatraliſch, doch anmuthsvoll, amuſant, verführeriſch! Ein Bild à la Watteau, lächelnd, geſchminkt, vornehm, dieſer Cirkel im Schloſſe von Sceaux, dieſe eleganten Frauen, merkwürdig durch ihre Schönheit oder durch ihre Abenteuer, noch umhüllt aber mit dem Schleier des Anſtands, der am Hofe des Regenten für altfränkiſch gilt, dieſe jungen und alten Männer, lüſtern, gepudert, parfümirt, dieſe Cavaliere und Schriftſteller, dieſe Abbés und Präſidenten, die keine andere Lebensaufgabe zu kennen ſcheinen, als ihren Geiſt in einem Raketenſprühregen von bonsmots zu verpuffen, und um Alles der Rahmen königlichen Glanzes und der Schatten hundertjähriger Bäume, murmelnde Fontainen und weitſchauende Terraſſen!

Ehrgeiz war die Leidenſchaft, welche die Herzogin verzehrte, der Ehrgeiz der Politik, der Ehrgeiz, ihren Gemahl an der Spitze des Staates zu ſehen, und darum loderte in ihrer Bruſt ein tödtlicher Haß gegen Philipp von Orleans, der ihrem Gatten den Platz geraubt und den Rang verkümmert hatte, die ihm von Ludwig dem Vierzehnten beſtimmt worden waren. Neben dieſem politiſchen Ehrgeiz erfüllte ſie aber auch ein anderer, als Beſchützerin des Talentes, als ein weiblicher Mäcen Bewunderung zu erregen, ihren Hof mit dem Schmuck der Muſen zu decoriren. Sie hatte einen wahrhaft unerſättlichen Durſt nach Verſen, allein die Verſe mußten ihre Perſon verherrlichen und Hofkleider tragen, denn als grande Dame des alten Regimentes wähnte ſie Kunſt und Literatur nur zur Huldigung und Kurzweil für Prinzen und Prinzeſſinnen geſchaffen. War ſie einmal unpaß, ſo rief ſie wol ihren Verehrern zu: „Macht doch Verſe auf mich! Beſingt mich! Nur Verſe können mich wiederherſtellen!“ Und ſo ergoſſen ſich die gereimten Schmeicheleien, Quatrains, Rondeaux, allegoriſch-mythologiſche Fadaiſen, Epigramme, Akroſtichen in ſchier unerſchöpflicher Fluth über die „Venus und Minerva,“ die „Phythia und Polyhymnia“ von Sceaux. „Mehr als zwanzig Jahre habe ich dort verlebt,“ ſagt eines der berühmteſten Mitglieder des Kreiſes, der Präſident Henault, der Freund

Digitized by Google

Argenson's und Voltaire's, ... „aber ich hoffe, daß mir Gott alle die Fadheiten verzeihen wird, die ich während dieser Zeit in mittelmäßigen Gedichten verschwendet habe. Wenn es das Unglück wollte, daß diese Jämmerlichkeiten mich überlebten, so würde man denken müssen, die Herzogin von Maine sei die Schönheit selbst gewesen, — — — man würde glauben, die Huldigungen hätten ihrem Gesicht gegolten, während sie doch nur dem Reize ihrer Unterhaltung gezollt waren."

Der Feste nimmt es in Sceaux kein Ende. Unaufhörlich bringen die vergoldeten Glascarrossen Gäste von Paris und von Versailles herbei. Viele derselben werden allmählich zu Hausgenossen, die Jahre lang das Schloß nicht wieder verlassen, andere durch bestimmte Stellen an die Person der Festgeberin geknüpft, durch reichlich dotirte Sinecuren in dem auf imposantem Fuße eingerichteten Hofhalte. Sollte nachmals doch auch Voltaire als Vorleser oder — Stallmeister dauernd für Sceaux gewonnen werden, er verzichtete jedoch zu Gunsten eines jüngern und bedürftigern Poeten auf das ihm angetragne Hofamt. Jeden Abend war Komödie oder Oper auf der zierlichen kleinen Schloßbühne, und unter den Darstellern figurirten die ersten Größen des Theaters und die namhaftesten Musiker und Sängerinnen, Baron, die Beauval, die Roselli u. n. a. Tagtäglich gab es große Wasserfahrten in kostbar geschmückten Barken mit buntseidnen Wimpeln und Baldachinen, tagtäglich sah man unter den mächtigen Ulmen und Kastanien Gruppen von Erzählern und Erzählerinnen, die sich mit Geschichten ergötzten, deren Platz Boccaccio's Decamerone gewesen wäre, und jedes Souper schloß das vorgeschriebene Couplet, zu dem Alle ihr Scherflein Heiterkeit und Bosheit beizusteuern hatten. Damit wechselten die mit feierlichem Gepränge abgehaltenen Capitel und Versammlungen des Schäferordens von der Honigbiene ab, den die Herzogin gestiftet hatte und als Oberin dirigirte. Es war dies eine jener mit allerhand mystischen Förmlichkeiten, Symbolen und Gelöbnissen umkleideten geselligen Vereinigungen zu Scherz und Geistesspiel, wie sie der auf Geheimbündelei und allegorische Verbrämung auch ganz harmloser Bestrebungen gehende Drang der Zeit bevorzugte und wie wir dergleichen Ordenständeleien später

Digitized by Google

noch mehrerer zu gedenken haben werden. Freilich waren die Bienen von Sceaux nicht so ganz unschuldiger Natur; sie wußten ihren Stachel zu gebrauchen und halfen emsig mit an den politischen Umtrieben ihrer Königin.

Erst in der Nacht aber entfaltete Sceaux seine hellste und originellste Glorie. Dann leuchteten die Kerzen jener Feste durch das Dunkel der Seinelandschaft, die ihm seinen Namen gemacht haben, jener grandes nuits blanches, mit denen sich die Briefe und Memoiren ihrer Tage so angelegentlich beschäftigen und den Neid der Nichteingeweihten erwecken. Noch ist es Versailles, was als Grundton anklingt, Versailles mit seiner Vornehmheit, mit seiner großen Gastlichkeit, in deren weitgesteckten Grenzen sich die Vertraulichkeit verliert, doch Versailles ohne die erdrückende Majestät seines Ceremoniels, ein Versailles, das sich zu demokratisiren sucht, wo die Aristokratie der Geburt der Aristokratie des Geistes nicht die Hand, aber die Fingerspitze reicht und in den Männern von Witz und Talent zwar nicht eine ebenbürtige Gesellschaft, doch ein nothwendiges Möbel ihrer Säle und Gemächer erblickt. Wir haben die ersten Spuren, die ersten leisen Lebensäußerungen des Salons vor uns, jener nicht hoch genug zu veranschlagenden Macht, welche die Gesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts bilden half und in ihr die Gedanken, die Principien, die Ueberzeugungen großzog, die von Frankreich aus den Erdkreis eroberten und unsere eigene Zeit, unsere eigene Ideenwelt, unsere eigenen Voraussetzungen, unsere eigenen Neigungen und Abneigungen geschaffen haben, eines Jahrhunderts, dessen Culturproceß noch nicht zu seinem Abschlusse gediehen ist.

Zimmer, Geräthe, Toiletten, Menschen — Alles im Barockstiel, Alles schimmernd, elegant, raffinirt, Alles in Rosa und Himmelblau, in Scharlach und Pfirsichblüthe, Herren wie Damen, kein trübes Schwarz, keine gebrochenen Farben wie heute, und die jungen Gesichter um so jünger unter dem ambrahauchenden Puder der Locken. In diesen Märchennächten von Sceaux hatte der geistige Hofstaat der Herzogin seinen anstrengendsten Dienst, alle Quellen seines Witzes, seiner Poesie, seiner Galanterie mußten springen, Seele, Herz, Charakter, Sinne, Alles sollte sich so zu sagen in

Digitized by Google

Geist verflüchtigen. Waren die nuits blanches von Sceaux doch die Huldigungen, die von den Gästen der Schloßherrin dargebracht wurden. Um das Festprogramm angenehm zu variiren, war eine alphabetische Lotterie im Gange, die jeden der Theilnehmer anwies, in welcher Art und Weise er sich der Gebieterin zu Füßen zu legen und die Gesellschaft unterhalten sollte. Wer z. B. den Buchstaben B zog, dem fiel die Aufgabe zu, ein Ballet zu veranstalten. O bedeutete Oper, C Comödie und sofort. Mitunter war die Herzogin die Spendende; sie betrat dann wol selbst die Bretter, um sich als „Athalie" neue Lorbeeren und neue zierlich zugespitzte Verse zu erringen.

Eine der fruchtbarsten Dichterinnen für die Nächte von Sceaux war die erste Kammerfrau der Prinzessin, ein Fräulein von Launay, das durch scharfen Verstand, aber auch durch die Abwesenheit alles Dessen glänzte, was wir unter Gemüth verstehen, eine Abwesenheit freilich nicht sowol individueller Natur als Gemeingebrechen einer Zeit, die mit nichts geringern Aufwand trieb als mit dem Herzen. Fräulein von Launay, nachmals mit dem Baron von Staal, einem Officier der königlichen Schweizergarde, verheirathet, ist in ihren Denkwürdigkeiten auch die Historiographin von Sceaux und seinen Festen und Machinationen geworden, denen sie förderlichsten Beistand geliehen, in ihren Memoiren wie in ihren Briefen eine der graciösesten französischen Stilistinnen.

Ohnezweifel ein merkwürdiger und eigenartiger Hof, dieser Hof der Herzogin Louise Benedicte von Maine zu Sceaux, gelegentlich auch im Schlosse von Anet, vorübergehend in den Tuilerien zu Paris, ein französisch gestimmter leiser Anklang an das Tieffurt und Ettersburg der Herzogin Anna Amalie von Weimar. Unter den Auserlesenen des Cirkels steht als ihr permanenter Vorsitzender der schon erwähnte Präsident Henault oben an, einer jener „geistreichen, politischen, akademischen, feinschmeckenden, ruhmsüchtigen, literarischen, leichtlebigen Juristen, welche die zierliche Elite des schwerfälligen Parlamentes ausmachten und höfische Eleganz mit den ernsten Traditionen ihrer Körperschaft verbanden." In seiner Jugend der allgemeinen Strömung folgend, dem galanten Beispiele der Riom, der Richelieu, der Soubise, sogar, doch mit Tact und Anmuth, einer von den „Galgenvögeln" des Palais Royal, hatte er sich im

Digitized by Google

von Zucht- und Sittenlosigkeit, die von Frankreich aus über Europa hereinbrach und durch Menschenalter ihre Verwüstung trug, die originelle Einsiedlerin im bacchantischen Taumel der Regentschaft. Nicht sowol typische Gestalt als vielmehr tröstliche Ausnahmeerscheinung ist Elisabeth Charlotte gewesen, und das sichert ihr eine Ehrenstellung unter den historischen Frauen, die uns an der Schwelle des achtzehnten Jahrhunderts entgegentreten — ganz unabhängig von dem Interesse, das sie in Sonderheit speciell von uns Deutschen beanspruchen darf.

Digitized by Google

Drittes Capitel.

Anfänge der Gesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts. Die Herzogin von Maine und ihr Hof in Sceaux. Aufkommen des Salons. Die ersten geistreichen Kreise in Paris.

Unter Ludwig dem Vierzehnten war der Hof Alles, das ganze übrige Frankreich nichts. Versailles bestimmte die Richtung in Staat und Gesellschaft, in Bildung und Mode. Der Regent wurde der Vorläufer einer neuen Zeit, die nicht mehr von Versailles ihr Gepräge empfing, im Gegentheil sich in Opposition setzte wider die von Ludwig dem Fünfzehnten und seinem Cardinal André Hercule de Fleury festgehaltenen Ueberlieferungen des alten gottbegnadeten Königthums und der alten exclusiven Kirche. Andere Gesellschaftscentren tauchten auf, ein anderer Ton und andere Meinungen gelangten in maßgebenden Kreisen zur Geltung, Paris gewann das Uebergewicht über Versailles. Mochten das auch bescheidne Anfänge eines allgemeinen politischen und socialen Umschwungs sein, immerhin war die Emancipation von der Autorität des Hofes der erste demokratische Funken, aus welchem der siegreiche Kampf neuer Ideen und Formen des äußern und innern Lebens gegen die Anschauungen und Gestaltungen einer abgenützten Vergangenheit entbrannte, und die aristokratischen Hände, die das Feuer entfachten, sollten bald genug zu ihrem Unheil empfinden, daß sie die Geister nicht wieder zu bannen vermochten, die sie gerufen hatten. Noch war dieser Widerstand mehr nur eine Unterhaltung, mit der die vornehme Welt sich die Langeweile ihres Müßigganges zu kürzen trachtete, schon aber bereiteten sich die Tage vor, wo die Bewegung die Massen erfaßte und unaufhaltsam die bestehenden Ordnungen in Staat und Kirche niederwarf — mit ihnen jene Cirkel, die am Schüren der Flamme ein pikantes Geistesspiel gefunden, ihre noch

Digitized by Google

nicht erloschenen Fronderegungen und ihre Eitelkeit und Ruhmsucht genährt hatten. Wir stehen an der Wiege des Salons, an der Pforte jener historischen „Bureaux d'esprit," welche die Herrschaft der Frauen in der französischen Gesellschaft, in Literatur und Politik begründeten, die wir als einen der eigenthümlichsten und folgeschwersten Charakterzüge in der Physiognomie des achtzehnten Jahrhunderts anerkannten, nicht blos für Frankreich, sondern von internationaler Bedeutung.

Der erste dieser geistreichen Kreise führt uns in die Welt der Regentschaft zurück. Zwar wird er in der Regel nicht zu den Coterien gerechnet, die man unter der genannten Bezeichnung zu verstehen pflegt, er ist jedoch ihr unmittelbarer Vorläufer und greift mit seinen Persönlichkeiten und Tendenzen vielfach in jene eigentlichen Bureaux d'esprit und in spätere Abschnitte unserer Darstellung hinüber. Ohnedies heischt das politische Interesse, das sich an ihn knüpft, daß wir ihn in flüchtiger Schilderei unserer Bilderreihe einfügen.

Louise Benedicte, Prinzessin von Bourbon-Condé, die Enkeltochter des gefeierten Feldherrn Ludwig II. von Bourbon-Condé, den die Geschichte Frankreichs als den „großen Condé" aufführt, hatte sich, wie wir wissen, auf Anstiften der Maintenon mit dem ältesten Sohne Ludwig's des Vierzehnten und der Marquise von Montespan, dem Herzog Ludwig August von Maine, vermählt. Der Prinz besaß einen gewissen leichten Witz, zumal das Talent der geselligen Conversation, das als ein Erbtheil ihrer Familie, der Mortemart, seiner Mutter, nachgerühmt wurde, er hatte sich mancherlei Gedächtnißwissen angeeignet, allein es gebrach ihm an geistiger Elasticität, an Festigkeit und Energie. Er war zaghaft und ruheliebend, entbehrte mithin der einem politischen Charakter unerläßlichen Eigenschaften. Was ihm aber fehlte, davon war seiner Frau mindestens das volle Maß des Ehrgeizes zugefallen, wenn auch sie im Uebrigen sich keineswegs der Rolle gewachsen zeigte, die wir sie nachher spielen sehen werden. Klein von Wuchse, fast von kinderhafter Gestalt, dazu mit den bekannten scharf markirten Gesichtszügen der Bourbonen, denen der Ausdruck gewinnender Weiblichkeit abgeht, zählte sie nicht mit unter den vielen Schönheiten,

Digitized by Google

die den Hof des Königs zierten; ihre lebensvollen Augen und ihr geistsprühendes Wesen jedoch, ihre seltene, selbst gelehrte Bildung breiteten über die pygmäenhafte Gestalt einen Reiz, wie ihn die schönheitsstrahlenden Damen von Versailles nicht auszuüben vermochten, und machten sie zum Mittelpunkte eines bewundernden Cirkels, in dem wir neben den bekanntesten Witz- und Dichterlingen jener Uebergangsepoche bereits dem Heros der erwachsenden großen Umsturzliteratur des achtzehnten Jahrhunderts, Arouet-Voltaire, begegnen.

Sceaux, das unweit Paris gelegene prachtvolle Schloß des herzoglichen Paares, mit seinen herrlichen alten Bäumen und Gärten, seinen Weihern und Wasserkünsten, war die Hauptstätte, wo sich diese geisthaschende und mit ihrem Geiste kokettirende Gesellschaft von Anbetern und Anbeterinnen um ihre Herrin zusammenfand, die, ungerecht, selbstsüchtig, tyrannisch, mit ihrem Witz, ihrer Beredsamkeit, ihrem Geplauder, ihrem vollendeten gesellschaftlichen Tacte dennoch Männer und Frauen bestrickte. Trotz ihrer Talente, trotz ihres Wissens und ihrer die verschiedenartigsten Disciplinen streifenden Belesenheit haßte die Herzogin von Maine nichts mehr als Stille und Einsamkeit. „Ohne Gesellschaft mag ich nicht leben," sagte sie mit der ihr bei allen Charakterfehlern eignen Aufrichtigkeit, „denn ich höre auf Niemanden und alle Welt hört auf mich. — — Ich kann Menschen und Dinge nicht missen, die mir an sich doch völlig gleichgültig sind." Diese Offenherzigkeit erhöhte die Anziehung der interessanten Frau und kettete die verselnden und briefwechselnden Celadons um so fester an die capriciöse Gebieterin, wenn die Tochter der Condés gelegentlich auch den ganzen Hochmuth ihres Hauses herauskehren mochte.

Wie seltsam dünkt uns heute dies witzelnde Schäferspiel von Sceaux! Dieses Geistesblitzen, diese Geistesparaden, dieses Geistgeplänkel um nichts, ohne Inhalt und ohne nachhaltigen Zweck und doch so graciös und von solch undefinirbarem Zauber, flüchtig, aber erregend wie der Aether einer duftigen Essenz! Welcher Wetteifer der Schäfer und Schäferinnen in Allongeperrücke und Reifrock, einander mit dem Brillantfeuer ihres Esprit zu blenden! Wie viel Eifersüchteleien zwischen den galanten Priestern der Göttin, obwol

Digitized by Google

das Ganze nichts ist als eine Emotion des Kopfes, ein Carousſel des Witzes, von denen die Herzenstemperaturen nicht berührt werden! Ein ächtes Stück Franzoſenthum in den Schnörkeln des Rococo, Alles kokett, künſtlich, theatraliſch, doch anmuthsvoll, amuſant, verführeriſch! Ein Bild à la Watteau, lächelnd, geſchminkt, vornehm, dieſer Cirkel im Schloſſe von Sceaux, dieſe eleganten Frauen, merkwürdig durch ihre Schönheit oder durch ihre Abenteuer, noch umhüllt aber mit dem Schleier des Anſtands, der am Hofe des Regenten für altfränkiſch gilt, dieſe jungen und alten Männer, lüſtern, gepudert, parfümirt, dieſe Cavaliere und Schriftſteller, dieſe Abbés und Präſidenten, die keine andere Lebensaufgabe zu kennen ſcheinen, als ihren Geiſt in einem Raketenſprühregen von bonsmots zu verpuffen, und um Alles der Rahmen königlichen Glanzes und der Schatten hundertjähriger Bäume, murmelnde Fontainen und weitſchauende Terraſſen!

Ehrgeiz war die Leidenſchaft, welche die Herzogin verzehrte, der Ehrgeiz der Politik, der Ehrgeiz, ihren Gemahl an der Spitze des Staates zu ſehen, und darum loderte in ihrer Bruſt ein tödtlicher Haß gegen Philipp von Orleans, der ihrem Gatten den Platz geraubt und den Rang verkümmert hatte, die ihm von Ludwig dem Vierzehnten beſtimmt worden waren. Neben dieſem politiſchen Ehrgeiz erfüllte ſie aber auch ein anderer, als Beſchützerin des Talentes, als ein weiblicher Mäcen Bewunderung zu erregen, ihren Hof mit dem Schmuck der Muſen zu decoriren. Sie hatte einen wahrhaft unerſättlichen Durſt nach Verſen, allein die Verſe mußten ihre Perſon verherrlichen und Hofkleider tragen, denn als grande Dame des alten Regimentes wähnte ſie Kunſt und Literatur nur zur Huldigung und Kurzweil für Prinzen und Prinzeſſinnen geſchaffen. War ſie einmal unpaß, ſo rief ſie wol ihren Verehrern zu: „Macht doch Verſe auf mich! Beſingt mich! Nur Verſe können mich wiederherſtellen!“ Und ſo ergoſſen ſich die gereimten Schmeicheleien, Quatrains, Rondeaux, allegoriſch-mythologiſche Fadaiſen, Epigramme, Akroſtichen in ſchier unerſchöpflicher Fluth über die „Venus und Minerva,“ die „Phythia und Polyhymnia“ von Sceaux. „Mehr als zwanzig Jahre habe ich dort verlebt,“ ſagt eines der berühmteſten Mitglieder des Kreiſes, der Präſident Henault, der Freund

Digitized by Google

Argenson's und Voltaire's, ... „aber ich hoffe, daß mir Gott alle die Fadheiten verzeihen wird, die ich während dieser Zeit in mittelmäßigen Gedichten verschwendet habe. Wenn es das Unglück wollte, daß diese Jämmerlichkeiten mich überlebten, so würde man denken müssen, die Herzogin von Maine sei die Schönheit selbst gewesen, — — — man würde glauben, die Huldigungen hätten ihrem Gesicht gegolten, während sie doch nur dem Reize ihrer Unterhaltung gezollt waren."

Der Feste nimmt es in Sceaux kein Ende. Unaufhörlich bringen die vergoldeten Glascarrossen Gäste von Paris und von Versailles herbei. Viele derselben werden allmählich zu Hausgenossen, die Jahre lang das Schloß nicht wieder verlassen, andere durch bestimmte Stellen an die Person der Festgeberin geknüpft, durch reichlich dotirte Sinecuren in dem auf imposantem Fuße eingerichteten Hofhalte. Sollte nachmals doch auch Voltaire als Vorleser oder — Stallmeister dauernd für Sceaux gewonnen werden, er verzichtete jedoch zu Gunsten eines jüngern und bedürftigern Poeten auf das ihm angetragne Hofamt. Jeden Abend war Komödie oder Oper auf der zierlichen kleinen Schloßbühne, und unter den Darstellern figurirten die ersten Größen des Theaters und die namhaftesten Musiker und Sängerinnen, Baron, die Beauval, die Roselli u. n. a. Tagtäglich gab es große Wasserfahrten in kostbar geschmückten Barken mit buntseidnen Wimpeln und Baldachinen, tagtäglich sah man unter den mächtigen Ulmen und Kastanien Gruppen von Erzählern und Erzählerinnen, die sich mit Geschichten ergötzten, deren Platz Boccaccio's Decamerone gewesen wäre, und jedes Souper schloß das vorgeschriebene Couplet, zu dem Alle ihr Scherflein Heiterkeit und Bosheit beizusteuern hatten. Damit wechselten die mit feierlichem Gepränge abgehaltenen Capitel und Versammlungen des Schäferordens von der Honigbiene ab, den die Herzogin gestiftet hatte und als Oberin dirigirte. Es war dies eine jener mit allerhand mystischen Förmlichkeiten, Symbolen und Gelöbnissen umkleideten geselligen Vereinigungen zu Scherz und Geistesspiel, wie sie der auf Geheimbündelei und allegorische Verbrämung auch ganz harmloser Bestrebungen gehende Drang der Zeit bevorzugte und wie wir dergleichen Ordenständeleien später

Digitized by Google

noch mehrerer zu gedenken haben werden. Freilich waren die Bienen von Sceaux nicht so ganz unschuldiger Natur; sie wußten ihren Stachel zu gebrauchen und halfen emsig mit an den politischen Umtrieben ihrer Königin.

Erst in der Nacht aber entfaltete Sceaux seine hellste und originellste Glorie. Dann leuchteten die Kerzen jener Feste durch das Dunkel der Seinelandschaft, die ihm seinen Namen gemacht haben, jener grandes nuits blanches, mit denen sich die Briefe und Memoiren ihrer Tage so angelegentlich beschäftigen und den Neid der Nichteingeweihten erwecken. Noch ist es Versailles, was als Grundton anklingt, Versailles mit seiner Vornehmheit, mit seiner großen Gastlichkeit, in deren weitgesteckten Grenzen sich die Vertraulichkeit verliert, doch Versailles ohne die erdrückende Majestät seines Ceremoniels, ein Versailles, das sich zu demokratisiren sucht, wo die Aristokratie der Geburt der Aristokratie des Geistes nicht die Hand, aber die Fingerspitze reicht und in den Männern von Witz und Talent zwar nicht eine ebenbürtige Gesellschaft, doch ein nothwendiges Möbel ihrer Säle und Gemächer erblickt. Wir haben die ersten Spuren, die ersten leisen Lebensäußerungen des Salons vor uns, jener nicht hoch genug zu veranschlagenden Macht, welche die Gesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts bilden half und in ihr die Gedanken, die Principien, die Ueberzeugungen großzog, die von Frankreich aus den Erdkreis eroberten und unsere eigene Zeit, unsere eigene Ideenwelt, unsere eigenen Voraussetzungen, unsere eigenen Neigungen und Abneigungen geschaffen haben, eines Jahrhunderts, dessen Culturproceß noch nicht zu seinem Abschlusse gediehen ist.

Zimmer, Geräthe, Toiletten, Menschen — Alles im Barockstiel, Alles schimmernd, elegant, raffinirt, Alles in Rosa und Himmelblau, in Scharlach und Pfirsichblüthe, Herren wie Damen, kein trübes Schwarz, keine gebrochenen Farben wie heute, und die jungen Gesichter um so jünger unter dem ambrahauchenden Puder der Locken. In diesen Märchennächten von Sceaux hatte der geistige Hofstaat der Herzogin seinen anstrengendsten Dienst, alle Quellen seines Witzes, seiner Poesie, seiner Galanterie mußten springen, Seele, Herz, Charakter, Sinne, Alles sollte sich so zu sagen in

Digitized by Google

Geist verflüchtigen. Waren die nuits blanches von Sceaux doch die Huldigungen, die von den Gästen der Schloßherrin dargebracht wurden. Um das Festprogramm angenehm zu variiren, war eine alphabetische Lotterie im Gange, die jeden der Theilnehmer anwies, in welcher Art und Weise er sich der Gebieterin zu Füßen zu legen und die Gesellschaft unterhalten sollte. Wer z. B. den Buchstaben B zog, dem fiel die Aufgabe zu, ein Ballet zu veranstalten. O bedeutete Oper, C Comödie und sofort. Mitunter war die Herzogin die Spendende; sie betrat dann wol selbst die Bretter, um sich als „Athalie" neue Lorbeeren und neue zierlich zugespitzte Verse zu erringen.

Eine der fruchtbarsten Dichterinnen für die Nächte von Sceaux war die erste Kammerfrau der Prinzessin, ein Fräulein von Launay, das durch scharfen Verstand, aber auch durch die Abwesenheit alles Dessen glänzte, was wir unter Gemüth verstehen, eine Abwesenheit freilich nicht sowol individueller Natur als Gemeingebrechen einer Zeit, die mit nichts geringern Aufwand trieb als mit dem Herzen. Fräulein von Launay, nachmals mit dem Baron von Staal, einem Officier der königlichen Schweizergarde, verheirathet, ist in ihren Denkwürdigkeiten auch die Historiographin von Sceaux und seinen Festen und Machinationen geworden, denen sie förderlamsten Beistand geliehen, in ihren Memoiren wie in ihren Briefen eine der graciösesten französischen Stilistinnen.

Ohnezweifel ein merkwürdiger und eigenartiger Hof, dieser Hof der Herzogin Louise Benedicte von Maine zu Sceaux, gelegentlich auch im Schlosse von Anet, vorübergehend in den Tuilerien zu Paris, ein französisch gestimmter leiser Anklang an das Tieffurt und Ettersburg der Herzogin Anna Amalie von Weimar. Unter den Auserlesenen des Cirkels steht als ihr permanenter Vorsitzender der schon erwähnte Präsident Henault oben an, einer jener „geistreichen, politischen, akademischen, feinschmeckenden, ruhmsüchtigen, literarischen, leichtlebigen Juristen, welche die zierliche Elite des schwerfälligen Parlamentes ausmachten und höfische Eleganz mit den ernsten Traditionen ihrer Körperschaft verbanden." In seiner Jugend der allgemeinen Strömung folgend, dem galanten Beispiele der Riom, der Richelieu, der Soubise, sogar, doch mit Tact und Anmuth, einer von den „Galgenvögeln" des Palais Royal, hatte er sich im

Digitized by Google

rechten Moment aus diesem wilden Wirbel gerettet und genoß nun eines Ansehens in der Gesellschaft, das nicht allein seinem hohen amtlichen Range und seinem großen Vermögen zuzuschreiben war. Einer der vierzig Unsterblichen von der französischen Akademie, galt er für einen der ersten Geschichtskenner und Geschichtsschreiber jener Tage und sein „chronologischer Abriß" (abrégé chronologique) für die Frucht außerordentlicher Gelehrsamkeit. „Kein Mann von Welt hat so viel gelesen wie er," bemerkt der Herzog von Luynes in seinen für die Zeitgeschichte sehr werthvollen Denkniſſen, „Niemand weiß so viel mindestens in all den Dingen und Fächern, die der Gesellschaft zum Nutzen und zur Annehmlichkeit gereichen. Die Art seiner Conversation ist von unwiderstehlichem Reize, unübertrefflich sein Talent, sich dem zu widmen, anscheinend selbst mit Eifer und Leidenschaft, was seine Freunde interessirt, desgleichen die Gabe, in wenigen Worten viel zu sagen und stets die frappantesten Momente einer Geschichte, eines Ereignisses, eines Buches herauszufinden." Guter Musiker und passabler Dichter, immer geistvoll, doch nie aufdringlich und nie über das Niveau der gesellschaftlichen Unterhaltung hinausgehend, discret und zartfühlend, war er ein gehätschelter Liebling der Damen, trotz seiner körperlichen Unschönheit, und ein gefeierter Gast in den vornehmsten Kreisen, trotz seiner verhältnißmäßig niedrigen Geburt. Er besaß ein mit fürstlichem Luxus ausgestattetes Haus in der Rue Saint-Honoré zu Paris, wo er die bedeutendsten Männer und Frauen bei sich sah. Sein Koch Lagrange war einer der Koryphäen seiner Kunst und die von ihm bereiteten Soupers erfreuten sich eines wohlverdienten Rufes unter den Pariser Gourmands. Vor Allem aber darf die literargeschichtliche That nicht unerwähnt bleiben, die Präsident Hénault vollbrachte. Einst bei Voltaire, opferte er ein Paar seiner feinen Spitzenmanschetten auf, um das Manuscript der „Henriade" aus den Flammen des Kaminfeuers zu retten, in die es der empfindliche Dichter geworfen hatte, als ein andrer seiner Freunde sich spöttelnde Bemerkungen über das Epos erlaubte. Der Präsident war einer der regelmäßigsten Gäste von Sceaux, bis zum Tode der Herzogin von Maine, der im Jahre 1753 erfolgte, selten einen ihrer Tage und kaum je eine ihrer Nächte versäumend.

Digitized by Google

Neben ihm sehen wir als einen der Getreuesten den betagten Sainte-Aulaire, den ein paar glückliche Verse auf den akademischen Fauteuil gehoben hatten, der Schäfer unter den Schäfern von Sceaux, der seine hoffnungslose Leidenschaft für die Fürstin in einem süßen Geplätscher gezierter Madrigale ausseufzte. Auch der feierliche Malesieu, der einstige Lehrer der Herzogin, gehörte zu den Intimen des Hauses. Er war der wissenschaftliche Schiedsrichter des Kreises. „Seine Aussprüche," lesen wir bei Frau von Staal, „genossen unter uns der nämlichen Unfehlbarkeit wie die Aussprüche des Pythagoras unter seinen Schülern. Der hitzigste Streit schwieg auf der Stelle, sobald die Worte vernommen wurden: ‚Er hat es gesagt.'" Um diese würdige Autorität, die sich wol beifallen ließ, der frivolen Gesellschaft die Tragödien des Sophokles vorzulesen, tänzelte der ewig heitere Abbé Guillaume Amfrye de Chaulieu, Frankreichs Anakreon, der in seiner Wohnung im Temple zu Paris ein Häuflein witziger Epikuräer um sich schaarte und bis in sein hohes Greisenalter den Witz und die Fröhlichkeit bewahrte, die in seinen losen, aber feinen und geschmackvollen Versen sprühen, nicht einer der Sittlichsten, doch der Liebenswürdigsten im Chore des Musenhofs von Sceaux. Ein anderer aus dem Schwarme platonischer Bewunderer, der die Herzogin von Maine umkreiste, war Antoine de La Motte Houdar, der Verfasser des Trauerspiels „Ines de Castro," das bei seiner Aufführung auf der Bühne der „Comédie française" ganz Paris zu Thränen rührte und Voltaire mit heftigem Aerger erfüllte, weil es vom Publicum fast noch wärmer aufgenommen worden war als sein eigner „Oedipus," diese beißende Persiflage des Regenten und der Geistlichkeit. La Motte unterhielt eine rege Correspondenz mit seiner Göttin, die ihm ihre Episteln oft durch besondere Couriere zusandte, und die beiderseitigen Briefe sind noch vorhanden, Producte des leichten französischen Esprit, der mit so vieler Anmuth inhaltslos, so liebenswürdig nichtssagend zu sein weiß. Wie die meisten der Briefe jener geschraubten Zeit lediglich zur Parade geschrieben, machten sie unter den schmachtenden Schäfern die Runde und wurden auch in anderen Häusern gleich wichtigen Manifesten lebhaft besprochen und commentirt. Die alte feierliche Schule der Etikette vertrat der Abbé von Vaubrun, der

Digitized by Google

in Ceremoniel, in Hoffesten und Hofleben aufging und von der Herzogin „le sublime du frivole“ genannt wurde, mit ihm der Marquis von Clermont-Chatte, in seinen galanten Eroberungen ein zweiter Herzog von Richelieu.

Keiner der Vertrauteren, doch eine häufigere Erscheinung im Schlosse von Sceaux war der junge Arouet, noch nicht der weltberühmte Herr von Voltaire, aber bereits der Dichter jenes „Oedipus“ und mancher bittern Epigramms und giftigen Quatrains gegen Philipp von Orleans und die Herzogin von Berry. Eine bessere Empfehlung für die Nächte von Sceaux hätte der kecke Poet nicht aufweisen können, und so sehen wir auch ihn bald allerlei gereimte Katzbuckeleien auf dem Toilettentische der Vielbesungenen opfern, wie der Charakterlose kurz darauf seinen Frieden schloß mit dem Regenten, feierte, was er vorher geschmäht hatte, im Palais Royal schweifwedelte und selbst Philipp's Maitressen versificirten Weihrauch streute — wie er als Greis, unsterblich geworden durch seine Thaten für Calas und für Sirven, für de la Barre und Montbailli, sogar einer Dubarry seine Huldigungen spendete. Mit seiner gelehrten Freundin, der Marquise du Châtelet, lebte Voltaire in der Folge Wochen lang unter dem gastlichen Dache von Sceaux, und als der Tod diese Beziehungen löste, suchte ihn, wie oben bemerkt, die Herzogin von Maine ihrem Hofe bleibend einzuverleiben. Daß er das Anerbieten ausschlug, änderte die Gesinnungen der Fürstin gegen ihn nicht; sie hatte Geist genug, Voltaire's hervorragende literarische Bedeutung zu würdigen und sich vom Gekläffe seiner Neider in ihrem Urtheile nicht beirren zu lassen.

Von den weiblichen Mitgliedern der „Geistreichen“ von Sceaux sind es außer der bereits genannten Baronin von Staal, vornehmlich zwei, die wir hier ins Auge zu fassen haben: die Marquise von Lambert, die erste Frau in der großen Welt, die in Paris ihren regelmäßigen Salon hielt, die Vorgängerin der Tencin, jener „Königin der beaux-esprits,“ wie sie geheißen ward, der Geoffrin, der Dupin, der d'Epinay, der Du Deffand, und diese letzte selbst, der die Herzogin nachmals ihre besondere Freundschaft schenkte, wenn von einem solchen Gefühle die Rede sein kann, wo Vertrauen und Hingebung von keiner der beiden Seiten in Betracht kam.

Digitized by Google

Eine der Witzigsten unter den Witzigen, der vollendetste moralische und geistige Typus, einer der ausgeprägtesten Charakterköpfe des achtzehnten Jahrhunderts und seiner Frauenwelt, in engster Verbindung mit einer großen Anzahl geschichtlicher Persönlichkeiten Frankreichs, Englands, Deutschlands, wird uns die Marquise Du Deffand, „deren Salon vierzig Jahre hindurch ein Lieblings-Rendez-vous der Gesandten aller europäischen Höfe bildete," noch zu specieller Schilderung Anlaß bieten; es genügt daher vorläufig die einfache Erwähnung ihres Namens.

Einmal aber kam der Tag, wo der Glanz von Sceaux für längere Zeit verlosch, wo die nuits blanches ihr Ende fanden, wo das Feenschloß verödet stand. Der politische Ehrgeiz ließ der Herzogin keine Ruhe, um so weniger, je gleichmüthiger ihr Gemahl sich gegen öffentliche Auszeichnung verhielt. Inmitten des unaufhörlichen Gesellschaftswirbels, der um ihn toste, lebte er fast einsiedlerisch in seinen Gemächern, mit Uebertragungen altrömischer Autoren beschäftigt, überdies durch einen verkrüppelten Fuß an freierer Bewegung gehindert. Böse Zungen wollten wissen, er fürchte sich vor seiner Frau, deren heftiges Temperament sich mitunter in Handgreiflichkeiten Luft machen sollte. Während die Herzogin Himmel und Erde in Bewegung setzte, ihm nach Ludwig's des Vierzehnten Tode die Regentschaft von Frankreich zu sichern, blieb der Herzog träumerisch über seinen Büchern hocken, wie er träumerisch aus jener Parlamentssitzung nach Hause ging, die seines Vaters Testament cassirte, ohne nur mit einem Worte dagegen zu protestiren. „Wenn Sie eines Morgens aufwachen," schleuderte ihm die Herzogin einmal grimmig ins Gesicht, „so werden Sie erfahren, daß Sie in der Akademie und der Herzog von Orleans auf dem Throne von Frankreich sitzt." Leider erfüllte sich wol der letztere, nicht aber auch der erstere Theil ihrer spöttischen Voraussage.

Als nun den legitimirten Kindern Ludwig's des Vierzehnten auch noch die ihnen von diesem zugesprochenen Rechte der Prinzen von Geblüt wieder aberkannt werden sollten, da sprengte der Zorn der kleinen Frau alle Dämme. Sie griff selbst zur Feder, um in einer geharnischten Gegenschrift Beweisgründe aus der alten und neuen Geschichte ins Gefecht zu führen, um die Ansprüche der

Digitized by Google

Legitimirten zu vertheidigen. Von früh bis Abends saß sie in ihre Studien versunken, und „auf ihrem Bette thürmte sich allnächtlich ein Haufen gewaltiger Folianten auf, unter dem sie begraben lag, so scherzte sie selbst, wie der Gigant Enceladus unter dem Aetna.“ All ihr historisches Rüstzeug hatte indeß keinen Erfolg; zur Antwort auf ihr gelehrtes Memoire wurde ihrem Gemahle vielmehr auch noch die Oberleitung der Erziehung des jungen Königs abgenommen, die bis dahin in den Händen des Herzogs geruht hatte. Abermals räumte dieser ohne Weiteres das Feld, die Herzogin aber zerschlug in ihrer Wuth über die erlittene neue Demüthigung sämmtliche Spiegel und Porcellangefäße, die ihre Gemächer in den Tuilerien enthielten, und zog sich grollend nach ihrem Sceaux zurück, um die Rache an Philipp von Orleans fortan zum höchsten Ziele ihres Strebens zu machen.

Die Geheimnisse ihres Bienenordens eigneten sich vortrefflich zur Verhüllung ihrer Pläne, und die Bienen leisteteten ihrer Königin dabei willigen Gehorsam. Manche ihrer Anbeter theilten ihre Gesinnungen und fungirten gewissermaßen als ihr politischer Hofstaat. So der feine, glatte Cardinal von Polignac, „der eleganteste Plauderer seiner Zeit,“ der seine Intriguen hinter literarischen Bestrebungen, hinter seinem großen lateinischen Anti-Lucrez, zu verstecken suchte; so der erste Präsident des Pariser Parlaments de Mesme; so der junge Adonis Richelieu; so der gallsüchtige Poet Lagrange-Chancel, der seinen Haß gegen den Regenten in wuchtigen, aber abscheulichen und lügnerischen Invectiven entlud, die ihm zwar scharfe Ahndung eintrugen, den Zweck ihrer Verleumdungen jedoch erreichten, die Herzen der Nation vollends abwendend von Philipp von Orleans; so als eine der Eifrigsten von Allen die kaustische Kammerfrau der Herzogin, Fräulein von Launay.

Nach allen Seiten hin wurden die Fäden ausgespannt, den Regenten zu stürzen, den eignen Schwager des Herzogs von Maine. Als die Stände der Bretagne sich weigerten, die ihnen aufgelegte Steuer zu zahlen, wenn die Provinz nicht ihre alten Rechte und Freiheiten zurückerhielte, ward ihrem Widerstande von Sceaux kräftige Unterstützung zu Theil und der Adel mit der Aussicht auf eine Berufung der Generalstaaten geködert ꝛc., von Sceaux aus

Digitized by Google

wurden ihre Unterhandlungen mit dem Minister Spaniens, dem Cardinal Alberoni, geleitet, dem sie antrugen, den König Philipp den Fünften, Ludwig's des Vierzehnten Enkel, als Oberherrn anerkennen zu wollen, unter der Bedingung, daß die Bretagne wieder das selbständige Herzogthum würde, das sie ehedem gewesen. Dabei ließen es die Herzogin von Maine und ihre Anhänger indeß nicht bewenden, sie zettelten vielmehr auf eigne Hand eine Verschwörung mit Spanien gegen den Regenten an, zu deren Haupte sich der spanische Gesandte am französischen Hofe, der Prinz Antonio Giudice von Cellamare, hergab. Man wollte Philipp von Orleans verhaften, sich Ludwig's des Fünfzehnten bemächtigen, den König von Spanien zum Präsumtiverben der Krone Frankreichs erklären und dem Herzog von Maine die Regentschaft mit der gesammten königlichen Machtvollkommenheit übertragen — dahin gingen die Absichten der Verschwornen. Allein die Herzogin hatte ihre Verbündeten übel gewählt, keiner derselben besaß die nöthige Thatkraft, während das ganze Project auf das unwahrscheinliche Eintreten abenteuerlicher Umstände, den Ausbruch eines Krieges mit Spanien gebaut war, in welchem der Regent den Oberbefehl über die französischen Truppen übernehmen würde und mitten im Lager aufgehoben werden sollte.

Philipp von Orleans und Cardinal Dubois kannten alle Einzelheiten und alle Theilnehmer der Verschwörung lange zuvor, ehe sie dagegen einschritten. Einer der Schreiber der Gesandtschaft war vom Cardinal bestochen und verrieth, daß Cellamare's Neffe, der Abbé Portocarrero, mit den auf die Conspiration Bezug habenden wichtigsten Actenstücken nach Spanien abreisen werde. Der Abbé ward unterwegs festgenommen, und so hatte man die authentischen Beweisdocumente wider sämmtliche Ränkeschmiede in den Händen. Cellamare wurde in sichern Gewahrsam gebracht, nachher über die Grenze transportirt, Richelieu, ein Marquis von Pompadour, der dem König von Spanien blind ergeben war, und einige Andere, darunter der Marquis von Laval aus dem edlen Hause der Montmorency, einer der erbittersten Feinde der Orleans, welcher dem spanischen Gesandten als Kutscher gedient hatte, wenn er sich incognito zu der Herzogin von Maine begab, wanderten in die Bastille.

Digitized by Google

Wie schwer sich der gutmüthige, lässige Regent zu strengen Masregeln gegen seine Verwandten, den Herzog und die Herzogin von Maine, bewegen ließ, das wissen wir namentlich auch aus den Briefen unserer Elisabeth Charlotte, die sich leichterklärlicher Weise in ziemlich derben Worten über den „kleinen Zwerg" von Sceaux ausläßt, dessen Kreis und Feste wenig nach ihrem Geschmacke waren. Auch wird behauptet, Philipp von Orleans habe die gravirendsten Belegstücke wider die Herzogin unterdrückt und nur diejenigen mitgetheilt, die eine leichtere Haft der Compromittirten zuließen. Am Morgen des 18. December des Jahres 1718 erschien einer der näheren Freunde der Herzogin, der Capitän der königlichen Leibwache, Marquis von Ancenis, in ihrem Boudoir und benachrichtigte sie, daß ihm der schmerzliche Befehl geworden sei, sich ihrer Person zu versichern. „Deshalb hätten Sie mich nicht so früh zu überfallen gebraucht," schmollte die Prinzessin, ließ sich aber ruhig nach dem ihrer harrenden Wagen geleiten. Meinte sie doch, die Reise ginge nach Fontainebleau oder einer der andern ihr zu temporärem Aufenthalte bestimmten königlichen Residenzen. Als sie jedoch erfuhr, daß sie nach dem Schlosse Dijon in Burgund gebracht werden und dort unter der Obhut ihres eignen Neffen, des ihr verhaßten Herzogs von Bourbon, stehen solle, gerieth sie außer sich vor Wuth und Schrecken. Wie eine Tobsüchtige lief sie in den für ihre Aufnahme in Bereitschaft gesetzten Zimmern umher; bald aber legte sich ihre Aufregung, sie fügte sich in ihr Schicksal und spielte vom Morgen bis zum Abend L'hombre oder Berlan mit den Damen ihres Hofes, die ihr in die Gefangenschaft hatten folgen dürfen. Ihr dem Complot ziemlich fremder Gemahl ward nach dem Schlosse Dourlans abgeführt, indeß bald wieder aus der Haft entlassen, Fräulein von Launay, die getreue Dienerin, büßte ihre politischen Versuche am härtesten und längsten, im Kerker der Bastille, obendrein von ihrer herzlosen Gebieterin gewissermaßen verleugnet. „Sie ist eine schlimme Intriguantin," meinte die Herzogin, „sie hat Alles angefangen; die Bastille ist ihre gerechte Strafe. Möchte sie darin für immer bleiben!" Der Cardinal von Polignac ward einfach nach seiner Abtei Anchin verwiesen, wo er an seinem großen lateinischen Gedichte friedlich weiter arbeitete. Der Regent kannte

Digitized by Google

den charakterschwachen Mann und verachtete ihn, wie er es verdiente. Der Präsident Mesme hatte eine Audienz bei Philipp von Orleans nachgesucht, um seine Unschuld feierlich zu betheuern. Ruhig ließ der Regent den feigen Lügner ausreden und zeigte dem Beschämten dann die Belastungszeugnisse in dessen eigner Handschrift. Eine andere Strafe verhängte er großmüthig nicht über ihn. Unter welchen Bedingungen Richelieu seine Freiheit wieder erhielt, ist im vorhergehenden Abschnitte bereits erzählt worden — die eigne Tochter des Regenten mußte den Kaufpreis dafür zahlen.

Inzwischen war die Herzogin von Maine ihrer Einsamkeit auf dem Schlosse der alten Burgunderfürsten müde geworden. Sie schrieb ihrem Schwager einen demüthigen Brief, in dem sie zwar ihre eigne Schuld rückhaltslos bekannte und die Unschuld ihres Gemahls darlegte, allein zugleich die Bosheit und Niederträchtigkeit beging, mehrere bisjetzt noch nicht bekannte Theilnehmer der Conspiration zu verrathen, unter ihnen den Marquis von Laval und verschiedene Edelleute der Bretagne, die von da an ihre bittersten Feinde wurden.

Der Regent erhörte ihre Bitte: sie ward ihrer Haft entlassen und nach ihrem Schlosse Sceaux verbannt. Hier umgab sie wieder der frühere Kreis ihrer geistreichen Verehrer, Henault, Sainte-Aulaire, Clermont-Chatte, der Abbé von Vaubrun, die Marquise von Lambert, Frau du Deffand, die Herzogin von Estrées, die Präsidentin Dreuillet, „die Lieder sprudelte wie ein Springbrunnen Wasser sprudelt“ und Andere mehr. Allein die Zeit der prunkvollen Frivolität, der königlichen Pracht, der nuits blanches war vorüber, die Lustbarkeiten von Sceaux waren stiller, bescheidner, ernster geworden, und mehr und mehr bildete sich die ins Engere gezogene Vertraulichkeit des Salons aus, ohne freilich die Kälte und Herzlosigkeit, die Affectation und Manierirtheit, die Frivolität und Selbstsucht überwinden zu können, an denen die Gesellschaft jener Tage, und nicht allein in dem die Leitung führenden Frankreich, typisch krankte. „Nur die Langeweile band die Mitglieder des Cirkels aneinander und das Verlangen, die von keiner ernsten Arbeit erfüllten Stunden durch einen Wechsel raffinirter Ergötzlichkeiten zu beflügeln; Alle waren sich gegenseitig nur Bekannte, nicht

Digitized by Google

Freunde!“ Der belebende und erfrischende Hauch von Natur und Gemüth fehlte der Gesellschaft wie der in ihr und für sie producirten Poesie. Alles war nur Spiel und Aeußerlichkeit, Alles ausgeklügelt, Alles nur auf ephemere Unterhaltung und egoistischen Eitelkeitskitzel berechnet. Kaum aber sind Feinheit und Eleganz des geselligen Verkehrs, wie sie den Hof von Sceaux zu einer fast einzigen Erscheinung seiner Zeit gestalteten, je wieder erreicht, niemals wol übertroffen worden — hätte er Menschen von Herz und wahrem Geistesadel, nicht blos Geist, sondern auch Begeisterung aufbieten können, vielleicht wäre er für Frankreich geworden, was einige Jahrzehnte später der Hof von Weimar für Deutschland werden sollte.

Für uns und für die Zwecke unserer Darstellung ist, wir wiederholen es, Sceaux, dessen Sittlichkeit selbstverständlich nicht mit dem Maße gemessen werden darf, mit dem wir heute messen, vornehmlich darum erwähnenswerth und merkwürdig, weil es dem Salon die Pfade vorgezeichnet hat, in dem sich, mehr oder minder national gefärbt und modificirt, die Formen der modernen Gesellschaft entwickelten, dem Wesen nach das erste jener berühmten bureaux d'esprit, wo die himmel- und erdestürmende Aufklärungsliteratur des Jahrhunderts ihre Schwingen probte, wie dies ein späteres Capitel eingehender nachzuweisen haben wird. (Vergl. M. de Lescure, Correspondance complète de la Marquise du Deffand. Tome I; Edmond et Jules de Goncourt, La Femme au dix-huitième siècle; Julia Kavanagh, a. a. O.).

Digitized by Google

Viertes Capitel.

Deutschland nach dem dreißigjährigen Kriege. Das vertrocknete Lutherthum und seine Zionswächter. Die sogenannten Religionsmenger und die Wittenberger Zeloten. Quietismus und Pietismus. Die frommen Gräfinnen im westlichen Deutschland. Eva von Buttlar und ihr schwärmerischer Unfug.

I.

In wie vieler Deutschen Herzen mochte ein Gefühl der Erleichterung sich regen, als das siebenzehnte Jahrhundert seinem Ablauf nahte! Denn schwer hatte die Zeit auf dem Volke gelegen, die nunmehr zu Ende ging, und noch lange sollten die Wunden bluten, die sie im Norden wie im Süden Deutschlands geschlagen. Ein furchtbarer Krieg, so furchtbar wie die neuere Geschichte keinen zweiten kennt, hatte mehr denn zwei Drittel der Nation dahin gerafft, vielleicht drei Viertel ihrer todten und lebendigen Habe vernichtet. Um des Glaubens willen entbrannt, war er in seinem Verlaufe doch nur für politische und dynastische Interessen geführt worden, von Freund und Feind mit Hülfe fremder Söldlinge, die, unbekümmert um seine Ursachen und Ziele, ihn mit einer Brutalität sonder Gleichen lediglich als Handwerk und Geschäft, als allgemeinen Raub- und Plünderungszug, als zweckdienliches Unternehmen zur Befriedigung ihrer wüsten Gelüste betrieben. Weite einst fruchtbare und wohlgepflegte Landschaften waren zur Wüste geworden, um zum Theil bis zur heutigen Stunde sich nicht wieder zu der Blüthe zu entwickeln, deren sie sich vor der Schlacht am weißen Berge bei Prag erfreuten. Auf Meilen und Meilen begegnete man keiner Spur freundlichen Menschendaseins mehr, machte der Krieg doch Schaaren deutscher Dörfer dem Erdboden gleich, von denen einzelne nie wieder aus dem Schutt ihrer Trümmer erstanden. Versunken war die

Digitized by Google

Herrlichkeit jener freien Städte, in denen das deutsche Bürgerthum seine höchsten Triumphe gefeiert hatte, viele andere boten den Anblick grauñger Brandstätten dar, in manchen, und nicht in den kleinsten und entlegensten, hatte sich eine wuchernde Pflanzenwelt der verödeten Räume bemächtigt und wieder in Besitz genommen, was vor Jahrhunderten schon die Cultur von der wilden Natur erobert. Verheerung, Noth, Hunger, Entsetzen, Verzweiflung, wohin der Blick sich wandte. Wie viele von den ausgesogenen, darbenden, durch unbeschreibliche Martern gequälten Menschen legten selber Hand an sich, um sich aus einem Leben zu retten, das ihnen mit jedem Tage eine neue und grausamere Folter in Aussicht stellte! Ja, wie Viele — die Feder sträubt sich, es niederzuschreiben — hatte der Hunger zu Kannibalen verkehrt, die ihre eigenen Eltern und Kinder, ihre Brüder und Schwestern schlachteten und aufzehrten! Wie Viele hatten sich am Aase gesättigt, das sie aus den Schindangern ausgruben! Wie viele der Todten mögen von wilden Thieren, von Füchsen und Wölfen, gefressen worden sein, weil Niemand da war, der die Leichname bestatten konnte! Wie Viele jagte die Angst dem Stumpf- und Irrsinn in die Arme! (Vergl. W. Menzel, Geschichte der Deutschen, Keller, Die Drangsale des Nassauischen Volkes und der Nachbarländer im dreißigjährigen Kriege, Schöttgen, Historie der Stadt Wurzen, bei Bindermann, Deutschland im achtzehnten Jahrhundert. 2. Band. 1 Theil. S. 32/33). Das ganze deutsche Vaterland war ein Bild namenlosen Elends.

Noch weit trauriger indeß als dieser physische und materielle war der geistige und moralische Jammer, die sittliche Verwilderung, die der schaudervolle Krieg zur nothwendigen Folge hatte. Das gesammte junge Geschlecht war in den Greueln seines Vandalismus aufgewachsen, mit den Segnungen des Friedens, mit den Freuden und Gewohnheiten friedlicher Thätigkeit höchstens vom Hörensagen bekannt, vom Beispiel der wilden Soldatenrotten selbst wild und zuchtlos geworden, lieber auf den Schall der Werbetrommel hörend als auf den Ruf der bürgerlichen Pflichten, lieber marodirend in Feld und Wald umherstreifend, abenteuernd und industrieritterlich durch die Lande ziehend als ruhig schaffend für Haus und Heerd, an Schreibtisch und Werktafel. Jahre lang gab es in Städten

Digitized by Google

und Dörfern weder Schule noch Kirche, weil es an Geld mangelte, die Lehrer zu bezahlen, die Gotteshäuser in Asche lagen und die Geistlichen den Schrecken des Krieges zum Opfer gefallen waren oder sich geflüchtet hatten. Welche Erndte mußte aus solcher Drachensaat reifen? Um mehr als ein Jahrhundert war die deutsche Civilisation zurückgeschleudert, hinter den Standpunkt zurück, auf dem sie die Reformation angetroffen hatte. An die gewaltsam abgerissenen Fäden aber ließ sich schwer wieder anknüpfen; es bedurfte eines völlig neuen Aufzugs, allein wo sollte man die Elemente dazu suchen? War doch ringsum Alles heillos verworren und zerrüttet, erschlafft und verkommen, ringsum Charakter und Bildung, Lebenskraft und Lebensmuth, Schaffenslust und Hoffnung zerstört.

Und als der Frieden von Osnabrück und Minden wirklich kam, nach endlosen Verhandlungen und Streitigkeiten, nach einem Chaos kleinlichen Rang- und Eitelkeitshaders der ihn vereinbarenden Gesandten und Minister, da glänzte wol wieder ein Freudenschimmer auf durch die verheerten, entvölkerten, verarmten deutschen Gauen, da jauchzte man wol den Trompetern entgegen, die als Boten des kaum mehr für möglich gehaltenen Begebnisses von Ort zu Orte ritten, da fehlten wol die Feste nicht, das Aufhören einer gräßlichen Zeit zu begehen, da suchten selbst verwüstete Dörfer die Glückskunde zu feiern, so gut sie es in ihrer Bedrängniß vermochten — aber dieser schwer geborne Frieden, er brachte des Leides fast mehr noch als der Krieg, den er begraben hatte. Befreite er uns doch nicht einmal von der fremden Soldateska. Noch Jahre hindurch hausten Schweden und Franzosen im Lande, bis die von der zu Grunde gerichteten Nation schier nicht zu erschwingenden Kriegssteuern bei Heller und Pfennig getilgt worden waren, ja die ersteren dachten auch dann noch nicht daran, die deutschen Quartiere zu räumen, wo ihre bestialische Barbarei im Munde des Volkes noch heute eine sprüchwörtliche Geltung behauptet.

Zum Tode verwundet lag Deutschland am Boden. Jene Fremden waren es, welche die Früchte eines Krieges pflückten, in dem ein so unendliches Meer deutschen Blutes vergossen, eine so unberechenbare Summe deutschen Vermögens verloren, bis zur Erschöpfung deutsche Kraft und deutsches Mark verbraucht werden sollten. Von

Digitized by Google

da an datirt der übermächtige staatliche und sociale, geistige und sittliche Einfluß, den Frankreich, wie auf dem gesammten europäischen Continente, so vornehmlich in Deutschland gewann und dessen verhängnißvollen Bann erst die glorreichen Ereignisse der jüngsten Vergangenheit zu brechen im Stande gewesen sind, leider noch immer nicht so vollständig, wie der Patriot es wünschen möchte. Von da an sehen wir durch Jahrzehnte, wie französische Habgier Glied um Glied vom Leibe Deutschlands abreißt, sehen Straßburg geraubt, die Pfalz in Brand gesteckt, von Elsaß und Lothringen genommen, was Heinrich der Zweite für seine den deutschen Protestanten erwiesenen „Liebesdienste" sich nicht bereits angeeignet hatte. Zu einem Schatten herabgeschwunden, der bloße Namen noch einer gefallnen Größe, war das deutsche Reich ohnmächtig gegen dergleichen Vergewaltigung. Sein Oberhaupt hatte Anderes zu thun. Es mußte die Böhmen und Slovaken, die Italiener und Ungarn seines polyglotten Länderconglomerats im Zaume halten, auf die Erweiterung seiner Hausmacht sinnen, seine deutschen Erbstaaten wie eine Art China vom großen Strome des nationalen Lebens hermetisch absperren, um sie in die Bahnen einer fremden Bildung zu zwängen; das übrige deutsche Volk, in dreihundert und einige sechszig theils dem weltlichen Scepter, theils dem geistlichen Krummstabe untergebene einzelne Vaterländer und Vaterländchen zersplittert, von denen verschiedene blos die Flur eines selbstherrlichen Dorfes umfaßten, durch die unsäglichen Leiden eines vollen Menschenalters erdrückt, schwunglos und egoistisch, kleinlich und apathisch geworden, kannte weder Gemeinsinn noch Nationalbewußtsein mehr. Jedermann hatte nur noch Augen und Gedanken für seinen unmittelbarsten Horizont, für seine persönlichen Angelegenheiten, für Wohl und Wehe seines Ortes, allenfalls des Kreises, höchstens des engern Staatswesens, dem er selber angehörte. Was frug der Sachse nach den Bedürfnissen und Nöthen des Rheinländers, was der Brandenburger nach den Sorgen und Kümmernissen des Schwaben? Schaute der Katholik doch mit Schadenfreude zu, wenn dem Protestanten das Unheil des Krieges über dem Kopfe zusammenschlug, wie umgekehrt der Protestant sich über die Unbilden freute, die seine fremden Bundesgenossen in katholischen Landschaften anrichteten.

Digitized by Google

Was aber ging den Einen und den Andern der gewissermaßen ideale Begriff des Reiches an? Gab es doch in seiner nächsten Nähe des Verlustes und der Zerstörung, der Trauer und des Unglücks ein so gerütteltes und geschütteltes Maß, so ganz unendlich viel, was allmählich wieder geschaffen, wieder ersetzt und wieder errungen werden mußte, daß nur in sehr Weniger Herzen der Kummer über das entsetzliche Geschick des allgemeinen deutschen Vaterlandes, das Gefühl für dessen Ehre und Schande noch Raum hatte. Diese geistige Entnationalisirung, die Abkehrung des deutschen Sinnens und Trachtens von großen nationalen Aufgaben und Zielen, einerseits die Begrenzung des politischen Ideenkreises auf kleinstaatliche und locale Dinge und Armseligkeiten, andrerseits seine Ausdehnung auf vage kosmopolitische Träumereien und Utopien, die immer schroffer und schroffer zu Tage tretenden Stammesgehässigkeiten und Stammeseifersüchteleien — das war die verderblichste Wirkung des unseligen Krieges, um so verderblicher, als sie den selbstsüchtigen Bestrebungen der deutschen Fürsten rührig in die Hände arbeitete, deren Politik darauf abzielte, was in den Bewohnern der einzelnen Landstriche und Provinzen vom Gefühle nationaler Zusammengehörigkeit und Einheit noch leben mochte, vollends zu ersticken.

Der westphälische Frieden hatte die Reichsstände dem Wesen nach von der kaiserlichen Oberhoheit befreit, sie waren Souveräne geworden, selbst Kaiser auf ihren Territorien, wie der Herzog Johann Friedrich von Hannover mit gehobenem Selbstbewußtsein äußert (Vergl. H. Hettner, Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. 3. Theil I. S. 18) und beeilten sich, den Bau der erlangten Machtvollkommenheit zu befestigen und nach allen Seiten sicher unter Dach zu bringen. Alle wollten sie jetzt die absolute Herrschaft von Gottes Gnaden aufrichten nach ihrem alleinigen Gutbefinden und Vergnügen, alle die alten Landesstände mit ihren unbequemen Rechten und Einmischungen in die Verwendung der öffentlichen Einkünfte abdanken, alle ihre stehenden Heere besitzen, wenn diese auch nur Compagnien und Bataillone ausfüllen, alle den Staat in ihrer Person vereinigen, alle den Glanz Ludwig's des Vierzehnten um sich verbreiten, alle ihr Versailles haben, alle von dem Prunk und Ceremoniel des französischen Hofes umgeben sein, alle mit der

Digitized by Google

deutschen Sitte auch die deutsche Sprache verbannen, alle gleich Göttern in Aetherhöhe über ihren Unterthanen thronen, wie dies oben bereits angedeutet wurde.

So hob eine der schmerzlichsten Perioden in der Geschichte des deutschen Volkes an, die Zeit der letzten Hälfte des siebenzehnten und der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, eine Zeit tiefer nationaler Erniedrigung und Demüthigung, die Zeit einer weiter und weiter einreißenden Verwälschung der oberen und eines wahren Helotenthums der unteren Classen, die Zeit, wo Fürsten und Adel in dem schnödesten Sinnen- und Sündentaumel schwelgten und Bauer und Kleinbürger in der bittersten Noth des Lebens verwilderten und verdummten. Frankreich, Versailles, Paris hieß die Parole, der gehorsam folgte, wer Anspruch erhob auf Rang und Weltbildung, Regenten und Große, Staatsmänner und selbst Gelehrte opferten den fremden Götzen der französischen Hofcultur, trennten sich von der Nation und ihrer Gesittung und verachteten die Mutter, die sie geboren hatte. Es war der Beginn jener Fremdthümelei, von der wir bis zur Stunde leider noch nicht völlig geheilt sind. Ausländisch, Französisch, „à la mode" — so lautete der beliebte Ausdruck — müßte sein, was für vornehm und elegant gelten wollte, „à la mode" wurde die Sprache, in mündlicher und schriftlicher Rede, durch eine barbarische Vermengung mit Fremdwörtern zu einer unbehülflichen Groteskcomposition entstellt; „à la mode" waren darum auch die Verschnörkelung und Verweichlichung, die frivole Ueberhebung über jegliches Gesetz der bürgerlichen Moral, die Ausschweifung und Verschwendung, in denen mit einigen wenigen rühmlichen Ausnahmen, die deutschen Höfe, große wie kleine und kleinste, miteinander wetteiferten.

Das Alles wurde schon angeführt und wird an seiner Stelle auch noch im Einzelnen beleuchtet werden, um namentlich darzuthun, daß die deutsche Frauenwelt im Großen und Ganzen betrachtet, sich dieser à la mode-Entsittlichung glücklicher zu erwehren wußte als die französische, freilich aber auch nicht annähernd die sociale und historische Geltung der letztern gewann, sich weit weniger als diese zu einem typischen Gebilde der Epoche ausprägte. Ebenso wird sich später ergeben, wie die Zersetzung, die staatliche Zerklüftung

Digitized by Google

Deutschlands, seine Emancipation von der antinationalen Politik des Kaiserhofes, im Verein mit jenen Einwirkungen einer fremden Civilisation, gerade das Mittel wurde zu seiner Rettung, die Basis seiner geistigen und politischen Erneuung und Erhebung. Zunächst ist es eine andere geschichtliche Erscheinung an der Grenzscheide der beiden Jahrhunderte, der wir unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden haben, ursprünglich eine Gegenstrebung wider die Strömung der Zeit, ein Proceß der Befreiung, der allerdings bald auf Abwege gerieth und schließlich selbst einen pathologischen Charakter annahm, der ihn nicht blos in das endlose Capitel menschlichen Irrens, sondern zum Theil in das Bereich des Wahnsinns weist.

Der große Krieg hatte der deutschen protestantischen Kirche zwar ihre Existenzberechtigung gegen die Despotie der Habsburger und ihrer Jesuiten erkämpft, ihr die entrissenen Kirchengüter zurückgegeben, den Bekennern fremden Glaubens die Duldung ihrer Landesherren gesichert, vorerst aber weder das innere Leben des Protestantismus bereichert noch die religiöse Duldung gefördert. Wie Viele machten den confessionellen Zwiespalt für das beispiellose Unglück verantwortlich, in welches die blutigen dreißig Jahre die Nation versenkt hatten, und kehrten sich gleichgültig, wol gar voller Verachtung nicht nur von allen Glaubensformen, sondern vom Glauben selber ab! Wie manche Andere, die, je nach den zufällig im Lande gebietenden Religionsparteien, mit Waffengewalt heute katholisch, morgen protestantisch zu beten gezwungen worden waren, um vielleicht übermorgen wiederum zu den römischen Altären und Heiligenbildern geschleppt zu werden, erachteten den Glaubenswechsel nachgerade als unerläßliche Zubehör des Wechsels der Farben auf den Grenzpfählen und der Wappenschilder an den Stadtthoren! Und dabei hatte die schon in den Tagen Luther's auftauchende dogmatische Engherzigkeit der evangelischen Theologen, so engherzig wie die der katholischen Kirche, deren Joch man abgeschüttelt, nicht ab-, im Gegentheile zugenommen. Zelotischer denn je tobten die wilden Eiferer für den Buchstaben in Schrift und Predigt, so spitzfindig wie die spitzfindigsten der alten Scholastiker; wer sich nur um eines Haares Breite von den von ihnen formulirten Lehrbestimmungen und zum Theil willkürlich und eigenmächtig aufge-

Digitized by Google

stellten symbolischen Vorschriften entfernte, der wurde „verflucht“ und mit einer Gehässigkeit denuncirt, verfolgt, vernichtet, die den römischen Inquisitoren zur Empfehlung gereicht hätte. Anstatt daß Lutheraner und Reformirte, die jetzt gleichberechtigt waren auf dem Boden des deutschen Reiches, einmüthig zusammenstanden gegen die neuen Bedrückungen, mit denen die katholische Kirche die Friedensstipulationen in Frage zu stellen suchte, und gegen die Verlockungen, mit denen sie sich mühte, das verlorne Terrain wieder zu erobern, setzte sich der erbitterte Hader fort, der seit dem unerquicklichen Abendmahlsstreite zwischen Wittenbergern und Schweizern die beiden Zweige des evangelischen Bekenntnisses innerlich fast mehr von einander entfremdet und wider einander erkältet hatte, als sich beide von Rom entfremdet fühlten. Hochmuth und Intoleranz zumal der lutherischen Orthodoxie schmeckten mitunter geradezu nach dem Tollhause. War es doch kein Geringerer als der fromme Paul Gerhard, der Dichter unserer innigsten protestantischen Kirchenlieder, der als Diaconus an der Nicolaikirche zu Berlin sich zu dem Ausspruche vermaß: wol wolle er zugeben, daß unter den Reformirten Christen seien, daß jedoch die Reformirten als solche schon Christen und somit seine Mitbrüder seien, das müsse er verneinen. Und lieber legte der in seinem starren Lutherthum befangene Mann seine Stelle nieder und zog mit den Seinigen aus Brandenburg und in eine ungewisse Zukunft hinaus, als daß er das von dem großen Kurfürsten zwischen den auf demselben Glaubensgrunde stehenden Confessionen angestrebte Verträgniß gehalten hätte.

Ein häßliches Blatt in unserer Geschichte, dieses Pfaffengezänk, diese Kleinkrämerei mit dürren theologischen Subtilitäten, die den Gemüthsansprüchen des Volkes Steine statt Brod darboten in einer Zeit, wo es des letztern mehr denn je bedurfte! Denn auch die Kanzeln dienten fast ausschließlich einer gereizten und nichtigen Polemik, selten der Tröstung und Aufrichtung der durch die grausamsten Prüfungen gedrückten und verzweifelnden Herzen, selten dem Kampfe gegen die crasse Demoralisation, die der Krieg in seinem Gefolge gehabt hatte. Und wer es versuchte, der confessionellen Versöhnung das Wort zu reden, wer den bescheidenen Zweifel wagte, daß die sogenannten symbolischen Bücher nicht nur

Digitized by Google

dem Inhalt, sondern auch der Form nach Silbe für Silbe und Buchstabe für Buchstabe von Oben inspirirt seien, wer die Ansicht vertrat, daß man, auch ohne auf jede Satzung des rechtgläubigen Lutherthums zu schwören, ein guter Christ sein und dereinst selig werden könne, der ward als Religionsmenger — Synkretist — verketzert, wie u. A. der aufgeklärteste und geistvollste der protestantischen Theologen jener Tage, der durch umfassende gelehrte Studien und große Reisen in England und Holland, in Italien und Frankreich geschulte Professor Georg Calixtus zu Helmstädt, die Zierde dieser Hochschule und seiner Wissenschaft, der erste, der neben dem christlichen Glauben auch der christlichen Moral der ihr geziemende Ehre erwiesen haben wollte. Ja, es konnte sogar geschehen, daß den solcher duldsamen Richtung bezichtigten Geistlichen von ihren Amtsbrüdern das christliche Begräbniß verweigert wurde, wie es dem Königsberger Professor und Pastor Behm widerfuhr.

Bis in das achtzehnte Jahrhundert hinüber schändete dieser dem wahren Gedanken des Protestantismus diametral zuwiderlaufende synkretistische Zwiespalt die lutherische Kirche, die leidenschaftlichsten Fanatiker aber für den todten Buchstaben saßen da, wo einst die welterschütternde That vollbracht worden war, welche die Geister von der römischen Tyrannei erlöste, in Wittenberg. Dort trachtete man den blinden Glauben wieder herzustellen, von dem die Reformation befreien sollte, dort stellte man die lutherischen Bekenntnißschriften wol noch über die Bibel selbst, dort war jede persönliche Lehrmeinung Luther's als unanfechtbares Dogma anerkannt, dort war es vornehmlich der kursächsische Generalsuperintendent Abraham Calov, der sich als orthodoxer Klopffechter hervorthat und zum obersten Hüter über die Reinheit der lutherischen Lehre berufen glaubte; von dort aus wurden die Regierungen zu feindseligen Maßnahmen wider jene freisinnigen Theologen und Prediger aufgestachelt, zum Glück nicht überall mit Erfolg. Der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg insbesondere, von jeher um die Vereinigung der streitenden Bekenntnisse bemüht, wollte diese ungezügelte Wittenberger Polemik mit ihrer Verlästerungs- und Verdammungssucht nicht länger ruhig mit ansehen. Er gab den theologischen Heißspornen seiner Staaten zu ver-

Digitized by Google

Freunde!" Der belebende und erfrischende Hauch von Natur und Gemüth fehlte der Gesellschaft wie der in ihr und für sie producirten Poesie. Alles war nur Spiel und Aeußerlichkeit, Alles ausgeklügelt, Alles nur auf ephemere Unterhaltung und egoistischen Eitelkeitskitzel berechnet. Kaum aber sind Feinheit und Eleganz des geselligen Verkehrs, wie sie den Hof von Sceaux zu einer fast einzigen Erscheinung seiner Zeit gestalteten, je wieder erreicht, niemals wol übertroffen worden — hätte er Menschen von Herz und wahrem Geistesadel, nicht blos Geist, sondern auch Begeisterung aufbieten können, vielleicht wäre er für Frankreich geworden, was einige Jahrzehnte später der Hof von Weimar für Deutschland werden sollte.

Für uns und für die Zwecke unserer Darstellung ist, wir wiederholen es, Sceaux, dessen Sittlichkeit selbstverständlich nicht mit dem Maße gemessen werden darf, mit dem wir heute messen, vornehmlich darum erwähnenswerth und merkwürdig, weil es dem Salon die Pfade vorgezeichnet hat, in dem sich, mehr oder minder national gefärbt und modificirt, die Formen der modernen Gesellschaft entwickelten, dem Wesen nach das erste jener berühmten bureaux d'esprit, wo die himmel- und erdestürmende Aufklärungsliteratur des Jahrhunderts ihre Schwingen probte, wie dies ein späteres Capitel eingehender nachzuweisen haben wird. (Vergl. M. de Lescure, Correspondance complète de la Marquise du Deffand. Tome I; Edmond et Jules de Goncourt, La Femme au dix-huitième siècle; Julia Kavanagh, a. a. O.).

Digitized by Google

Viertes Capitel.

Deutschland nach dem dreißigjährigen Kriege. Das vertrocknete Lutherthum und seine Zionswächter. Die sogenannten Religionsmenger und die Wittenberger Zeloten. Quietismus und Pietismus. Die frommen Gräfinnen im westlichen Deutschland. Eva von Buttlar und ihr schwärmerischer Unfug.

I.

In wie vieler Deutschen Herzen mochte ein Gefühl der Erleichterung sich regen, als das siebenzehnte Jahrhundert seinem Ablauf nahte! Denn schwer hatte die Zeit auf dem Volke gelegen, die nunmehr zu Ende ging, und noch lange sollten die Wunden bluten, die sie im Norden wie im Süden Deutschlands geschlagen. Ein furchtbarer Krieg, so furchtbar wie die neuere Geschichte keinen zweiten kennt, hatte mehr denn zwei Drittel der Nation dahin gerafft, vielleicht drei Viertel ihrer todten und lebendigen Habe vernichtet. Um des Glaubens willen entbrannt, war er in seinem Verlaufe doch nur für politische und dynastische Interessen geführt worden, von Freund und Feind mit Hülfe fremder Söldlinge, die, unbekümmert um seine Ursachen und Ziele, ihn mit einer Brutalität sonder Gleichen lediglich als Handwerk und Geschäft, als allgemeinen Raub- und Plünderungszug, als zweckdienliches Unternehmen zur Befriedigung ihrer wüsten Gelüste betrieben. Weite einst fruchtbare und wohlgepflegte Landschaften waren zur Wüste geworden, um zum Theil bis zur heutigen Stunde sich nicht wieder zu der Blüthe zu entwickeln, deren sie sich vor der Schlacht am weißen Berge bei Prag erfreuten. Auf Meilen und Meilen begegnete man keiner Spur freundlichen Menschendaseins mehr, machte der Krieg doch Schaaren deutscher Dörfer dem Erdboden gleich, von denen einzelne nie wieder aus dem Schutt ihrer Trümmer erstanden. Versunken war die

Digitized by Google

Herrlichkeit jener freien Städte, in denen das deutsche Bürgerthum seine höchsten Triumphe gefeiert hatte, viele andere boten den Anblick grausiger Brandstätten dar, in manchen, und nicht in den kleinsten und entlegensten, hatte sich eine wuchernde Pflanzenwelt der verödeten Räume bemächtigt und wieder in Besitz genommen, was vor Jahrhunderten schon die Cultur von der wilden Natur erobert. Verheerung, Noth, Hunger, Entsetzen, Verzweiflung, wohin der Blick sich wandte. Wie viele von den ausgesogenen, darbenden, durch unbeschreibliche Martern gequälten Menschen legten selber Hand an sich, um sich aus einem Leben zu retten, das ihnen mit jedem Tage eine neue und grausamere Folter in Aussicht stellte! Ja, wie Viele — die Feder sträubt sich, es niederzuschreiben — hatte der Hunger zu Kannibalen verkehrt, die ihre eigenen Eltern und Kinder, ihre Brüder und Schwestern schlachteten und aufzehrten! Wie Viele hatten sich am Aase gesättigt, das sie aus den Schindangern ausgruben! Wie viele der Todten mögen von wilden Thieren, von Füchsen und Wölfen, gefressen worden sein, weil Niemand da war, der die Leichname bestatten konnte! Wie Viele jagte die Angst dem Stumpf- und Irrsinn in die Arme! (Vergl. W. Menzel, Geschichte der Deutschen, Keller, Die Drangsale des Nassauischen Volkes und der Nachbarländer im dreißigjährigen Kriege, Schöttgen, Historie der Stadt Wurzen, bei Bindermann, Deutschland im achtzehnten Jahrhundert. 2. Band. 1 Theil. S. 32/33). Das ganze deutsche Vaterland war ein Bild namenlosen Elends.

Noch weit trauriger indeß als dieser physische und materielle war der geistige und moralische Jammer, die sittliche Verwilderung, die der schaudervolle Krieg zur nothwendigen Folge hatte. Das gesammte junge Geschlecht war in den Greueln seines Vandalismus aufgewachsen, mit den Segnungen des Friedens, mit den Freuden und Gewohnheiten friedlicher Thätigkeit höchstens vom Hörensagen bekannt, vom Beispiel der wilden Soldatenrotten selbst wild und zuchtlos geworden, lieber auf den Schall der Werbetrommel hörend als auf den Ruf der bürgerlichen Pflichten, lieber marodirend in Feld und Wald umherstreifend, abenteuernd und industrieritterlich durch die Lande ziehend als ruhig schaffend für Haus und Heerd, an Schreibtisch und Werktafel. Jahre lang gab es in Städten

Digitized by Google

und Dörfern weder Schule noch Kirche, weil es an Geld mangelte, die Lehrer zu bezahlen, die Gotteshäuser in Asche lagen und die Geistlichen den Schrecken des Krieges zum Opfer gefallen waren oder sich geflüchtet hatten. Welche Erndte mußte aus solcher Drachensaat reifen? Um mehr als ein Jahrhundert war die deutsche Civilisation zurückgeschleudert, hinter den Standpunkt zurück, auf dem sie die Reformation angetroffen hatte. An die gewaltsam abgerissenen Fäden aber ließ sich schwer wieder anknüpfen; es bedurfte eines völlig neuen Aufzugs, allein wo sollte man die Elemente dazu suchen? War doch ringsum Alles heillos verworren und zerrüttet, erschlafft und verkommen, ringsum Charakter und Bildung, Lebenskraft und Lebensmuth, Schaffenslust und Hoffnung zerstört.

Und als der Frieden von Osnabrück und Münden wirklich kam, nach endlosen Verhandlungen und Streitigkeiten, nach einem Chaos kleinlichen Rang- und Eitelkeitshaders der ihn vereinbarenden Gesandten und Minister, da glänzte wol wieder ein Freudenschimmer auf durch die verheerten, entvölkerten, verarmten deutschen Gauen, da jauchzte man wol den Trompetern entgegen, die als Boten des kaum mehr für möglich gehaltenen Begebnisses von Ort zu Orte ritten, da fehlten wol die Feste nicht, das Aufhören einer gräßlichen Zeit zu begehen, da suchten selbst verwüstete Dörfer die Glückeskunde zu feiern, so gut sie es in ihrer Bedrängniß vermochten — aber dieser schwer geborne Frieden, er brachte des Leides fast mehr noch als der Krieg, den er begraben hatte. Befreite er uns doch nicht einmal von der fremden Soldateska. Noch Jahre hindurch hausten Schweden und Franzosen im Lande, bis die von der zu Grunde gerichteten Nation schier nicht zu erschwingenden Kriegssteuern bei Heller und Pfennig getilgt worden waren, ja die ersteren dachten auch dann noch nicht daran, die deutschen Quartiere zu räumen, wo ihre bestialische Barbarei im Munde des Volkes noch heute eine sprüchwörtliche Geltung behauptet.

Zum Tode verwundet lag Deutschland am Boden. Jene Fremden waren es, welche die Früchte eines Krieges pflückten, in dem ein so unendliches Meer deutschen Blutes vergossen, eine so unberechenbare Summe deutschen Vermögens verloren, bis zur Erschöpfung deutsche Kraft und deutsches Mark verbraucht werden sollten. Von

Digitized by Google

da an datirt der übermächtige staatliche und sociale, geistige und sittliche Einfluß, den Frankreich, wie auf dem gesammten europäischen Continente, so vornehmlich in Deutschland gewann und dessen verhängnißvollen Bann erst die glorreichen Ereignisse der jüngsten Vergangenheit zu brechen im Stande gewesen sind, leider noch immer nicht so vollständig, wie der Patriot es wünschen möchte. Von da an sehen wir durch Jahrzehnte, wie französische Habgier Glied um Glied vom Leibe Deutschlands abreißt, sehen Straßburg geraubt, die Pfalz in Brand gesteckt, von Elsaß und Lothringen genommen, was Heinrich der Zweite für seine den deutschen Protestanten erwiesenen „Liebesdienste" sich nicht bereits angeeignet hatte. Zu einem Schatten herabgeschwunden, der bloße Namen noch einer gefallnen Größe, war das deutsche Reich ohnmächtig gegen dergleichen Vergewaltigung. Sein Oberhaupt hatte Anderes zu thun. Es mußte die Böhmen und Slovaken, die Italiener und Ungarn seines polyglotten Länderconglomerats im Zaume halten, auf die Erweiterung seiner Hausmacht sinnen, seine deutschen Erbstaaten wie eine Art China vom großen Strome des nationalen Lebens hermetisch absperren, um sie in die Bahnen einer fremden Bildung zu zwängen; das übrige deutsche Volk, in dreihundert und einige sechszig theils dem weltlichen Scepter, theils dem geistlichen Krummstabe untergebene einzelne Vaterländer und Vaterländchen zersplittert, von denen verschiedene blos die Flur eines selbstherrlichen Dorfes umfaßten, durch die unsäglichen Leiden eines vollen Menschenalters erdrückt, schwunglos und egoistisch, kleinlich und apathisch geworden, kannte weder Gemeinsinn noch Nationalbewußtsein mehr. Jedermann hatte nur noch Augen und Gedanken für seinen unmittelbarsten Horizont, für seine persönlichen Angelegenheiten, für Wohl und Wehe seines Ortes, allenfalls des Kreises, höchstens des engern Staatswesens, dem er selber angehörte. Was frug der Sachse nach den Bedürfnissen und Nöthen des Rheinländers, was der Brandenburger nach den Sorgen und Kümmernissen des Schwaben? Schaute der Katholik doch mit Schadenfreude zu, wenn dem Protestanten das Unheil des Krieges über dem Kopfe zusammenschlug, wie umgekehrt der Protestant sich über die Unbilden freute, die seine fremden Bundesgenossen in katholischen Landschaften anrichteten.

Digitized by Google

Was aber ging den Einen und den Andern der gewissermaßen ideale Begriff des Reiches an? Gab es doch in seiner nächsten Nähe des Verlustes und der Zerstörung, der Trauer und des Unglücks ein so gerütteltes und geschütteltes Maß, so ganz unendlich viel, was allmählich wieder geschaffen, wieder ersetzt und wieder errungen werden mußte, daß nur in sehr Weniger Herzen der Kummer über das entsetzliche Geschick des allgemeinen deutschen Vaterlandes, das Gefühl für dessen Ehre und Schande noch Raum hatte. Diese geistige Entnationalisirung, die Abkehrung des deutschen Sinnens und Trachtens von großen nationalen Aufgaben und Zielen, einerseits die Begrenzung des politischen Ideenkreises auf kleinstaatliche und locale Dinge und Armseligkeiten, andrerseits seine Ausdehnung auf vage kosmopolitische Träumereien und Utopien, die immer schroffer und schroffer zu Tage tretenden Stammesgehässigkeiten und Stammeseifersüchteleien — das war die verderblichste Wirkung des unseligen Krieges, um so verderblicher, als sie den selbstsüchtigen Bestrebungen der deutschen Fürsten rührig in die Hände arbeitete, deren Politik darauf abzielte, was in den Bewohnern der einzelnen Landstriche und Provinzen vom Gefühle nationaler Zusammengehörigkeit und Einheit noch leben mochte, vollends zu ersticken.

Der westphälische Frieden hatte die Reichsstände dem Wesen nach von der kaiserlichen Oberhoheit befreit, sie waren Souveräne geworden, selbst Kaiser auf ihren Territorien, wie der Herzog Johann Friedrich von Hannover mit gehobenem Selbstbewußtsein äußert (Vergl. H. Hettner, Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. 3. Theil I. S. 18) und beeilten sich, den Bau der erlangten Machtvollkommenheit zu befestigen und nach allen Seiten sicher unter Dach zu bringen. Alle wollten sie jetzt die absolute Herrschaft von Gottes Gnaden aufrichten nach ihrem alleinigen Gutbefinden und Vergnügen, alle die alten Landesstände mit ihren unbequemen Rechten und Einmischungen in die Verwendung der öffentlichen Einkünfte abdanken, alle ihre stehenden Heere besitzen, wenn diese auch nur Compagnien und Bataillone ausfüllen, alle den Staat in ihrer Person vereinigen, alle den Glanz Ludwig's des Vierzehnten um sich verbreiten, alle ihr Versailles haben, alle von dem Prunk und Ceremoniel des französischen Hofes umgeben sein, alle mit der

Digitized by Google

deutschen Sitte auch die deutsche Sprache verbannen, alle gleich Göttern in Aetherhöhe über ihren Unterthanen thronen, wie dies oben bereits angedeutet wurde.

So hob eine der schmerzlichsten Perioden in der Geschichte des deutschen Volkes an, die Zeit der letzten Hälfte des siebenzehnten und der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, eine Zeit tiefer nationaler Erniedrigung und Demüthigung, die Zeit einer weiter und weiter einreißenden Verwälschung der oberen und eines wahren Helotenthums der unteren Classen, die Zeit, wo Fürsten und Adel in dem schnödesten Sinnen- und Sündentaumel schwelgten und Bauer und Kleinbürger in der bittersten Noth des Lebens verwilderten und verdummten. Frankreich, Versailles, Paris hieß die Parole, der gehorsam folgte, wer Anspruch erhob auf Rang und Weltbildung, Regenten und Große, Staatsmänner und selbst Gelehrte opferten den fremden Götzen der französischen Hofcultur, trennten sich von der Nation und ihrer Gesittung und verachteten die Mutter, die sie geboren hatte. Es war der Beginn jener Fremdthümelei, von der wir bis zur Stunde leider noch nicht völlig geheilt sind. Ausländisch, Französisch, „à la mode" — so lautete der beliebte Ausdruck — müßte sein, was für vornehm und elegant gelten wollte, „à la mode" wurde die Sprache, in mündlicher und schriftlicher Rede, durch eine barbarische Vermengung mit Fremdwörtern zu einer unbehülflichen Groteskcomposition entstellt; „à la mode" waren darum auch die Verschnörkelung und Verweichlichung, die frivole Ueberhebung über jegliches Gesetz der bürgerlichen Moral, die Ausschweifung und Verschwendung, in denen mit einigen wenigen rühmlichen Ausnahmen, die deutschen Höfe, große wie kleine und kleinste, miteinander wetteiferten.

Das Alles wurde schon angeführt und wird an seiner Stelle auch noch im Einzelnen beleuchtet werden, um namentlich darzuthun, daß die deutsche Frauenwelt im Großen und Ganzen betrachtet, sich dieser à la mode-Entsittlichung glücklicher zu erwehren wußte als die französische, freilich aber auch nicht annähernd die sociale und historische Geltung der letztern gewann, sich weit weniger als diese zu einem typischen Gebilde der Epoche ausprägte. Ebenso wird sich später ergeben, wie die Zersetzung, die staatliche Zerklüftung

Digitized by Google

Deutschlands, seine Emancipation von der antinationalen Politik des Kaiserhofes, im Verein mit jenen Einwirkungen einer fremden Civilisation, gerade das Mittel wurde zu seiner Rettung, die Basis seiner geistigen und politischen Erneuung und Erhebung. Zunächst ist es eine andere geschichtliche Erscheinung an der Grenzscheide der beiden Jahrhunderte, der wir unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden haben, ursprünglich eine Gegenstrebung wider die Strömung der Zeit, ein Proceß der Befreiung, der allerdings bald auf Abwege gerieth und schließlich selbst einen pathologischen Charakter annahm, der ihn nicht blos in das endlose Capitel menschlichen Irrens, sondern zum Theil in das Bereich des Wahnsinns weist.

Der große Krieg hatte der deutschen protestantischen Kirche zwar ihre Existenzberechtigung gegen die Despotie der Habsburger und ihrer Jesuiten erkämpft, ihr die entrissenen Kirchengüter zurückgegeben, den Bekennern fremden Glaubens die Duldung ihrer Landesherren gesichert, vorerst aber weder das innere Leben des Protestantismus bereichert noch die religiöse Duldung gefördert. Wie Viele machten den confessionellen Zwiespalt für das beispiellose Unglück verantwortlich, in welches die blutigen dreißig Jahre die Nation versenkt hatten, und kehrten sich gleichgültig, wol gar voller Verachtung nicht nur von allen Glaubensformen, sondern vom Glauben selber ab! Wie manche Andere, die, je nach den zufällig im Lande gebietenden Religionsparteien, mit Waffengewalt heute katholisch, morgen protestantisch zu beten gezwungen worden waren, um vielleicht übermorgen wiederum zu den römischen Altären und Heiligenbildern geschleppt zu werden, erachteten den Glaubenswechsel nachgerade als unerläßliche Zubehör des Wechsels der Farben auf den Grenzpfählen und der Wappenschilder an den Stadtthoren! Und dabei hatte die schon in den Tagen Luther's auftauchende dogmatische Engherzigkeit der evangelischen Theologen, so engherzig wie die der katholischen Kirche, deren Joch man abgeschüttelt, nicht ab-, im Gegentheile zugenommen. Zelotischer denn je tobten die wilden Eiferer für den Buchstaben in Schrift und Predigt, so spitzfindig wie die spitzfindigsten der alten Scholastiker; wer sich nur um eines Haares Breite von den von ihnen formulirten Lehrbestimmungen und zum Theil willkürlich und eigenmächtig aufge-

Digitized by Google

stellten symbolischen Vorschriften entfernte, der wurde „verflucht" und mit einer Gehässigkeit denuncirt, verfolgt, vernichtet, die den römischen Inquisitoren zur Empfehlung gereicht hätte. Anstatt daß Lutheraner und Reformirte, die jetzt gleichberechtigt waren auf dem Boden des deutschen Reiches, einmüthig zusammenstanden gegen die neuen Bedrückungen, mit denen die katholische Kirche die Friedensstipulationen in Frage zu stellen suchte, und gegen die Verlockungen, mit denen sie sich mühte, das verlorne Terrain wieder zu erobern, setzte sich der erbitterte Hader fort, der seit dem unerquicklichen Abendmahlsstreite zwischen Wittenbergern und Schweizern die beiden Zweige des evangelischen Bekenntnisses innerlich fast mehr von einander entfremdet und wider einander erkältet hatte, als sich beide von Rom entfremdet fühlten. Hochmuth und Intoleranz zumal der lutherischen Orthodoxie schmeckten mitunter geradezu nach dem Tollhause. War es doch kein Geringerer als der fromme Paul Gerhard, der Dichter unserer innigsten protestantischen Kirchenlieder, der als Diaconus an der Nicolaikirche zu Berlin sich zu dem Ausspruche vermaß: wol wolle er zugeben, daß unter den Reformirten Christen seien, daß jedoch die Reformirten als solche schon Christen und somit seine Mitbrüder seien, das müsse er verneinen. Und lieber legte der in seinem starren Lutherthum befangene Mann seine Stelle nieder und zog mit den Seinigen aus Brandenburg und in eine ungewisse Zukunft hinaus, als daß er das von dem großen Kurfürsten zwischen den auf demselben Glaubensgrunde stehenden Confessionen angestrebte Verträgniß gehalten hätte.

Ein häßliches Blatt in unserer Geschichte, dieses Pfaffengezänk, diese Kleinkrämerei mit dürren theologischen Subtilitäten, die den Gemüthsansprüchen des Volkes Steine statt Brod darboten in einer Zeit, wo es des letztern mehr denn je bedurfte! Denn auch die Kanzeln dienten fast ausschließlich einer gereizten und nichtigen Polemik, selten der Tröstung und Aufrichtung der durch die grausamsten Prüfungen gedrückten und verzweifelnden Herzen, selten dem Kampfe gegen die crasse Demoralisation, die der Krieg in seinem Gefolge gehabt hatte. Und wer es versuchte, der confessionellen Versöhnung das Wort zu reden, wer den bescheidenen Zweifel wagte, daß die sogenannten symbolischen Bücher nicht nur

Digitized by Google

dem Inhalt, sondern auch der Form nach Silbe für Silbe und Buchstabe für Buchstabe von Oben inspirirt seien, wer die Ansicht vertrat, daß man, auch ohne auf jede Satzung des rechtgläubigen Lutherthums zu schwören, ein guter Christ sein und dereinst selig werden könne, der ward als Religionsmenger — Synkretist — verketzert, wie u. A. der aufgeklärteste und geistvollste der protestantischen Theologen jener Tage, der durch umfassende gelehrte Studien und große Reisen in England und Holland, in Italien und Frankreich geschulte Professor Georg Calixtus zu Helmstädt, die Zierde dieser Hochschule und seiner Wissenschaft, der erste, der neben dem christlichen Glauben auch der christlichen Moral der ihr geziemende Ehre erwiesen haben wollte. Ja, es konnte sogar geschehen, daß den solcher duldsamen Richtung bezichtigten Geistlichen von ihren Amtsbrüdern das christliche Begräbniß verweigert wurde, wie es dem Königsberger Professor und Pastor Behm widerfuhr.

Bis in das achtzehnte Jahrhundert hinüber schändete dieser dem wahren Gedanken des Protestantismus diametral zuwiderlaufende synkretistische Zwiespalt die lutherische Kirche, die leidenschaftlichsten Fanatiker aber für den todten Buchstaben saßen da, wo einst die welterschütternde That vollbracht worden war, welche die Geister von der römischen Tyrannei erlöste, in Wittenberg. Dort trachtete man den blinden Glauben wieder herzustellen, von dem die Reformation befreien sollte, dort stellte man die lutherischen Bekenntnißschriften wol noch über die Bibel selbst, dort war jede persönliche Lehrmeinung Luther's als unanfechtbares Dogma anerkannt, dort war es vornehmlich der kursächsische Generalsuperintendent Abraham Calov, der sich als orthodoxer Klopffechter hervorthat und zum obersten Hüter über die Reinheit der lutherischen Lehre berufen glaubte; von dort aus wurden die Regierungen zu feindseligen Maßnahmen wider jene freisinnigen Theologen und Prediger aufgestachelt, zum Glück nicht überall mit Erfolg. Der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg insbesondere, von jeher um die Vereinigung der streitenden Bekenntnisse bemüht, wollte diese ungezügelte Wittenberger Polemik mit ihrer Verlästerungs- und Verdammungssucht nicht länger ruhig mit ansehen. Er gab den theologischen Heißspornen seiner Staaten zu ver-

Digitized by Google

stehen, könnten sie von ihren Zänkereien nicht ablassen, so möchten sie dieselben außerhalb des Kurfürstenthums fortführen, und verbot seinen Theologie studirenden Landeskindern ohne Weiteres den Besuch der Universität Wittenberg. Auch der Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz, der Vater unserer trefflichen Elisabeth Charlotte von Orleans, legte eine erfreuliche religiöse Duldsamkeit an den Tag. Die Lutheraner seines dem reformirten Cultus anhangenden Landes durften ihre Religion frei ausüben, sich eigne Gotteshäuser bauen und ihre kirchlichen Angelegenheiten selbst verwalten.

Woher sollte dem Volke die Rettung aus diesem das Leben eintrocknenden Kirchenthum kommen? Sie kam ihm von zwei verschiedenen Seiten, von der Seite des Verstandes und von der Seite des Gemüthes. Beide reagirten gleichzeitig gegen die geist- und herztödtende Orthodoxie. Die Anregungen des französischen Denkers René Descartes, oder, wie die gelehrte Mode der Zeit seinen Namen latinisirte, Cartesius, fanden auf den deutschen Hochschulen eine fruchtbare Stätte, trotz den Facultätsprotesten, die gegen die „an Allem zweifelnde Philosophie" erlassen wurden, und schossen die erste Bresche in den Wunderkreis der christlichen Mythologie. Der Einfluß Spinoza's, Bayle's und der englischen Deisten folgte, und endlich erschien unser eigner Leibnitz, um in seiner „Theodicee" eine freiere Weltanschauung zu entwickeln, freilich auch den immer heiklen Versuch einer Vermittelung des Glaubens mit der Vernunft zu wagen. Diesem einen Weg der Opposition gegen die verknöcherte Buchstabenrechnung, den nur eine exclusive Geistesbildung einzuschlagen vermochte, gehen wir hier nicht weiter nach, wir wenden uns vielmehr dem andern zu, der dem Gemüthe wieder zu dem ihm von dem dogmatischen Wuste verkümmerten Rechte verhelfen sollte. Begreiflicher Weise war er pupulärer und deshalb von viel unmittelbarerer Wirkung.

In Tausenden von Herzen brannte die Sehnsucht nach einem andern Christenthum, als dem von den Geistlichen verkündigten. Wie Viele begrüßten daher die Bewegung mit Freuden, die dem Drange nach einer verinnerlichten Kirche, nach der Bethätigung der christlichen Liebe durch Gewähren und Geltenlassen auch abweichender

Digitized by Google

religiöser Anschauungen, nach einer Belebung des todten Glaubens durch sittlichen Wandel Befriedigung zu gewähren versprach — den Pietismus, wie wir diese Richtung auf eine werkthätige Frömmigkeit jetzt zu nennen pflegen, den Glauben der Pietät, wie sie bei ihrem Aufkommen wol geheißen wurde. Nicht aber blos in Deutschland und unter den Evangelischen, auch anderwärts, selbst im Katholicismus empfand man das Bedürfniß, über die Schranken der Glaubenssätze und kirchlichen Formen sich zu einer gewissen allgemeinen Gefühlsreligion zu erheben, in einer von keinerlei Dogmatismus beengten Gottesverehrung den Anforderungen des Gemüthes Genüge zu leisten, wie die in jenen Tagen mehrfach auftauchenden Bestrebungen, die drei christlichen Bekenntnisse des Abendlandes wieder zu einer einzigen christlichen Kirche zu vereinigen, wenigstens zum Theil auf jene weitreichende religiöse Erregung zurückzuführen ist. Der unter Ludwig dem Vierzehnten auftretende Quietismus war der ins Katholische und Französische übertragene Pietismus, gleich diesem eine Reaction des Herzens gegen die veräußerlichte Kirche und ihre Despotie, nur, was jener erst in seinen späteren Stadien wurde, von Haus aus ein krankhaftes Muckergewächs. Auch blieb er eine vorübergehende Erscheinung, ein kaum zur Secte erwachsendes Häuflein, das sich das auch in Deutschland verbreitete Erbauungsbuch eines spanischen Priesters, den „Guida spirituale" des Michael Molinos, zur Richtschnur erwählte, um sich nach dessen Anleitung völlig in Gott, in eine von allen weltlichen Gedanken und Betrachtungen abgezogene Ruhe der Seele zu versenken. Das Haupt der Gemeinde war eine Dame vom Hofe zu Versailles, Jeanna Marie Bouvières de Mothe-Guyon, deren von ihrem Beichtvater, dem savoyschen Barnobitermönche La Combe, geleitete Betstunden bei der vornehmen Welt in schnelle Aufnahme kamen. Sie selbst verfaßte verschiedene Erbauungsschriften, deren mystisch beredter Stil für die Frauen namentlich eine große Anziehungskraft besaß, und verfiel allmählich in eine so wüste Schwärmerei, daß sie sich für das Weib des heiligen Geistes hielt und die Eroberung der Welt durch die Dämonen der Hölle weissagte. Der Erzbischof von Paris, der schon erwähnte Harlai de Chanvalon, glaubte gegen das separatistische

Digitized by Google

Treiben einschreiten zu müssen. Er erwirkte vom König einen Haftbefehl und ließ den Pater La Combe als den Verführer ins Gefängniß, Frau von Guyon als Geisteskranke in ein Kloster sperren. Ihre Beziehungen zu der allmächtigen Marquise von Maintenon gaben ihr indeß bald die Freiheit wieder, während La Combe im Kerker starb. Damit hatte der Quietismus seine öffentliche Rolle ausgespielt und würde heute vielleicht vergessen sein, wäre in seiner Geschichte nicht ein berühmter Name verflochten und dessen Träger ein Opfer dieser Verwickelung geworden. Der Verfasser des „Telemach," der Erzbischof von Cambrai, François Salignac de Lamothe Fenelon, früher Erzieher des Herzogs von Burgund, hatte in seiner Schrift: „Explication des maximes des Saints sur la vie intérieure" die quietistische Schwärmerei vertheidigt und wurde dafür, in Folge der Machination des auf den Ruhm des Nebenbuhlers eifersüchtigen Bossuet, Bischofs von Meaux, seiner politischen Ansichten wegen bei Ludwig dem Vierzehnten ohnehin schon misliebig, vom Papste Innocenz dem Zwölften als Irrlehrer verdammt. Der sanftmüthige Fenelon unterwarf sich der über ihn verhängten Strafe und entging dergestalt den Folgen der über ihn ausgesprochenen Excommunication.

Der deutsche Pietismus hatte gesundere Wurzeln und der Mann, den wir als den Urheber der Richtung zu betrachten pflegen, wie wol diese schon lange durch die Gemüther ging und bereits mehrere Vorläufer erzeugt hatte, war kein Schwärmer und Sectirer, wenn auch ein Mensch von großer Gefühlserregbarkeit. Ein Sohn des damals noch wie jetzt wieder zum deutschen Reiche gehörenden Elsasses, zu Rappoltsweiler am 13. Januar 1635 geboren, zeigte Philipp Jacob Spener schon in seinen Kinderjahren eine sein ganzes Sein und Thun bestimmende Frömmigkeit, die unter der Pflege seiner Eltern und seiner Pathin, der verwittweten Gräfin Agathe von Rappoltstein aus dem Hause Solms-Laubach zum festen Ankergrund seines Lebensschiffes erstarkte. Kaum dem Knabenalter entrückt, noch nicht siebenzehn Jahre alt, bezog er die Universität Straßburg, den äußersten südwestlichen Vorposten wie der deutschen Bildung, so auch der lutherischen Kirche. Im Hause seines Onkels, eines Professors der Rechtsgelehrsamkeit, nur seinen Studien lebend,

Digitized by Google

aller roheren Geselligkeit seiner Commilitonen abgewandt, doch neben der Theologie mit Vorliebe auch Genealogie, Geschichte und Geographie betreibend, ward er bereits in seinem neunzehnten Jahre zum Magister der Weltweisheit promovirt. Kurz darauf übertrug ihm der Pfalzgraf von Birkenfeld-Zweibrücken, der nachmalige Herr der Grafschaft Rappoltstein, die pädagogische Leitung seiner beiden Söhne, was Spener's Interesse immer mehr den historischen Wissenschaften zuführte, so daß er später einmal bedauernd aussprach, wie er „eine geraume Zeit mehr mit diesen exoticis als seinen eigenen Studiis theologicis umgegangen sei." Auch hielt er, um seinen gar bescheidenen Mitteln einen Zuschuß zu erwerben, geschichtliche Vorlesungen, die ein zahlreiches Auditorium gefunden zu haben scheinen.

Nie jedoch verlor er das Ziel vor Augen, dem er zusteuerte — nicht blos ein gelehrter Theolog zu werden, sondern vor Allem sich der lebendigen Frömmigkeit zu befleißigen und alle weltlichen Zerstreuungen und Ergötzlichkeiten zu vermeiden, die dem Fortgange seiner Heiligung Eintrag thun könnten. Sehen wir ihn derart allerdings in eine Bahn einlenken, die uns Weltkindern der Gegenwart sehr arm und eng bedünken mag, so dürfen wir dabei doch nicht aus den Augen setzen, daß Spener's Lebensrichtung dem tiefsten Bedürfnisse seines Herzens entsprang und daß er bei all seiner asketischen Strenge doch niemals ein trübseliger Kopfhänger war, noch mit wirrer Mystik und Sectirerei etwas zu thun haben wollte. Den Boden der großen lutherischen Kirche zu verlassen, um sich in kleinen Conventikelkirchlein abzusondern, wie es nachher von seinen eigenen Jüngern geschah, kam ihm selbst niemals in den Sinn, wol aber bereitete ihm die Ueberspannung, welche die „Pietät" schon bei seinen Lebzeiten in üblen Geruch brachte, manche bittere Stunde und verstrickte den milden, friedliebenden Mann in allerhand widerwärtige Händel. Während eines längeren Aufenthalts, den er in Genf nahm, um Wesen und Einrichtungen der reformirten Kirche näher kennen zu lernen, empfing er Eindrücke, die sich ihm nie wieder verwischten und für sein ganzes ferneres Leben fruchtbar wurden. Hier wirkte der einstige Jesuit Jean de Labadie, aus Bourg in Guienne, mit dem glühenden Eifer und der

Digitized by Google

Energie eines Calvin für Kirchenzucht und Sittenreinigung und gab mit seinem begeisternden Feuer Spener zweifelsohne die bestimmende Anregung zu seiner spätern eignen Thätigkeit. Das separatistische Treiben und die Verirrungen, zu denen sich der fromme Schwärmer nachher in Holland fortreißen ließ, konnte Jener freilich nicht gutheißen, nichts destoweniger jedoch bewahrte Spener für Labadie stets eine herzliche Zuneigung und nahm ihn, wenn auch nicht in seinen Schriften, doch in Privatäußerungen in Schutz, so daß er sich gefallen lassen mußte, von seinen Gegnern selbst als Labadisten verschrien zu werden, wie dies noch dreißig Jahre nach Spener's Tode ein theologisches Pamphlet nachzuweisen strebt, welches den Pietismus für nichts Anderes als den Ausfluß des Labadismus erklärt.

Die Stadt Straßburg, in deren damals noch protestantischem Münster Spener mit seiner treuen Gattin Susanne Erhardt verbunden worden war, am selben Tage, wo er die Würde eines Doctors der Gottesgelehrtheit erlangte, hatte ihm die zweite Freipredigerstelle übertragen, während er sich zugleich als Docent an der Hochschule habilitirte. Beide Aemter verwaltete Spener mit der selbstlosesten Treue und mit solchem Erfolge, daß er auch in der Ferne die Augen auf sich lenkte und daß die Reichsstadt Frankfurt am Main den erst Ein und dreißigjährigen im Jahre 1666 zu ihrem ersten Pfarrer und zum Senior des geistlichen Ministeriums erkor. Nur auf das Zureden seiner Freunde und der theologischen Facultät, die entschieden, der Ruf sei von Gott und müsse daher befolgt werden, entschloß sich der bescheidene und schüchterne Mann, den ihm gewordenen Antrag anzunehmen und sich einer Collegenschaft überzuordnen, deren Mitglieder „alle schon dem Greisenalter nahe waren." Mitten in einer traurigen Zeit, während die Pest in der alten Kaiserstadt furchtbare Verheerungen anrichtete, betrat Spener die Stätte, wo er nicht nur zwanzig Jahre hindurch mit einem seltenen Segen seinen geistlichen Pflichten oblag, sondern auch zu seiner mehr als kirchengeschichtlichen, zu seiner cultur- und welthistorischen Bedeutung erwuchs. In Frankfurt trugen ihre reifen und reichen Früchte die Anschauungen und Anregungen, die ihm Genf dargeboten hatte, in Frankfurt wurde der Kirche und

Digitized by Google

dem Volke gewonnen, was wir im guten Sinne Pietismus nennen, das thätige und lebendige Christenthum, dem in Spener sein erster und würdigster Apostel vorstand. War doch schon die Predigt, mit der er von seiner Kanzel in der St. Katharinenkirche zu Frankfurt am Main Besitz ergriff, gewissermaßen ein Ereigniß. Frei von scholastischer Gelehrsamkeit, von hierarchischer Ueberhebung und unduldsamem Zelotismus, einfach und ungekünstelt, hatte sie nichts gemein mit der damals üblichen geistlichen Oratorik. Sie wollte nur erbauen, und wie sie aus der Fülle eines warmen Herzens quoll, so sollte sie auch zu den Herzen der Zuhörer dringen und ihre Seelen zur Frömmigkeit erwecken. Ueberraschend war daher ihre Wirkung, um so größer, als Frankfurt zwar aufrichtig dem Lutherthum anhing, ja den reformirten Gottesdienst nicht einmal innerhalb seiner Mauern verstattete, allein in seinen gebildeten Classen, die in lebhaften Handels- und persönlichen Beziehungen zu den Niederlanden, zu Genf und Frankreich standen, dem Calvinismus große Sympathien entgegenbrachte und daher von der dogmatischen Engherzigkeit der Mehrzahl seiner übrigen Prediger und Seelsorger sich abgestoßen fühlte.

Von diesem Geiste der Versöhnung und Auferbauung waren alle Kanzelreden Spener's durchweht; sie wollten die Gemüther bewegen und mit Liebe und guten Vorsätzen erfüllen, nicht Glaubenssätze erörtern und als trennende Schranken zwischen Menschen und Menschen aufstellen. Entscheidend aber wurde die Predigt, die er am 6. Sonntage nach dem Trinitatisfeste im Jahre 1669 hielt. Rief sie doch einen so heftigen Drang nach Buße und Gottseligkeit wach, daß man sich in vielen Häusern der Stadt nicht mehr mit dem Besuch des gewöhnlichen Gottesdienste begnügte, sondern an den Sonntagsnachmittagen zu gemeinsamem Bibellesen und gegenseitigen Frömmigkeitsermahnungen vereinigte. Was hätte Spener wol Willkommneres begegnen können? Mit Freuden erbot er sich, diese „Erweckung" zu leiten, um ihr den ursprünglichen reinen Charakter zu wahren, und versammelte die nach dem Heile dürstenden Seelen in seiner eigenen Behausung. So entstanden im August 1670 jene Collegia pietatis, von denen der ganzen Richtung der Namen überkommen ist, von der einen Partei als Ehren-, von der

Digitized by Google

andern als Spottwort gebraucht — von beiden mit Recht und mit Unrecht. Allwöchentlich zweimal, Montags und Mittwochs, kamen die Gott Suchenden zusammen; „Leute ohne Unterschied allerlei Standes und Alters, Gelehrte und Ungelehrte, Edele und Unedele, Studiosi Theologiä, Juristen, Mediciner, Kaufleute, Handwerker, ledige Leute, auch — als unsichtbare Zuhörerinnen in einem Nebengemache — viel über hundert christliche Weibspersonen, Frauen und Jungfrauen, wobei jedoch meist nur Studirte zu sprechen pflegten." Auch durchreisende Fremde besuchten die von Spener regelmäßig mit einem inbrünstigen Gebete eingeleiteten Erbauungsstunden, deren Ruf sich schnell durch die gesammte protestantische Welt, auch außerhalb Deutschlands, verbreiteten. Daß sich nachher so gar viele trübe und zweideutige Elemente mit der von Spener hervorgerufenen Bewegung vermischten — das kann weder die Bedeutung der Sache selbst noch Spener's als eines Reformators des kirchlichen und sittlichen Lebens schmälern.

II.

Es konnte nicht fehlen, daß eine Bewegung, die in erster Stelle an das Gemüth des Menschen, an sein Gefühlsleben appellirte, vornehmlich die Frauen in ihre Kreise zog. Hierin aber haben wir nicht blos eine der Hauptursachen der schnellen Verbreitung des Pietismus zu suchen, sondern auch die Keime zu dessen fast ebenso schneller Entartung in geheimnißkrämerisches Conventikelwesen und schwärmerische Verzückung. Schon in Frankfurt am Main bildete der weibliche Theil der städtischen Gesellschaft den Kern der Elemente, die sich um Spener gruppirten, ebensowol quantitativ wie qualitativ, unter ihnen Mitglieder der angesehensten Patricierfamilien des Ortes, der Uffenbach, Ochsenstein u. s. w. Jedenfalls waren die Frauen die thätigsten und eifrigsten seiner Anhänger. Durften sie den Pietätscollegien auch nur in einem Nebenraume beiwohnen, viel weniger selbst darin das Wort ergreifen, so scheint doch die Anzahl der passiven Zuhörerinnen die der verhandelnden Männer selbst von vornherein erreicht zu haben; schon die ersten Berichte über die neue Erweckung betonen ja, daß sich derselben fast mehr noch die Frauen, als die Männer angelegen sein lassen

Digitized by Google

und mit absonderlichem Fleiße an den Uebungen der Gottseligkeit betheiligen. Zumeist durch die Frauen ward die Pietät in die Häuser getragen, durch die Frauen am emsigsten nach außerhalb verpflanzt; hier und dort fühlten sich die Frauen von einem Cultus sympathisch berührt, in welchem das Herz das erste Wort zu sprechen hatte, wo es nicht auf eine bestimmt vorgeschriebene Lehre, sondern auf den Drang unbestimmter Empfindungen ankam, wo die feinere Nervenreizbarkeit des Weibes so reichen Anlaß zur Bethätigung, wo das den Frauen eigenthümliche Bedürfniß der Erweichung, der Ekstase und Zerknirschung, andrerseits der beschaulichen Betrachtnng und grübelnden Zerfaserung der Gefühle eine so volle Befriedigung fand. Der Charakter des Pietismus war ein vorwiegend weiblicher, und so wurden ganz naturgemäß die Frauen seine begeistertsten Bekenner und fleißigsten Beförderer, wie wir sie nachmals als „schöne Seelen" für die Sentimentalität Propaganda machen sehen — mündlich und schriftlich.

Dabei war es von wesentlichem Gewichte, daß Spener's Bestrebungen in Frankfurt am Main ihren Ausgang nahmen. Die alte Reichsstadt bildete in jenen Tagen in mehr als einer Beziehung den Mittelpunkt Deutschlands. Nicht nur reichten ihre Geschäftsverbindungen durch ganz Europa, sie war auch der Stapelplatz des damaligen deutschen Buchhandels, einer der größten Geldmärkte der Welt und zugleich der zeitweilige Versammlungsort der Fürsten und des Hochadels des Reichs, fortwährend von angesehenen Fremden besucht, denen die reiche Stadt mit ihren Genüssen und den manigfaltigen Kunstschätzen ihrer Patricier Unterhaltung und Behagen gewährte, wie sie in Deutschland nicht leicht anderswo zu erlangen waren. Derart drang der Ruf von Spener's Wirksamkeit bald in die Ferne, selbst über die Grenzen Deutschlands hinaus; seine Anregungen gingen umgestaltend durch die ganze protestantische Kirche. Vor Allem jedoch ergriffen sie die Frankfurt umgebenden Landschaften. Dort, am Main und Lahn, an Nidda und Wetter, hausten auf den vielen Höfen und Burgen, Schlössern und Landsitzen rundum eine Menge uralter reichsunmittelbarer Geschlechter, die im Allgemeinen zwar nur mäßig begütert, selbst arm waren, aber meist der ersten unter den vier Grafenbänken des Reichstages, der Wetter-

Digitized by Google

au'schen, mit Sitz und Stimmen angehörten. Für die gesammte Aristokratie gab Frankfurt den naturgemäßen Vereinigungspunkt ab, namentlich waren es die in jenen Tagen sehr belebten Messen, welche zahlreiche Vertreter des südwestdeutschen Reichsadels auf dem Weichbild der Wahl- und Krönungsstätte des deutschen Kaiserthums zusammenführten. Nicht reich genug, um ihre kleinen Höfe und Residenzen nach französischem Fuße modeln zu können, um so weniger, als der dreißigjährige Krieg und nach ihm die Raubzüge Ludwig's des Vierzehnten ihre Kraft vollends geknickt hatten, in der Mehrzahl lutherischen Bekenntnisses und gottesfürchtig erzogen, brachten sie Spener's sittlich religiösen Reformen und einem darauf erbauten patriarchalisch-friedsamen Familienleben Verständniß und Empfänglichkeit entgegen.

Allein es waren noch andere und ganz heterogene Fäden, die zwischen den Einen und den Andern hin- und widerlaufen. Schon als Knabe pflegte unser Frankfurter Oberpfarrer eine „exotische" Liebhaberei, wie er es selber nennt, zu deren Fortsetzung er auch inmitten seiner unermüdlichen Sorge für das Gedeihen des begonnenen Erweckungswerkes immer noch ein paar „müßige Viertelstunden" zu gewinnen wußte, das Studium der Heraldik, dessen Resultate er in einer zweibändigen Schrift niederlegte, einer „Beschreibung der Wappen aller ausgezeichneten fürstlichen und hochadeligen Geschlechter Europa's, mit genealogischen Uebersichten, geschichtlichen Bemerkungen und Angabe der Besitzverhältnisse." Ein Product stupenden Sammlerfleißes, ist es noch wunderbarer durch den systematischen Ernst, mit dem er die Entstehung der zahllosen Wappenbilder und die Bedeutung aller ihrer Formen und Farben, ihrer Embleme und Devisen erläutert. Besser hätte Spener der Theilnahme der vornehmen Welt sich nicht empfehlen können, die er insbesondere für seine Absichten zu interessiren trachtete, weil er wohlweislich ihren weittragenden Einfluß in Rechnung brachte und von Jugend an auf den Umgang mit „Standespersonen" einen hohen Werth legte, als durch diese und noch mehrere heraldisch-genealogische Untersuchungen. Denn der Drang nach Heiligung der Seelen und nach Veredelung des Wandels erhob die Träger der alterlauchten Namen doch nicht über die Vorurtheile und Stamm-

Digitized by Google

baumeitelkeit ihrer Kaste, und mochten in „christlicher Demuth“ auch einzelne sich freiwillig des äußern Glanzes entkleiden — daß sie von Gottes speciellen Gnaden als Grafen und Herren geboren und als solche aus anderem Stoffe gemacht seien, als die gemeine bürgerliche Menschheit, daran glaubten sie im Allgemeinen nichts destoweniger ebenso unerschütterlich wie an ihren Heiland und an die Kraft ihres täglichen Morgen- und Abendsegens.

In diesen Gegenden und Kreisen fand der Pietismus offene Häuser und Herzen, seine reine Spener'sche Auffassung, wie seine unvermeidlichen Auswüchse, der Separatismus und die Schwarmgeisterei, die bald genug überhand nahmen und in den Bergstrichen zwischen Lahn und Main und bis zum Niederrheine hinab feste Wurzeln schlugen, aus denen zum Theil noch heute ein üppiges Kraut emporwuchert. Hier war der rechte Boden für die neue Gefühlsreligion, in den Schlössern wie in den Hütten; hier wurden namentlich die Frauen des Adels, die in ihrer Einsamkeit „nach geistiger Nahrung“ und nach Abwechselung schmachteten, Spener's getreue Töchter und die rastlosen Pflegerinnen der „Erweckung“ und „Begnadigung.“ Sie gaben einem Volke das Beispiel kirchlichen Sinnes und häuslicher Gottesverehrung, das von Alters her zu mystischen Träumereien neigte, durch Generationen über phantastischen Theosophien und alchymistischen Zauberbüchern brütend, wie es der Köhler und Holzfäller, der Weber und Bergmann jener abgeschiedenen Waldthäler noch heute mit Vorliebe zu thun pflegen. Dazu wiesen schon Spener's Heimatserinnerungen nach dieser stillen Gebirgsgegend hin. Das Haus Rappoltstein war dem Hause Solms nahe verwandt, Spener's Pathin und Gönnerin, wie wir wissen, eine geborne Gräfin Solms, und wiederum hatte Graf Georg Friedrich, der älteste Sprosse der Rappoltsteiner, sich eine Solms zum Weibe erkoren. So wird der Senior des Frankfurter Ministeriums mit seiner Uebersiedelung von der Ill nach dem Maine zweifelsohne auch bereits in persönliche Berührungen mit dem vornehmen Wetterau'schen Grafengeschlechte gekommen sein, dem in der Geschichte des Pietismus eine der leitenden Stellen zufallen sollte.

Die gemeinschaftliche Stammburg des Hauses, jetzt längst in Trümmern, erhob sich am Rande des ihr den Namen leihenden

Digitized by Google

Flüßchens Solms, unweit von Braunfels, der Residenz der derzeitigen gefürsteten Linie. Später spaltete es sich in mehrere Aeste, die bis nach dem sächsischen Erzgebirge und bis zu den Kiefernhaiden der Niederlausitz verliefen. Als Haupt des Laubach'schen Zweiges saß in Spener's Tagen Graf Johann Friedrich, ein Neffe der Gräfin Agathe von Rappoltstein, auf dem freundlichen Schlosse Laubach an der Wetter. Gleich seinem Großvater, dem frommen Johann Georg, auf das Wohl der lutherischen Kirche bedacht, doch selbst ohne alle schwärmerische Anlage, hatte er sich mit Benigna, der Tochter des Grafen Sigmund Sigfried von Promnitz auf Sorau, vermählt, dessen Herrschaft ein ansehnliches Gebiet an den Ufern von Bober und Neiße begriff. Benigna war eine bedeutende Frau, geistig reich begabt und thatkräftig, vor Allem jedoch tief religiösen Sinnes. Mit enthusiastischer Verehrung schloß sie sich an Spener an, der als häufiger Gast in der Wetterau einsprach und sich seinerseits zu der glaubensinnigen jungen Gräfin als einer der seinigen verwandten Seele besonders hingezogen fühlen mußte. Benigna wurde nicht blos seine Lieblingsjüngerin, sie ermunterte ihn sogar „mit ihrem Exempel," wie er in seinen Schriften bekennt. Sie selbst nannte sich wol „die Magd Jesu Christi" und wenn auch schon der unseligen Sectirerei Vorschub leistend, die jene Landschaften nachmals mit ihrem wüsten Treiben erfüllte, verdiente sie doch die hohe Achtung, die ihr nicht nur von der Gemeinde selbst gezollt wurde, sondern auch von den Weltkindern, die es ihr nicht gelang dem von ihr aufgerichteten Kirchlein zuzuführen, das den sich rasch nacheinander entwickelnden Pietistenvereinigungen der Gegend zum Vorbild diente.

Bezeichnet man Spener als den Vater des Pietismus, so muß man die Gräfin Benigna von Solms als die Mutter desselben gelten lassen. Denn ihr Eifer und ihr Einfluß haben zu seiner Ausbreitung unstreitig fast ebensoviel beigetragen wie Spener's Vorgang und Bemühungen. Ihre verwandtschaftlichen Beziehungen zu wetterau'schen, fränkischen, sächsischen Häusern, ihre brieflichen Verbindungen bis nach Ostpreußen und nach Sanct Petersburg, die Familienbande, die sie an Schlesien und die Lausitz fesselten, warben im deutschen Reichsadel allenthalben für die Spener'sche

Digitized by Google

Gemeinschaft. Benigna machte den Pietismus, so zu sagen, courfähig und modisch, und mochte es dabei hie und da auch nicht an Affectation, an Schwulst und Tändelei gebrechen, mochten sich auch von Anfang an gelegentlich sittlich-unlautere Regungen einmischen — immerhin können wir unserm Auge nicht wehren, daß es auf diesen noch von Spener's Geiste durchhauchten Grafenhäusern und ihrer stillen Gottseligkeit freudiger ruht, als auf der Frivolität und Demoralisation der meisten übrigen Höfe umher, auf der glänzenden Leichtfertigkeit der französischen Gesellschaft und ihrer Frauen. Anderer Art freilich werden die Eindrücke sein, die wir von den Kreisen derselben westdeutschen Reichsaristokratie empfangen, nachdem unter Spener's fanatischen Nachfolgern in abschreckendster Gestalt die Gefahren zu Tage getreten sind, welche die Einseitigkeit der Richtung naturnothwendig in sich barg.

Die Kinder vollendeten das Werk der Mutter. Die Tochter, Erdmuthe Benigna, ward die Gattin eines gleichgesinnten Mannes, des Grafen Heinrich's des Zehnten von Reuß-Ebersdorf, einer Dynastie, in der die Erweckung gewissermaßen typisch wurde, und die Schwiegermutter jenes merkwürdigen Schwärmers, des Grafen Nikolaus Ludwig von Zinzendorf, der durch die Stiftung seiner Brüdergemeinde, zwar ganz gegen Spener's, seines Taufzeugen, Intentionen und Wünsche, den Pietismus in feste äußere Kirchenformen einzugrenzen strebte und durch seine Missionäre in allen Erdtheilen einbürgerte. Benigna's ältester Sohn, nachmals Präsident des vielberufenen Reichskammergerichtes zu Wetzlar, Graf Friedrich Ernst von Solms-Laubach, gewann sich einen Namen durch die Duldung und Hülfe, die er den um ihres Glaubens willen Verfolgten angedeihen ließ. Großmüthig gewährte er ihnen nicht blos sicheres Asyl im Bereiche seines Ländchens, sondern unterstützte auch bereitwillig mit Geldmitteln, wer von ihnen — und deren war die Mehrzahl — mit leeren Händen zu ihm kam. Wol boten auch andere der Wetterau'schen Herren den Gewissensbedrängten Schutz und Zuflucht an, voran die Grafen von Isenburg zu Büdingen und Marienborn, zu Offenbach und Rönneburg, wo sich die ersten „freien Gemeinden" bildeten und ein buntes Getümmel von angeblich wegen ihrer Religionsmeinungen vertriebenen

Digitized by Google

Männern und Frauen durcheinander schwirrte. Nicht immer jedoch ward solche Gastfreundschaft lediglich aus christlicher Liebe erwiesen, vielmehr gegen Bezahlung eines erklecklichen Schutzgeldes, das namentlich die Finanzen des Offenbacher Grafen in erfreulicher Weise verbesserte. Die mehr denn „problematischen Naturen," aus denen sich dies Flüchtlingschaos in der Regel zusammensetzte, — darunter auch Zinzendorf mit seinem unerquicklichen Anhange, als er im Jahre 1736 wegen „Neuerungen, Conventikel, gefährlichen Principien, durch welche die Autorität hintangesetzt und der öffentliche Gottesdienst verachtet werde," aus Sachsen verwiesen wurde — trugen nicht die kleinste Schuld daran, wenn eine in ihrem Ursprunge so reine und heilvolle Bewegung beim Publicum discreditirt und mehr und mehr in Bahnen gelenkt wurde, wohin ihr nur noch Dummheit und Heuchelei, krankhafte Ueberspannung und gemeine Selbstsucht folgen konnten, wenn sich zum Fluche wandelte, was zum Segen gestiftet war.

Neben Benigna von Solms waren es insbesondere noch zwei Frauen, die wir in dieser ersten bessern Periode des Pietismus seinen Gedanken nähren und hegen sehen, im Sinne Spener's um Verinnerlichung des Lebens, um Läuterung der Sitten und Erwerb der unsichtbaren Güter bemüht. Die eine dieser Frauen, eine Jugendgespielin unserer Gräfin, Henriette Katharina, Freiin von Friesen, später mit dem kurfürstlichen Landvogt der Oberlausitz, dem Freiherrn Nikolaus von Gersdorf, verheirathet, setzte sich ein Unternehmen vor, gegen welches die berühmten Arbeiten des Herakles wie ein Kinderspiel erscheinen. Mitten in der Zuchtlosigkeit des Dresdner Hofes, der seine Muster Versailles und Paris in Schatten stellte, während das Jagdschloß Moritzburg und seine Wälder tagtäglich und allnächtlich im Festglanze der Lustgelage strahlten, die Kurfürst Friedrich August, der nachherige König von Polen, dort mit seinen Buhlerinnen feierte, unter denen eine Aurora von Königsmarck als Tugendspiegel gelten durfte, fuhr die glaubensmuthige Frau unerschrocken fort, die Saat der Frömmigkeit zu säen und ein auserlesenes Häuflein zu gegenseitiger Erforschung der Herzen und christlicher Erleuchtung um sich zu schaaren, als der Adel Sachsens rundum in Prunksucht und Galanterie, in Ver-

Digitized by Google

schwendung und Liederlichkeit zu Grunde ging. Seit Spener im Jahre 1686 zum Oberhofprediger und Consistorialrathe nach Dresden berufen worden war, stand Frau von Gersdorf mit dem ihr schon früher befreundeten Manne in innigem Seelenbündniß. In ihrem Hause suchte er Trost und Stärkung bei den Mißhelligkeiten, die ihm der kursächsische Hof und der Landesherr selber bereiteten, und in den boshaften Anfeindungen, mit denen die Leipziger, die Wittenberger und Hamburger Orthodoxie dem Sanftmüthigen die Tage vergällten. Henriette Katharina gab Zinzendorf, der als ihr Enkel bei ihr erzogen wurde, jene Geistesrichtung, aus der die Anstalten von Berthelsdorf und Herrnhut erblühten, sie förderte und schützte diese in kritischen Lagen, als der Fortbestand der Brüdercolonie mehr als einmal in Frage kam, wie sie nach dem Tode der Gräfin von Solms auch deren Sohn Friedrich Ernst in mütterliche Obhut nahm, so daß derselbe sie lebenslang dankbar verehrte als die „Gelegenheit seiner leiblichen und geistlichen Wohlfahrt."

Die andere von Benigna's Herzensfreundinnen und Mitarbeiterinnen lebte nur wenige Stunden von ihr entfernt; gleichfalls auf einem Schlosse der Wetterau und zwischen den Laubhöhen des Vogelsberges, der, obschon jetzt vom Lärme der Eisenbahn gestreift, doch immer noch den stillen, zu beschaulichem Sinnen einladenden Landschaften Deutschlands zuzählt. Es war die Reichsgräfin Christina von Stolberg-Geudern oder Gedern. Aus fürstlichem Hause entsprossen, die vierte Tochter jenes Herzogs Gustav Adoph von Mecklenburg-Güstrow, der, von fester Bibelgläubigkeit, seinen Ruhm in der Abfassung geistiger Lieder erblickte und ihrer die Kleinigkeit von dreihundert und einigen zu Stande brachte, hieß sie gewöhnlich die „Fürstin von Geudern," wie wol erst einer ihrer Söhne zur Reichsfürstenwürde aufstieg. Von ihrem Gemahle, dem Grafen Ludwig Christian, wissen wir nur, daß er mit seinem Bruder Ernst den ältern oder Ilsenburgischen, in der Folge Wernigeroder, Zweig der Stolberge vertrat, die schon vor Karl dem Großen unter den Edelen genannt werden, aus denen die Engern sich ihre Stammesherzoge kürten, und daß ihm seine Gattin nach und nach drei und zwanzig Kinder gebar, von denen die meisten auf den Pfaden der Pietät gewandelt und gleich der Mutter das fromme Werk mit

Digitized by Google

Herz und Hand gefördert haben. Noch im fünfzehnten Jahrhunderte war die Herrschaft Königstein im Taunus sammt Butzbach, Ortenburg, der Burg Geudern und anderen Besitzthümern in der Wetterau durch Heirath an die Grafen von Stolberg gekommen, schon vor Beginn des dreißigjährigen Krieges aber bis auf die beiden letzterwähnten Ortschaften und Güter ihnen wieder verloren gegangen; im Jahre 1804 erlosch die Nebenlinie im Mannesstamme und die ihr gebliebenen Gebietsstücke fielen theils an Wernigerode, theils an Roßla. Vorher hatte der Stamm indeß noch ein durch seine romantischen Schicksale interessantes Reiß getrieben — jene Aloyse von Stolberg-Geudern, die dem letzten Stuart, dem unglücklichen Prätendenten Karl Eduard, ihre Hand reichte und als Gräfin von Albani nachher das Leben des genialen italienischen Dichters Vittorio Alfieri theilte, um den zwanzig Jahre vor ihr von der Erde scheidenden Geliebten bis an ihren Tod zu betrauern, ein seltenes Weib, dem wir am Ende unserer Darstellung wol noch wieder begegnen werden.

Auch die „Fürstin von Geudern" gehörte Spener's engerer Gemeinde an, den der Weg von Laubach schon frühzeitig nach dem Nachbarschlosse geführt haben mag, mit dem er, wie er selbst schreibt, durch zwanzig Jahre „in gesegneter Connexion verblieb." Christina, die, ihren Gemahl um nahezu ein Menschenalter überlebend, für ihre zahlreichen Söhne und Töchter fromm gestimmte Gatten und Gattinnen zu wählen verstand, pflanzte den Geist der „Erweckung" gleichsam als berechtigte Eigenthümlichkeit in das Stolberg'sche Geschlecht, die es bis zur Stunde noch kennzeichnet und zuweilen mit den unabweisbaren Forderungen der Zeit in Widerspruch gebracht hat; und obzwar später eines seiner berühmtesten Glieder mit den Erinnerungen der Familie bricht, um, den einstigen Kraftmenschen der Sturm- und Drangperiode mit dem gehorsamen Römling vertauschend, zur katholischen Kirche überzutreten — wer möchte wol daran zweifeln, daß dieser Glaubenswechsel nur eine Consequenz der religiösen Schwärmerei gewesen ist, die ihm die traditionelle Erziehung zur „Pietät" ins Herz legte? Bis in das dänische Königshaus hinauf lassen sich die Spuren von Christina's Erweckungseifer verfolgen. Ihre Schwester Louise war die Gemahlin

Digitized by Google

des Königs Friedrich's des Vierten von Dänemark, Mutter jenes Christian's des Sechsten, der in der Betreibung der Gottseligkeit sein alleiniges Regierungsgeschäft erkannte und über das ganze Land eine pietistische Süßlichkeit und Verschwommenheit ausgoß, die bis in unser eignes Jahrhundert vorhielten. Durch ihn und seine Mutter ward Dänemark zu einer Art von Versorgungsanstalt wie der Stolberge, so des „erweckten" deutschen Adels überhaupt, der aus seinen einträglichen Hofsinecuren in Kopenhagen, von seinen fetten Amtssitzen und Klosterpfründen in Holstein und in Schleswig an der Niederelbe und weiter ins Reich hinauf das religiöse Feuer entzündete und schürte. Seien wir jedoch diesem deutsch-dänischen Pietistenverkehr und Frömmigkeitstauschhandel nicht undankbar — er ist unserer Literatur zu Gute gekommen. Wenn Jahrzehnte darauf Klopstock und Schiller vom kleinen dänischen Inselstaate mit dem Ehrensolde belohnt wurden, den ihr großes Vaterland für sie nicht erschwingen konnte, so war dies vielleicht zum Theil noch eine Nachwirkung jener pietistischen Anregungen und Verknüpfungen.

Die Verbindung zwischen Frankfurt und Darmstadt und von da die Bergstraße hinauf, gegenwärtig durch den Schienenweg beflügelt und vervielfacht, war von jeher eine außerordentlich lebhafte; nicht nur lief dort eine der befahrensten Handelsstraßen des damaligen Deutschlands, auch die Fäden des gegenseitigen persönlichen Verkehrs schlangen sich zu einem dichten Gewebe zusammen, wie das noch aus Goethe's Selbstbiographie deutlich erhellt. So finden wir auch Spener bereits in den ersten Jahren seines Frankfurter Aufenthaltes in den Kreisen des landgräflichen Hofes eingeführt und von empfänglichen Freunden seiner Reformgedanken umgeben. Zumal war es die Landgräfin selbst, Elisabeth Dorothea, eine Tochter jenes ausgezeichneten Fürsten, des Herzogs Ernst des Ersten von Sachsen-Gotha, dem eine dankbare Nachwelt mit Recht den Ehrennamen des Frommen beigelegt hat, welche das Beispiel des Frankfurter Oberpfarrers zu einem gesteigerten Ausdruck der aus ihrer Heimat mitgebrachten aufrichtigen Religiosität entflammte. Wie alle ihre Geschwister zu einer unablässigen Bethätigung von Gottesfurcht und frommem Wandel angehalten, sehen wir sie jetzt

Digitized by Google

mit glühendem Eifer in Spener's Fußstapfen treten und durch ihren Hofprediger Johann Winkler tägliche Pietätscollegien veranstalten, die in den Häusern des hessischen Adels binnen Kurzem ebenso sehr en vogue kamen wie in Frankfurt und in den Schlössern der Wetterau. Damit sollte aber auch das erste Signal zu den maßlosen Angriffen gegeben sein, die der neuen Richtung mit Grund und mit Ungrund das Leben verkümmerten und schließlich Spener selbst den Boden in Frankfurt am Main untergruben. Der Oberhofprediger des Landgrafen Balthasar Menzer sah mit Neid und Aerger, wie sich seine Kirche entvölkerte, während die kleinen Hauskirchlein, die ecclesiolae, von Tag zu Tage stärkeren Zulauf gewannen, und wußte Elisabeth Dorothea's Gemahl, Ludwig den Sechsten, wider die Neuerung einzunehmen und zu einem officiellen Verbote der Collegia Pietatis zu vermögen. Zwar hob der Sohn, Ernst Ludwig, der noch im nämlichen Jahre, 1678, dem Vater in der Regierung folgte, dies Edict alsbald wieder auf, so daß die pietistische Partei am landgräflichen Hofe von Neuem zur Herrschaft gelangte und diesem ihren Stempel aufdrückte, sogar als Ernst Ludwig selbst sich nach dem Tode seiner frommen Mutter, dieser „theuer erkauften Seele," wie sie ein neuerer pietistischer Schriftsteller heißt, den unter den deutschen Fürsten immer tiefer und tiefer einreißenden Versaillesgelüsten überließ, allein der starre Menzer beharrte in seiner Opposition gegen die Spener'schen Versuche. Es gelang ihm, nicht blos einen landesherrlichen Befehl auszuwirken, der die Veröffentlichung aller Schriften für und wider die „Pietät" untersagte, er verdächtigte auch Spener und dessen Absichten bei den Frankfurter Behörden selbst, indem er durch die mit ihm verbundenen Geistlichen die schmählichsten Verleumdungen der neuen Frömmigkeit und des Treibens ihrer Anhänger ausstreuen ließ. So geschah es, daß der Rath der Stadt über die Bewegung besorgt zu werden und dagegen einzuschreiten anfing. Ein adeliges Fräulein, das sich mit besonderer Hingebung der „Erweckung" widmete, und ein in gleicher Weise bestrebter Student wurden aus Frankfurt ausgewiesen, erlangten jedoch durch die Darlegung ihre Unschuld, daß der schon erlassene Befehl nicht zum Vollzuge kam. Spener ward von diesen Vorgängen auf das Schmerzlichste betroffen und wiederholte in

Digitized by Google

seinen Briefen aus jenen Tagen oftmals die ihm von einem gesinnungsverwandten Amtsbruder geschriebenen Worte: er habe keine giftigeren Leute kennen gelernt, die dem wahren Christenthume so zuwider gewesen seien, als die seines Ordens.

Allerdings aber kann nicht in Abrede gestellt werden, daß schon jetzt vielfältig Aeußerungen auftauchten, die das Bedenkliche einer phantastischen Gefühlserregung so vielen Spielraum gewährenden Richtung zur Erscheinung brachten und begründeten Widerspruch hervorrufen mußten. Die Erweckten fühlten sich gleichsam als Wesen für sich und suchten sich von ihren Mitmenschen als ihrem Seelenheile verderblichen Feinden abzuschließen. Wie wol Spener selbst sagt: Der Herr Jesus müsse ein armer König sein, wenn er keine anderen Genossen seines Gnadenreiches haben sollte, als die in den engen Grenzen der sogenannten lutherischen Kirche lebten, da doch seine Herrschaft sich über die ganze Welt erstreckte und er unter den vielen Zerstreuten allein, aber genau diejenigen kenne, welche wahrhaftig die Seinigen wären — so zogen seine Jünger theilweise die Grenzen doch noch enger, nur diejenigen als wahre Christen erachtend, die sich zu ihren Conventikeln hielten und die evangelische Kirche als ein „Babel" brandmarkend, welches alle Gläubigen verlassen müßten; wer darin verbliebe, der sei ein Schwach- oder Halbgläubiger. Die Pietisten „stellten sich der Welt, dem Werke Gottes, als einer von Gott abgefallenen und unrettbar verlorenen Masse widersächlich gegenüber." Alles, was das Leben im edelsten Sinne bereichert und vertieft, was es erst des Lebens werth macht, Kunst, Poesie und Wissenschaft, das galt ihnen als Verführung des Satans, von der man sich loszuringen habe, um die Seele einzig und allein in Gott zu versenken und die Herzen abzuscheiden von aller Creatur, „bis sie ausgehen und sich absondern und nichts Unreines mehr anrühren vermöge des klaren Befehles unsers Schöpfers und Erbarmers." Selbst die harmlosesten Freuden, die unschuldigen Gaben und Eindrücke der Natur wurden als Weltlust gerichtet; man durfte nicht lachen, nicht fröhlich plaudern, nicht laut sprechen, nur religiöse Reden führen, nicht spazierengehen, nicht des Blumenduftes noch des Vogelgesanges genießen, denn dergleichen Empfindungen und Beschäftigungen lenken

Digitized by Google

ab von dem Einen, was Noth thue, und der wahrhaft Fromme enthalte sich auch dieser „Mitteldinge," wie solche an sich erlaubte, weil von der Bibel nicht ausdrücklich verbotene Handlungen und Ergötzungen von den Kirchenvätern genannt werden. Dagegen harrte man der Wiederkehr des „tausendjährigen Reiches," der Wiederkunft Jesu, der eine tausend Jahre währende goldene Aera aufrichten und alle Menschen zu Einer Kirche um sich versammeln werde. Es war dies eine den messianischen Hoffnungen der Juden entspringenden Anschauung, die seit den ersten Jahrhunderten des Christenthums, von einzelnen Mystikern und Schwärmern verbreitet, sich durch das gesammte Mittelalter zog und durch die Pietisten von Neuem in Schwang gesetzt wurde. War doch selbst Spener nicht frei von derartigen chiliastischen Träumen und bekannte sich zu ihnen selbst noch auf seinem Sterbebette. Zugleich machten sich die Folgen der pietistischen Uebertreibung bereits in recht unliebsamer Weise bemerklich. Sie lieferten abermals den Beweis, wie fein die Scheidelinie ist, welche die religiöse Ueberschwänglichkeit von wirklicher Geistesverwirrung trennt, und wie leicht dergleichen Gefühlsschwelgerei zu sinnlichen Verirrungen, ja zu der ekelhaftesten Vermischung von inbrünstiger Andacht und wilder Fleischeslust führt. Schon liefen Erzählungen von „Verzückung, Gesichtern und unmittelbaren göttlichen Offenbarungen," mit denen namentlich die Frauenwelt begnadet worden sein sollte, durch ganz Deutschland. „Das meiste Aufsehen dieser Art" heißt es bei Wilhelm Hoßbach, Philipp Jacob Spener und seine Zeit. 2. Auflage. Herausgegeben von Gustav Schweder, Band 2 S. 16 und fgg., einem Werke, das wir für diesen Abschnitt unserer Darstellung mehrfach benützt haben, „erregte das Fräulein Rosamunda Juliana von der Asseburg aus einem adeligen Geschlechte im Magdeburg'schen, damals neunzehn Jahre alt, von denen, die sie näher kannten und öfter sahen, keiner Verstellung bezichtigt, sondern vielmehr gerühmt wegen ihres unschuldigen Wesens und wegen der ungemeinen Hoheit und Lieblichkeit, welche von ihrem blassen Antlitze strahlte. Diese behauptete von ihrem siebenten Jahre von Zeit zu Zeit besonders während ihres Gebetes wunderbare Gesichte, Erscheinung des Heilands in mancherlei Gestalten, Anfechtungen des Teufels und endlich große und geheime

Digitized by Google

Offenbarungen Gottes gehabt zu haben, die sich zumal auf den zukünftigen herrlichen Zustand der Kirche und auf das tausendjährige Reich bezogen."

Aehnlicher Offenbarungen erfreute sich ein Fräulein Johanna Eleonore von und zu Merlau, Hofdame einer Herzogin von Holstein-Sonderburg, geborenen Landgräfin von Hessen und später bei einer „vornehmen gottseligen Wittwe Baurin von Eiseneck, geb. Hinsbergerin" in Frankfurt am Main lebend. Früher schon auf einer mit ihrer Herzogin unternommenen Badereise nach Ems mit Spener bekannt geworden, ging sie auf dessen Bestrebungen mit schwärmerischer Begeisterung ein und verheirathete sich später mit einem Schüler desselben, dem damaligen herzoglich Holstein'schen Hofprediger Dr. Johann Wilhelm Petersen zu Eutin, der acht Jahre darauf, 1688, als Generalsuperintendent nach Lüneburg berufen ward. Petersen war eine ebenso überschwängliche Natur wie seine Frau und verlor sich mit ihr immer tiefer in das Labyrinth einer pfad- und grundlosen Mystik. Bei ihrem geringfügigsten Vorhaben, bei jedem häuslichen Geschäft zogen sie regelmäßig das Bibelloos, versenkten sich in die Apokalypse und entnahmen daraus und aus den Visionen des Fräuleins von der Asseburg, welches das Ehepaar zu sich herangezogen hatte, den bevorstehenden Beginn des tausendjährigen Reiches Christi auf Erden, den sie auf die Zeit von 1739 bis 1740 herausgerechnet zu haben meinten. Als Petersen den Eintritt dieser glücklichen Epoche, in der alle christlichen Bekenntnisse vereinigt und alle Heiden und Juden bekehrt werden würden, nicht allein mehr in seinen Hausandachten, sondern auch in seinen Predigten verkündigte, mußte er aus seinem Amte weichen und zog mit seiner Gattin bei Gönnern und Freunden, deren er allenthalben fand, in Deutschland umher, orakelnd und erweckend, bis sie sich unweit von Zerbst auf einem Gütchen zur Ruhe niederließen und dort ihr langes Leben beschlossen, nicht ohne daß jedoch Petersen bis an seinen Tod seine religiöse Schwärmerei in zahllosen Streitschriften zu vertheidigen fortfuhr.

Bei Anderen stieg die Erweckung bis zu körperlichen Paroxysmen. So bei einer jungen Thüringerin Anna Marie Schuchardt, die unter dem Namen der „Erfurter Liese" Gläubige und Un-

Digitized by Google

gläubige in Erstaunen setzte. Von Zeit zu Zeit sank sie in einen krankhaften Schlaf, „in dem sie in Versen von der Güte Gottes, von der großen Freude der Seligen, von der Qual der Verdammten, von einem bevorstehenden großen Sterben, von dem Herannahen des jüngsten Tages, vom tausendjährigen Reiche u. s. w. redete.“ Einmal überkam sie dieser somnambule Zustand in der Kirche, so daß sie während der Predigt fortwährend sang. Sowie die letztere geendigt hatte, hörte ihr frommer Gesang auf, um einer völligen Erstarrung der Verzückten Platz zu machen. In Quedlinburg am Harz hatte man zwei Wundermädchen auf einmal, Magdalena Elrich und Anna Eva Jakob. Beide trieben ihre Gottseligkeit so weit, daß sie gar Blut schwitzten. Die Erstere, in ihren Anfällen regungs- und empfindungslos, behauptete nachher, während dieser todesähnlichen Betäubung bei dem Heiland gewesen zu sein. Derselbe habe mit ihr geredet und sie, da sie weder Speise noch Trank zu sich nahm, mit seinem Blute genährt und getränkt. Die Letztere erzählte von unterschiedlichen Visionen, die sie geschaut; u. A. wollte sie die heilige Dreieinigkeit selbst gesehen haben. Dabei schwitzte und weinte sie zu drei Malen Blut, während sie das heranziehende Ende der Welt weissagte und die Menschen zur Buße ermahnte. Im benachbarten Halberstadt sahen sich Bürgerschaft und Behörden genöthigt, dem Unsinn ekstatischer Weiber ein Ziel zu stecken. Dort erging sich eine gewisse Anna Margaretha Jahn während ihrer Verzückung in den nichtswürdigsten Verläumdungen sämmtlicher Prediger des Ortes, ja sie dictirte eine Schmähepistel an ihren soeben verstorbenen Beichtvater, die dem Todten in die Hand gegeben werden mußte, um denselben wieder zum Leben zu erwecken, und hielt eine Jüdin bei sich im Hause, die, nach ihrer Versicherung demnächst den Messias gebären werde, worauf die Halberstädter Erweckten, Tag und Nacht in der Wohnung der Gottbegnadigten versammelt, natürlich mit sehnsüchtiger Spannung harrten. Verdientermaßen aber wurde das verrückte Weib schließlich unschädlich gemacht und nebst ihrem Seelenfreunde, einem aus Leipzig verwiesenen pietistischen Magister, aus Stadt und Land verwiesen. Damit es auch dem südlichen Deutschland an frommen Visionären und Weissagerinnen nicht gebreche, gebahrte sich im Württemberg-

Digitized by Google

schen eine Frau, Namens Christine Regina Bader als „Wiedergeborne" und Prophetin und erbaute die Erweckten Schwabens durch Verkündigung der ihr zu Theil gewordenen Offenbarungen — bis sie als Schwindlerin entlarvt und nach Gebühr bestraft wurde. Und noch an vielen andern Orten treffen wir auf Persönlichkeiten und Vorkommnisse, die uns darthun, bis zu welchem Grade insbesondere das weibliche Geschlecht bereits an der neuen religiösen Bewegung erkrankt war — fast überall klopfte schon der Wahnsinnn, hie und da selbst das Verbrechen an die Thür des Pietismus, Erscheinungen zeigend, die den Menschenfreund auf das Schmerzlichste berühren, deren wir aber doch mit einigen Worten zu gedenken haben. Wie wenig diese Ausschreitungen mit Spener's Grundgedanken, dem Streben nach einer alle Verhältnisse des Lebens erfüllenden und veredelnden Frömmigkeit übereinstimmten, bedarf keiner Darlegung. Andererseits ist indeß nicht zu verschweigen, daß die Milde, mit welcher jener dergleichen Ueberschwänglichkeiten zu beurtheilen pflegte, als Ausflüsse eines ungewöhnlich kräftigen Gnadendurchbruchs wol gar in Schutz nahm, den sectirerischen Unfug großziehen geholfen hat.

Inzwischen war Spener selbst, wie wir wissen, auf einen Boden verpflanzt worden, der ihm und wo er Anderen nicht zusagte, wo man sich daher des freimüthigen Sittenpredigers mit guter Art wieder zu entledigen suchte. Auf den Betrieb des Kurfürsten von Sachsen, der sich von seinem Oberhofprediger in einer auf die Dinge dieser Welt gestellten Lebensführung nicht beirren lassen mochte, erhielt Spener schon im Jahre 1691 einen Ruf an die Nicolaikirche zu Berlin, den er mit Freuden annahm, um der kurfürstlichen, bald königlichen Residenz an der Spree bis an seinen Tod (1705) als Propst und Consistorialrath anzugehören. Mit dem Anfange des neuen Jahrhunderts wurde der Pietismus die vorwaltende religiöse Richtung in den meisten deutschen Staaten, in Holland und im scandinavischen Norden, ebenso wol in Hof- und Adelskreisen, wie in Beamten- und Bürgerhäusern, überall aber sprießten auch schon seine wildesten Schößlinge empor. Ueberall sehen wir ihn die Geister zerrütten, überall Seelen und Sinne mit seiner weichlich-tändelnden, fromm-lüsternen Phraseologie ver-

Digitized by Google

giften, überall das unerquickliche Schauspiel gefühlsseliger Verhimmelung und trister Kopfhängerei. Bereits war selbst die Wissenschaft von ihm angekränkelt, nachdem er auf der im Jahre 1694 eröffneten Universität Halle an der Saale von der Lehrkanzel Besitz ergriffen hatte. Hier hatten zwei jener Leipziger Privatdocenten Professuren der Theologie erhalten, die, von Spener's Bestrebungen angeregt und befeuert, unter den Studenten einen Verein zu gründlicherem Bibelstudium, ihr Collegium philobiblicum, ins Leben riefen und demzufolge von der sächsischen Orthodoxie verfolgt und geächtet worden waren. August Hermann Francke und Paul Anton. Der Erstere derselben schuf die noch heute bestehenden weltbekannten Stiftungen seines Namens, das Waisenhaus, das Pädagogium und die mit letzterem verbundene Pensionsanstalt, die den Pietismus der aufwachsenden Jugend, der armen wie der vornehmen und reichen, in die Herzen pflanzten und dergestalt zu einem Hauptverbreitungscentrum der Erweckung gediehen. Halle wurde recht eigentlich die Universität des Pietismus, auf Jahrzehnte seine Burg, die noch jetzt nicht völlig gebrochen ist; von Halle aus eroberte er nach und nach sämmtliche der deutschen Hochschulen, bis ihm zuletzt selbst die beiden gewichtigsten Sitze der alten Buchstabengläubigkeit, Wittenberg und Rostock, nicht länger Widerstand zu leisten vermochten, von Halle trugen, mittelbar und unmittelbar, dort selbst gebildet oder doch von seinen Einflüssen beherrscht, rührige Glaubensboten die „Wiedergeburt" in die Welt hinaus, eine Anzahl mystischer Theosophen und nebelnder Schwärmer, die mit ihrer „Versiegelung," mit ihrem „neuen Dialekte von der Gnade und von dem Heiland" eine namenlose geistige und leibliche Verwüstung anrichteten. Unleugbar waren unter diesen Aposteln bedeutende, von ihrem Berufe durchdrungene, Gott aufrichtig suchende, dabei hochgelehrte Männer, wie z. B. jener Spener persönlich nahe stehende Gottfried Arnold aus Annaberg in Sachsen, der in seiner berühmten „Unparteiischen Kirchen- und Ketzerhistorie" die einzige wirklich literarische That vollbrachte, die der Pietismus geleistet hat, allein die Thor- und Tollheiten, welche die meisten von ihnen im Namen und unter der Firma der „Erweckung" in Scene setzten, sind nichtsdestoweniger kaum glaublicher Art und

Digitized by Google

konnten nicht verfehlen, daß der Widerwille und Abscheu, die jeder nur einigermaßen geistig gesunde Mensch gegen dergleichen mystischen Wust empfinden mußte, mehr und mehr auf die gesammte Bewegung übertragen wurden, die in ihrem ursprünglichen und eigentlichen Wesen einer solchen Verdammung doch keine Anhaltspunkte darbot.

Das gelobte Land dieser wirren Schwarmgeisterei wurden die Gegenden zwischen Lahn, Main und Rhein, wo, wie wir sahen, schon Spener selbst ein so fruchtbares Arbeitsfeld gefunden hatte, vor Allem jedoch der etwas nördlicher streichende Westerwald, bis nach Westphalen, in das Waldeck'sche und Lippe'sche hinüber — dort überstieg die pietistische Exaltation ihre denkbar höchste Stufe, dort waren es wiederum Frauen des ältesten deutschen Reichsadels, die sich als Hauptträgerinnen und „Pflegerinnen des absurdesten und heillosesten Separatismus und Muckerthums hervorthaten, dort feierte die religiöse Verrücktheit ihre greulichsten Orgien. Den Kern dieses vielbesprochenen Erweckungsschauplatzes bildeten die Grafschaften Sayn-Wittgenstein-Wittgenstein und Sayn-Wittgenstein-Berleburg, deren Herren seit der Reformation den kirchlichen Dingen mit Vorliebe ihr Interesse zuwandten und bereits um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts, ehe noch Spener seine Thätigkeit in Frankfurt begann, in der schönen Gräfin Elisabeth Charlotte sich einer frommen Hellseherin als einer der Ihrigen berühmen durften. Es ist ein rauhes Ländchen, von Felsen und Wäldern durchzogen und blos in seinen wärmeren Thälern für den Obstbau geeignet, mit Ausnahme der den Rhein berührenden Herrschaft Vallendar unterhalb Ehrenbreitstein. Als der Widerruf des Edictes von Nantes Tausende von französischen Reformirten aus ihrer Heimat schleuderte, wiesen die beiden Gräfinnen von Wittgenstein und von Berleburg, Anna Helene und Amalie Margarethe, Töchter eines der angesehensten hugenottischen Edelleute, François de la Place, Vicomte de Machaud, vertriebenen Landsleuten den in romantischer Umgebung an der Eder erbauten herrschaftlichen Hof Schwarzenau zum Asyl an. Später ward dieser auch anderen Religionsflüchtlingen zur schützenden Herberge und so die dem Strome des großen Verkehrs entrückte kleine Bergwelt nach und

Digitized by Google

nach das Refugium für eine bunte Musterkarte aller nur möglichen Glaubensschattirungen und Secten aus dem westlichen Deutschland. Da lebten mit- und durcheinander die in jenen Tagen sonst nie geduldeten Wiedertäufer, Pietisten, Inspirirte, Separatisten, friedlich oder unfriedlich, wie es eben kam, und ließen ihren religiösen Schrullen und Phantastereien ungestörten Lauf.

Wo hätten jene Schwärmer und Mystiker, von denen wir oben sprachen, für ihren Dunst und Spuk mithin eine bessere Stätte, wo ihren „Herzensstunden" und Gnadendurchbruchsmanipulationen geneigtere Gemüther finden können als auf dem also vorbereiteten Wittgenstein'schen Acker? Sie säumten denn auch nicht, in diesem Kanaan einzuziehen und es mit ihrer aberwitzigen Sectirerei zu erfüllen. An ihrer Spitze ein Secretär der Grafen von Solms-Braunfels, Klopfer geheißen, den wir für das bald in den gefährlichsten Ausbrüchen auflodernde Pietistenunwesen an Lahn und Eder zumeist verantwortlich zu machen haben. Als Geisteskranker im Schlosse Greifenstein bei Herborn eingesperrt, weil er sich selbst „das herrliche Haupt der Gläubigen genannt und behauptet hatte, weder er noch sein Kind würde jemals sterben, denn es sei keine Sünde mehr an ihnen," hatte der hirnverbrannte, aber entschiedene und energische Gesell trotzdem eine wunderbare Gewalt über die Seelen der Menschen. Sogar gelehrte Professoren der Theologie, wie Heinrich Horch, und hervorragende Geistliche, wie Johann Heinrich Reitz und Philipp Jacob Dilthey, gaben sich dem unseligen Schwärmer und Goldmacher völlig gefangen und erniedrigten sich zu Jüngern seines tollen Mysticismus, bis Horch zeitweise in förmliche Raserei verfiel und Dilthey sich bei Saßmannshausen im Wittgenstein'schen mitten im Forste eine Hütte erbaute und darin als Clausner lebte — zu seinem absonderlichen Ruhme bei den Erweckten und Wiedergeborenen des von Gott begnadeten Frömmigkeitsparadieses im Westerwalde.

Eine andere Reihe von Schwärmern kam aus der Schweiz nach den stillen Wittgenstein'schen Höhen und Gründen, als ihr Führer, ein junger Prediger aus Bern, Samuel König, der wegen seines Chiliasmus Kanzel und Amt hatte räumen müssen und nun zunächst in Hessen, im Verein mit Horch, seine separatistischen

Digitized by Google

Agitationen wieder aufnahm. In Cassel trat er zu einer „sehr gebildeten und selbst in der Cartesianischen Philosophie bewanderten" Hofdame, einem Fräulein von Callenberg, in nähere Beziehungen und erweckte sie „durch seine gottseligen Reden," so daß sie dem Hofe den Rücken kehrte und König aufforderte, auch ihre vier Schwestern, die bei dem Bruder, auf dem nahen Gute Rothwesten, lebten, zum wahren Christenthume und zur „ächten Absonderung" zu bekehren. Dies gelang dem „eifervollen Knechte des Herrn," weil aber jener Bruder für die neumodische Frömmigkeit keinerlei Neigung verspürte, vielmehr zwei ihrer Heiligen mit Schlägen züchtigen und nach Cassel ins Gefängniß abführen ließ, so flohen die vier wiedergeborenen Jungfrauen in Bauernkleidern bei Nacht und Nebel aus dem Hause, um gen Thüringen zu wandern, und stießen an der Werra zu der übelberüchtigsten der damaligen Sectirerbanden, mit der sie sich gemeinsam nach dem Freihafen von Berleburg begaben. Hier war mittlerweile auch Samuel König glücklich eingelaufen und hatte mit den erleuchteten Gräfinnen von Wittgenstein den Bund innigster christlicher Freundschaft geschlossen, bei denen bereits der schwärmerischeste aller dieser pietistischen Schwärmer seiner Zeit, Ernst Christoph Hochmann von Hochenau, die Gnade zum Durchbruche gebracht hatte.

Der frommen Gräfinnen von Wittgenstein verzeichnet die Kirchengeschichte eine erkleckliche Zahl; wir haben hier vorwiegend nur die vier noch unvermählten Töchter des Grafen Gustav von Wittgenstein und jener französischen Hugenottin Anna Helene de la Place, Amalia, Anna Sophie, Henriette und Louise, ins Auge zu fassen, nicht mehr jugendliche, doch wie es scheint, noch sehr liebebedürftige Schönen. Sie wohnten mit ihren Eltern zu Marburg in Hessen, da der Vater, als Verschwender erklärt, die Herrschaft an seinen ältesten Sohn Heinrich Albrecht hatte abtreten müssen, kehrten aber nach Wittgenstein zurück, als hier, aus finanziellen Rücksichten, der Duldung anderswo verjagter Separatisten und Religionsnarren immer breitere Grundlage gegeben, als verlassene Jagdschlösser, einsame Höfe und Mühlen im Walde „geistlichen Abenteurern und ausgewiesenen Pastoren" gegen gutes Geld und baare Vorschüsse eingeräumt wurden und nun im Wittgenstein'schen eine Muckerei

Digitized by Google

anhob, die das Land im ganzen deutschen Reiche einerseits als den Idealstaat der Gewissensfreiheit, andererseits als Spott- und Schreckbild, fast überall als Fabel erscheinen ließ. Eine seltsame Gesellschaft, die sich hier vereinigt hatte! Reitz, Dilthey, König, Hochmann und mehrere Andere ihres Schlages wirkten und gaukelten, predigten und weissagten zumal und „verrichteten Dinge" — so schreibt Graf Heinrich Albert an seinen Bruder August, den Obermarschall des Kurfürsten Friedrich's des Dritten von Brandenburg, in Berlin — „die so göttlich und wunderlich sind, daß sie mit keiner menschlichen Vernunft zu begreifen, viel weniger zu beschreiben, und scheint es, daß Gott der Allmächtige eine große Veränderung und etwas Sonderliches vorhat — — — — Möchte nichts mehr wünschen, als daß Ihre Kurfürstliche Durchlaucht von Brandenburg und andere gottselige Herren einmal Herrn Hochmann sehen und sprechen möchten und dessen Kraft betrachten und alsdann urtheilen, so bin ich gewiß, Sie würden glauben, Buße thun und ihr Leben ändern und dies Gotteswerk helfen befördern und unterstützen; denn es unmöglich ist, sich Gott nicht zu ergeben, wenn man dieser Leute Kraft höret, siehet und zu Herzen nimmt."

Außer unsern vier erweckungsdurstigen Schwestern zog namentlich der große Magnet Hochmann, der unvergleichliche Heilige, der „nach dem Vorbilde seines Herrn sogar vierzig Tage in der Wüste zu fasten versuchte und sich der strengsten Fleischesabtödtung befleißigte," noch manche andere adelige Damen nach Berleburg und Schwarzenau, die mit ihrem Propheten, der schon in Halle wegen seines „gröblichen, pietistischen Unfugs" eingekerkert worden war, das Leben der ersten Christengemeinden zu wiederholen vorgaben. Sie ließen sich in rohgezimmerten Waldhütten und versteckten Eremitagen nieder, sprachen nur mit den Worten der Bibel, laborirten emsig nach dem Steine der Weisen, gingen gleich Gespenstern von Kopf bis zu Fuß in weißlinnenen Gewändern einher, hatten unter sich Gütergemeinschaft errichtet und waren dem Herrn und ihren „theuern Brüdern" mit inbrünstiger Liebe zugethan — ihre Gegner erzählten, wol in gehässiger Uebertreibung, von „paradiesischer Ursprünglichkeit," die bei ihnen herrsche — bis das Feuer der Erweckung so heiß entbrannte, daß es nicht blos die herkömmliche gesellschaftliche Sitte,

Digitized by Google

sondern auch die Sittlichkeit schädigte. So befand sich unter den gottseligen Weibern eine Zeit lang die Gräfin Christiane Louise von Leiningen-Westerburg, die ihrem Gatten, einem sachsen-gothaischen Obersten, davongelaufen war und sich mit einem aus Detmold entwichenen Pfarrer Bierbrauer zusammengethan hatte, einem thätigen Verkündiger von Hochmann's ruchlosen Theorien von der Ehe, mit welchem letztern das abenteuernde Paar nachmals in Hannover dem Strafrichter in die Hände fiel. Auch mehrere andere der „lieben Seelen" gingen mit ihren gottseligen Herzensberathern auf und davon. Gräfin Sophie von Wittgenstein, obschon bereits den Vierzigern nahe, heirathete einen frühern Bartscheerer und gräflichen Lakaien, der sich allmählich zu einem Matador der Wiedergeburt heraufgebetet hatte, ihre Schwestern Henriette und Louise folgten ihrem Beispiele und die älteste der erleuchteten Vierzahl, nach dem Tode der Mutter wieder in Marburg hausend und beständig von einem Schweife von „Quäkern und Schwärmern" umringt, unterhielt mit einem sectirerischen Studenten ein so anstößiges Verhältniß, daß sie und ihr Geliebter vom Landgrafen von Hessen festgesetzt wurden. Als man hierauf den jungen Mann aus dem Lande wies, eilte das alternde Fräulein dem Menschen nach und zog mit ihm nach Holland, der großen Separatisten- und Conventiklerfreistatt, wo sie zu Rotterdam in Noth und Elend verdorben und gestorben ist.

Als den heftigsten, mitunter wol ungerechten und eigennützigen Feind der erweckten Schwestern erwies sich ihr eigner Schwager, Graf Karl Gustav von Sayn-Heddesdorf. Er beschwerte sich bei dem Reichsfical von Emmerich zu Wetzlar: „daß Graf Heinrich Albrecht die weltbekannten im Wiedertauf lebenden fanatici hege, — — — deren Rottenmeister Wittgenstein'sche Gräfinnen und Andere zu deren unauslöschlichstem Schandfleck verführet und geehelichet" und verlangte die „Ausweisung dieser Vagabunden und canailleusen Familienschänder, wie auch die Ausstreichung der vier Gräfinnen, weil sie sich an weltbekannte fanaticos gehangen, aus dem Geschlechtsregister, damit sie als nicht existirend behandelt würden." Diese Schwärmer, fährt er fort, „leben wirklich in Hintansetzung der hochheiligen Sacramente, Verdammung des ordentlichen Predigtamtes, Umstoßung aller göttlichen und menschlichen

Digitized by Google

Ordnung, obrigkeitlich christlichen Verfassung der Kirchen, Republiken und Polizeien, und scheinen in summa in Allem Johann von Leyden's, Knipperdolling's, Thomas Münzer's Historie von Neuem spielen zu wollen. Viele Leute leben in schändlicher Verachtung des hochheiligen Sacramentes der Taufe, nennen es höchstlästerlich nur ein Waschwasser, tragen daher auch keine Scheu, es zu renoviren und heißen das hochheilige Nachtmahl ein Schweingelag und Kalteschale, so man von Brod und Wein nur im Maule macht." Aus aller Welt, „von Halle, aus Hessen, aus der Pfalz, aus der Schweiz, aus England und Holland seien diese Pietisten, Wiedertäufer, Quäker und Mennonisten, die sich in die Häuser schlichen und Weiblein gefangen führten, zusammen rottirt. Die Gräfinnen aber hätten sich an diese leichtfertigen, ihr Amt hintansetzenden Predigers- und Feldscheersgesellen, Landstreicher, verdorbenen und Arbeit scheuenden Studenten, Handwerks-, auch Acker- und Pferdeknechte und desgleichen unordentliche und liederliche Gesellen gehängt. Sie beständen nunmehr aus vielen hundert Familien und hätten die gesammten Berleburg'schen und Wittgenstein'schen Lande angefüllt. Allein zu Schwarzenau und Elsoff seien über dreihundert und im Berleburg'schen nicht viel weniger Familien u. s. w. u. s. w." Die Schwestern sowol wie Graf Heinrich Albrecht replicirten, in manchen Stücken den Ungrund der Anklage darthuend, die Verhandlungen an dem sprüchwörtlich bedächtigen Reichskammergericht währten daher mehrere Jahre hindurch, bis endlich 1719 ein Befehl wider die den Sectirern gewährte Duldung erging und 1720 ihrer gegen zweihundert, von Glaubensgenossen aus Crefeld verstärkt, nach Amerika auswanderten. Zehn Jahre danach erschien Graf Zinzendorf im Westerwalde. Mit seinem Auftreten nahm eine zweite Epoche der Erweckung an den Ufern von Eder und Lahn ihren Anfang, und abermals wußten die „Stillen im Lande" ihre Stimme recht laut und aufdringlich zu erheben.

Noch viel ärgerliche und ruchlosere Scenen, als die eben geschilderten, aber spielten sich in dem Schwarzenau angrenzenden Waldthale von Saßmannshäusen ab. Hier, auf einem gräflichen Hofe, tobte ein pietistischer Hexensabbath, so schmutzig in seinen Greueln und Theilnehmern, daß wir ihn nur nennen, nicht beschreiben

Digitized by Google

können. Es war jenes oben angedeutete scheußliche Amalgam religiöser Ueberspannung und unzüchtiger Wollust, das dem Muckerthum, dem katholischen wie dem protestantischen, bis zur heutigen Stunde sein Charakterbrandmal aufstempelt. Sind doch dergleichen Excesse oft genug das Ende vom frommen Liede, wie das leider so zahlreiche Blätter der Geschichte, so viele Nummern unserer Zeitungen lehren. Die den verschiedenartigsten Separatisten und Schwärmern vom Grafen Heinrich Albrecht von Wittgenstein geschenkte Gunst und Förderung, hatten im Jahre 1702 auch ein aus siebenzig und einigen Köpfen bestehendes Sectirerhäuflein aus dem Hessischen an die Gestade der Eder gelockt, dasselbe fahrende Gesindel, mit dem sich die aus Rothwesten entwichenen Fräulein von Callenberg vereinigten, die „Rotte der Hofmeisterin" aus Eisenach, oder, wie sie bei ihrem Anhange hieß, der „Mutter Eva." Ein Sprößling des hessischen Adelshauses von Buttlar, im Jahre 1670 zu Eschwege geboren — sie behauptete: „übernatürlich und wunderbar und darum sonder Sünde gezeuget" — wurde Eva nach dem frühzeitigen Tode ihres Vaters am Hofe von Eisenach erzogen und vermählte sich daselbst mit dem herzoglichen Pagen-, Hof- und Tanzmeister Jean de Vésias, einem französischen Refugié. Wie so vielen unklaren Geistern jener Tage, verdrehten die Schriften Arnold's, Horch's, Klopfer's ꝛc. auch ihr den Kopf und trieben sie der ausschweifendsten Pietisterei in die Arme.

Schon in Eisenach hielt die tolle Frau stark besuchte Conventikel, verließ nach zehnjähriger Ehe ihren Gatten, um mit andern Männern in schamloser Liederlichkeit umherzustreifen, und stiftete dann zu Allendorf in Hessen eine eigene christliche Gemeinschaft, eine nach englischem Muster zugeschnittene „philadelphische Societät," deren Cultus sich allmählich nur aus Acten ungezügelter Wollust zusammensetzte. In Erfurt, wo der lasterhafte Schwarm sich einnisten wollte, jagte ihn der Magistrat alsbald ohne Umstände wieder hinweg, und nun ging die Bande über Frankfurt und Usingen, wo das gegen sie laut werdende „Geschrei arger Unzucht" sie auch nicht Fuß fassen ließ, nach dem viel gepriesenen Wittgenstein, vorerst nach einer einsamen Glashütte unweit des Städtchens Laasphe, darauf nach Saßmannshausen. Dies letztere wurde zum Haupttheater

Digitized by Google

des verbrecherischen Wesens der Gesellschaft, in dessen Einzelheiten wir uns, wie bemerkt, nicht vertiefen können; bezeichnete es doch eine Auflösung aller Bande von Zucht und Sitte, die um so entsetzlicher war, als sie Religion und Glauben zu Flagge und Deckmantel nahm, als die grauenhaftesten Ausschweifungen von „frommen Herzensergießungen und biblischen Redensarten" begleitet und bei der herrschenden Gemüthsstimmung der Zeit so viele schwache Seelen in die Strudel der trüben Fluth hinabgerissen wurden.

Wie gottlos die Wirthschaft war, die Mutter Eva, deren liebeheißes Herz seine Gluth nicht zu stillen vermochte, mit ihren Freunden im Wittgenstein'schen aufschlug, erhellt schon daraus, daß einer der wärmsten Vertheidiger selbst maßloser pietistischer Auswüchse die Schandthaten der Buttlar'schen Rotte nur in lateinischer Sprache zu berichten wagt — Schandthaten von der schlimmsten Beschaffenheit jener Kategorie von Verbrechen, welche die heutigen Criminalgerichte mit Ausschluß der Oeffentlichkeit zu verhandeln pflegen — und daß sogar der tolerante Graf Heinrich Albrecht das strafbare Treiben der „philadelphischen Societät" nicht länger ruhig mitansehen mochte. Er ließ deshalb die ganze Schaar dieser Erweckten am 20. November nach Laasphe hinter Schloß und Riegel bringen und ihr den Proceß machen. Die heilige Mutter nebst den beiden bevorzugten ihrer vielen „liebenden Brüder" und einige Andere entkamen indeß dem Kerker und begannen ihre Wüstenei von Neuem, zunächst in der Gegend von Wetzlar, dann zu Lüde bei Pyrmont, wo ein gewisser Johann Georg Appenfeller, auch Leander geheißen, den die „neue Eva" mittlerweile wirklich geheirathet hatte, zum „Haupt und Herrn über die Gemeinde, als ihr Erlöser und Heiland" eingesetzt wurde, während Eva's eigentlicher Herzensfreund, Justus Gottfried Winter, ein verdorbener Studiosus der Theologie, mittels einer Mütze aus Papier die Würde eines „Oberpriesters und Bischofs" der Gemeinde überkam. In Paderborn von Neuem dem Gefängnisse überantwortet und zu Staupenschlägen und ewiger Verbannung verurtheilt, wußte Eva noch vor der Execution sich wiederum aus dem Staube zu machen. Sie wandte sich jetzt mit einem ihrer Societätsgenossen nach Holstein und soll dort leidlich vernünftig geworden und „in Ehre und Ansehen" zu Altona gestorben sein.

Digitized by Google

Die Wittgenstein'schen Vorgänge, die der große Bekämpfer des Aberglaubens, Christian Thomasius, zur Belehrung und Warnung ans Licht gezogen und „in unverhüllter Vollständigkeit" veröffentlicht hat, waren ein harter Schlag für die Erweckung, ein tiefer Schmerz für den edlen Spener, der die Greuel der Buttlar'schen Rotte zum größern Theile noch erleben sollte. Trotz dieser ihrer Giftfrüchte aber darf dem Gedanken des Pietismus der Ruhm seiner weltgeschichtlichen Bedeutung nicht verkümmert werden — er leistete das Rechte zur rechten Zeit. In einem tiefen und allgemeinen Bedürfnisse der Gemüther wurzelnd, brach er die Tyrannei eines erstarrten und geisttödtenden Kirchenthums und labte die lechzenden Herzen aus dem frischen Quelle des Lebens und der Liebe. Darum wird das Andenken seines reinsten Apostels bis auf späte Geschlechter hinab ein gesegnetes bleiben, auch bei denen, die sich darüber freuen, daß er einer freiern Bildung, einem von allen theologischen Schranken entbundenen weltumfassenden Humanismus das Feld hat räumen müssen und das Rad der Geschichte unerbittlich über die Anläufe hinweg geht, mit denen er da und dort noch sein Dasein und seine Herrschsucht zu erweisen trachtet. Die theologische Stimmung, welche die deutschen Seelen durch Jahrhunderte erfüllt hat, gehört für immer der Vergangenheit an, und alle Päpste und Bischöfe, alle Pastoren und Synoden werden sie nicht wiederbringen — den Ausgang des großen „Culturkampfes," den die Gegenwart kämpft, nicht zweifelhaft machen können.

(Vergl. Max Goebel, Geschichte des christlichen Lebens in der rheinisch-westphälischen evangelischen Kirche. Band 2; Hermann Hettner, a. a. O. 3. Theil; F. W. Barthold, Die Erweckten im protestantischen Deutschland während des Ausgangs des 17. und der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts I. in Raumer's historischem Taschenbuch. 3. Folge. 3. Jahrgang; W. Heßbach, a. a. O., Karl Biedermann, a. a. O. 2. Band. 1. Theil.; H. Scheube, Aus den Tagen unserer Großväter ꝛc.)

Digitized by Google

Fünftes Capitel.

Die deutschen Höfe zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts. Adel und Bürgerthum. Fürstinnen und Edelfrauen. Mutter und Tochter: Kurfürstin Sophie von Hannover und Königin Sophie Charlotte von Preußen.

I.

Als das deutsche Kaiserthum zu sinken begann, die Fürsten in endlosen Kämpfen sich gegenseitig zu Grunde richteten, der Adel in der Zügellosigkeit von Faustrecht und Stegreifritterthum moralisch und materiell verfiel, kam das deutsche Bürgerthum empor. Die Reichsstädte, Nürnberg und Augsburg, Frankfurt am Main und Köln am Rhein, Straßburg und Ulm, die Plätze des Hansabundes, Lübeck und Hamburg, Danzig und Bremen, Braunschweig und Magdeburg, wurden die Brenn- und Mittelpunkte der deutschen Geistesbildung, der feinen Sitte und Geselligkeit, wie sie die Emporien des deutschen Geld- und Handelsverkehrs waren und dem Reichsoberhaupt oft genug seine Räthe und Geschäftsführer, noch öfter seine Retter in finanziellen Bedrängnissen lieferten. Bürgerliche Gelehrte saßen in den Ministerien der Fürsten und leiteten die diplomatischen Versammlungen, die Doctoren der Rechtskunde standen im Adelsrange. Die Reformation gab dem Bürgerthum eine noch höhere Geltung: sie stellte Männer des Bürgerstandes an die Spitze der nationalen Bewegung und verhalf auch mehr als einer seiner Frauen und Jungfrauen zu geschichtlichem Namen.

Hundert Jahre später hat der deutsche Bürger nicht blos seine staatliche Bedeutung, er hat auch seinen innern Kern und sein Selbstbewußtsein, das Gefühl seines Werthes und seiner Aufgabe verloren, er ist nicht mehr der Träger des nationalen Geistes. Von der Noth einer furchtbaren Zeit erdrückt, liegt er krank und matt, dumpf und stumpf am Boden, ohne Empfindung für den

Digitized by Google

politischen Jammer eines Vaterlandes, das ihm so wenig mehr zu bieten vermag, mit dem Reste seiner Kraft sich höchstens zu einer schwächlichen Nachäffung der oberen Classen aufraffend, die ihrerseits schroffer denn je sich von Allem absperren, was in ihrem Sinne nicht „geboren" ist, was zum Volke, oder, wie sich ihr Hochmuth ausdrückt, zum „Pöbel" zählt. Der westphälische Frieden hat die einzelnen Reichsstände souverän gemacht, die Fürsten zu Sonnen, in deren Strahlen sich Jeder wärmen will, um die als Trabanten kreist, wem adeliges Blut in den Adern rinnt, zu denen der Bürger in Demuth und Bewunderung emporschaut, von deren Glanze beschienen zu werden selbst den Mann der Wissenschaft, den Künstler, den Poeten ein Gegenstand rühmlichen Ehrgeizes dünkt. Das Leben der Nation ist mehr und mehr zum Hofleben verdorrt und verschränkt; in den Höfen haben wir die Physiognomie der Epoche zu studiren, um die Höfe krystalliren sich Staat und Gesellschaft, Bildung und geistiges Streben, an den Höfen müssen wir vorerstlich auch die Frauengestalten suchen, die den Charakter der Zeit typisch zur Erscheinung bringen, jene Frauen, die durch Stellung und Einfluß, durch Handlungen und Schicksale historisch geworden sind, deren Lebensgeschichte zugleich die allgegemeine Geschichte ihres Zeitalters illustrirt. Denn was man manchmal wol „die Welt," die große oder feine Welt, zu nennen pflegt, ist außer und neben den Höfen noch nicht vorhanden, überhaupt aber sind in Deutschland die Frauen selten, die, nicht fürstlichen Geschlechtes, aus der Stille des engumgrenzten Hauses in die Oeffentlichkeit hinaus treten, um, wie in Frankreich, der Mode und Gesittung, dem Wissen und Können, der Gesellschaft und sogar dem Staate den Ton anzugeben, Kunst und Literatur unter ihre Fittige zu nehmen, die Weltanschauung der Zukunft vorzubereiten und großzuziehen. Königinnen des Salons, die mit leichten Fingern die Knoten der Geschichte schürzen und lösen, gab es in Deutschland kaum, weil der Salon selbst sich bei uns nur kümmerlich akklimatisirte, weil die in jenen Tagen allgemein noch sehr bildungsarme deutsche Frau sich blos in der Familie mit Freiheit und Behagen bewegte und an der Zucht des altnationalen Familienlebens um so strenger festhielt, je weiter, nach dem Vorgange

Digitized by Google

Frankreichs, die der Lockerung der Familienbande entspringende Frivolität und Sittenverderbniß von oben herunter um sich griff. Diese Beschränkung des deutschen Frauenlebens gedieh dem Volke zum reichen Segen; sie hütete ihm den Familiensinn und wirkte in der Folge wieder heilend und stärkend nach oben hinauf, wenn sie andrerseits freilich auch verhinderte, daß aus der deutschen Frauenwelt so viele blendende Figuren, so viele öffentliche Charakter, so viele geschichtliche Namen hervorschimmern wie aus der französischen. Beneiden wir unsere Nachbarn indeß nicht darum; sie haben mit dem Lichte auch tiefe Schatten in Kauf nehmen müssen, die uns, zum Theile mindestens, erspart geblieben sind.

Zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts waren fast alle deutschen Fürstenhöfe je nach ihren Kräften bereits im Versailler Stile zugeschnitten und wirthschafteten in dieser Hingebung an fremdländisches Wesen, an fremdländische Ueppigkeit und Ausschweifung, in dieser Verschwendung und Genußsucht durch mehrere Generationen, selbst dann noch, als die Anregungen Friedrich's des Großen die Zeit mit einem gediegnern Inhalte zu erfüllen begannen, als das deutsche Bürgerthum aus seiner Erschlaffung und Verkommenheit wieder erstand und seine Sittlichkeit und tüchtigere Bildung den endlichen Sieg davon trugen über die Immoralität und Oberflächlichkeit der aristokratischen Kreise, die neue Culturphase eröffnend, welche die Gegenwart ihren Zielen zu nähern bestrebt ist. Während sich aber in Frankreich der höfische Prunk, der Lust- und Liederlichkeitstaumel wesentlich nur in einem einzigen Punkte concentrirte, sehen wir in Deutschland den Unfug an einigen hundert Orten zugleich auftauchen, die oft nur wenige Stunden von einander abliegen, und dergestalt das ganze Land mit ihrer Fäulniß durchziehen. Fast überall wiederholt sich das nämliche leidige Schauspiel: verschwenderische Fürsten, die alle nur erdenkliche Genüsse bis zur Hefe erschöpfen; feile Edelleute, die servil den frevelhaftesten Lüsten ihrer Herren schmeicheln und nach unten brutal sich über Rücksichten hinwegsetzen; gemeine Günstlinge, die sich von Lakaien zu Paschas aufgeschwindelt haben — wie u. A. jener berüchtigte Graf Hennicke, des Kurfürsten von Sachsen und Königs von Polen August des Dritten Minister, der in der Livree

Digitized by Google

des Herzogs von Sachsen-Zeitz seine Taugenichtslaufbahn antrat — und mit despotischer Willkür Hof und Beamte, gelegentlich Serenissimus höchstselbst in Schrecken halten; Schriftsteller und Professoren, die notorisch verächtlichen Fürsten gegenüber öffentlich aussprechen und drucken lassen: „daß die Magnificenz einem Fürsten nothwendig, da er der Statthalter Gottes sei, Gott aber seine Magnificenz in allen äußerlichen Werken zu erkennen gebe.“ Bürger, die mit Sclavengeduld die wegwerfende Geringschätzung ertragen, mit der sie von den höheren Ständen behandelt werden, oder, jedes sittlichen Stolzes bar, den Ausschweifungen ihrer Regenten wol bewundernd zujubeln, als einem Zeichen der Macht und des Glanzes ihres Heimatstaates, gleich jenem Handwerker in einer deutschen Residenz, von dem Karl Friedrich von Moser in seiner Schrift: „Der Herr und der Diener“ erzählt, daß er, als er einmal das neu vermählte fürstliche Paar an seiner Werkstatt vorüber fahren sah, voller Vaterlandsbegeisterung seinen Gesellen zugerufen habe: „Nun fehlt unserm lieben Fürsten nichts mehr als eine schöne Maitresse!“ (Vergl. Bruno Bauer, Geschichte der Politik, Cultur und Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts I. S. 114.)

In wie weit sich auch die Frauen des Adels der unsere Höfe schändenden Zucht- und Sittenlosigkeit mitschuldig machten, davon weiß der bekannte Baron von Pöllnitz in seinen „Memoiren“ und zumal in seinem: „La Saxe galante“ manch merkwürdiges Stücklein zu verzeichnen, das man für erfunden, oder doch für stark übertrieben halten möchte, ließe sich denken, daß der Berichterstatter seine eigene Kaste muthwillig noch schwärzer gefärbt habe, als sie sich in Wirklichkeit zeigte. Jedenfalls war es nicht jene von ihm erwähnte Frau von Dieskau allein, die es sich zur Ehre schätzte, daß ihre Tochter das begehrliche Auge des Souveräns auf sich lenkte, und, natürlich gegen angemessenen Entgelt, dafür Sorge trug, daß das junge Fräulein den allerhöchsten Gefühlen und Wünschen gehörig zu entsprechen wußte; ebenso wenig wol nur jene Reichsgräfin von alterlauchtem Namen, die ihre Tochter schalt, sich dem Monarchen nicht gefällig genug erwiesen und dadurch das Glück, zu seiner Geliebten erhoben zu werden, leichtsinnig verscherzt zu haben. Zwar scheint in der Schule der Auguste und

Digitized by Google

ihrer Flemming, ihrer Sulkowsky und Brühl der sächsische Adel, ohnedies vielleicht träger, weichlicher und hochfahrender als seine Standesgenossen im übrigen Deutschland, zu einer wahrhaft absoluten Freiheit von sittlichen Bedenken vorgedrungen zu sein, so daß seine Frauen und Töchter weit und breit im Verrufe standen; viel besser war es indeß anderwärts auch nicht. In Wien, wo der Hof selbst, in dem Bewußtsein seiner politischen Stellung und seinem Antagonismus gegen Frankreich der von diesem ausgehenden Frivolität und Leichtfertigkeit sich zu erwehren suchte und in seiner feierlichen spanischen Etikette allen neuen und beweglicheren Elementen zudem fast unnahbar war, hielt man es nichts destoweniger für guten Ton, daß jede Dame von Rang neben ihrem Gatten einen erklärten Liebhaber hatte, der von jenem ausdrücklich anerkannt war, so daß noch gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts „jede artige Frau ihre Einsamkeit (boudoir) besitzt, wo ein Gemahl von Lebensart nie eindringt, und nur ihr Liebhaber du jour sie zu stören Erlaubniß hat." (Vergl. Sonnenfels bei Karl Biedermann a. a. O. II. 1. S. 128.) In Stuttgart und Ludwigsburg, in Mannheim wie in München und in Karlsruhe wuchsen Verschwendung und Entsittlichung mit den Anstrengungen der Fürsten, ihre Staaten aus territorieller Beschränktheit in den Rath der europäischen Monarchien einzuführen.

Daß auch deutsche Fürstinnen wol in dem moralischen Sumpfe ihrer Zeit und Umgebungen untergingen, davon finden wir in den oben des Nähern gedachten Briefen der offenherzigen Elisabeth Charlotte von Orleans manches recht unerfreuliche Beispiel, manchen nicht wieder zu gebenden Zug, im Ganzen blieben dies jedoch immer vereinzelte Ausnahmen und die Schuldigen meist nur Mitglieder minder hervorragender Häuser. Wol aber sehen wir die Frauen gerade mehrerer unserer ausschweifendsten Souveräne, wie u. A. die Gemahlin August des Starken von Sachsen, Christine Eberhardine, Tochter des Markgrafen von Brandenburg-Culmbach, dem französisch-prunkhaften und liederlichen Treiben ihres Gatten die Gewohnheiten deutsch-bürgerlicher Ehrenfestigkeit gegenüber stellen und sich freiwillig aus der lasterschweren Glanzsphäre des Hofes verbannen. Unstreitig hochachtbare Erscheinungen, aber weder

Digitized by Google

durch Geist und Bildung, noch durch Körpervorzüge und Anmuth hervorleuchtend, wenig dazu angethan, die Neigung von Männern zu fesseln, die im Gefühle ihrer souveränen Machtvollkommenheit sich über jedwedes Gebot von Moral und Gewissen erhaben wähnten und bei den durch Schönheit und Liebreiz, durch alle Künste der Koketterie verführerischesten Frauen in ihren Wünschen nur selten einmal auf ernsten Widerstand stießen; ohne Einfluß auf Gang und Gepräge der Zeit, in der sie lebten. Die Buhlerinnen ihrer Eheherren, so verwerflich ihr sittlicher Charakter auch sein mag, sind noch heute von mehr oder minder geläufigen Namen, mit der Zeitgeschichte unzertrennlich verwoben, ihre eigenen Spuren hingegen längst schon verweht, höchstens noch auffindbar in den Privatarchiven ihrer Familien, in einzelnen Erinnerungen an den Stätten, wo sich ihr Dasein in stiller Duldung und Resignation traurig und eintönig abspann, während ringsum ein ewiger Wechsel von Zerstreuungen und Lustbarkeiten, von Festen und Genüssen die Welt mit Lärm und Staunen erfüllte und durch die beeiferten Federn von Hofpoeten und Hofhistoriographen zur Kenntniß späterer Menschenalter kam.

Anders ist es mit den beiden Fürstinnen, von denen auf den nachfolgenden Blättern die Rede sein wird. An geistiger und geschichtlicher Bedeutung um Kopfeslänge die Männer überragend, deren Throne sie theilen, zählen sie, Mutter und Tochter, mit Recht nicht blos unter die berühmten Frauen ihrer Tage, sondern zu den unvergeßlichen Zierden ihres Standes und Geschlechtes, vornehmlich die letztere, wie wol auch ihr Andenken im Herzen des Volkes nicht die tiefen Wurzeln zu schlagen vermochte, wie das jener andern deutschen Frau, die nach ihr dieselbe Krone trug, sie, welche das ganze Deutschland als seinen Schutzgeist, als das edelste Sinnbild seines Frauenthums verehrt. —

Es war ein an Kindern, doch nicht minder an schwerstem Misgeschicke reiches Haus, das Haus des Kurfürsten Friedrich's des Fünften von der Pfalz, der, um sich einen einzigen kurzen Winter hindurch mit Böhmens Königskrone zu schmücken, die Kur und seine herrlichen Erblande am Rhein und Neckar preisgab und, mit der Reichsacht belegt und sogar steckbrieflich verfolgt, im Lande umher-

Digitized by Google

irrte, bis er, fast ein Bettler, 1632 seine freudlosen Tage zu Mainz beschloß, noch nicht sieben und dreißig Jahre alt. Seine Gemahlin, Elisabeth, Tochter Jacob's des Ersten von Großbritannien und Irland und Enkelin der Maria Stuart, hieß einst die „Perle von England," nach zeitgenössischem Urtheil ein Ausbund von Schönheit und Liebreiz, noch anmuthprangender als ihre unselige schottische Großmutter. Gleich ihrem Gemahl auf äußere Repräsentation gestellt, machte sie ihren Hof in Heidelberg zu einem Wunder von Pracht und Luxus, das schier die Kaiserburg zu Wien überbot, besaß aber auch die gelehrten Liebhabereien und Kenntnisse ihres Vaters, dabei einen männlichen Geist und brennenden Ehrgeiz. Sie ist es zumeist gewesen, die ihren Gatten anfeuerte, das ihm angetragene Danaergeschenk des böhmischen Thrones anzunehmen, indem sie ihm spöttisch bemerkte: „Habe er keinen Muth, sich eine Krone auf's Haupt zu setzen, so hätte er auch nimmermehr eine Königstochter freien sollen," sie ist dem unglücklichen Manne jedoch als treues Weib auch in das Elend der Verbannung gefolgt, erst nach Schlesien und Brandenburg, dann nach Holland, oftmals bittern Mangel mit ihm erleidend. In London starb sie im Jahre 1622, nachdem sie, wie behauptet wird, mit dem sogenannten blauen Cavalier, Lord Craven, eine zweite, heimliche, Ehe eingegangen war.

Ihren Sohn Karl Ludwig, der durch den westphälischen Frieden die Kur mit der Unterpfalz wieder erlangte, haben wir bereits kennen gelernt — er war der Vater der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans. Ein andrer ihrer Söhne, Prinz Ruprecht, wurde ein tapfrer Soldat und Viceadmiral von England, auch Naturforscher und Entdecker eines nach ihm bezeichneten Minerals, des Prinzenmetalls. Ihre Tochter Elisabeth hatte von der Mutter die Lust an wissenschaftlichen Bestrebungen geerbt; schon als Kind war sie in sechs Sprachen bewandert. Später wandte sie sich mit Begeisterung den von Descartes aufgestellten philosophischen Anschauungen zu, mit dem sie auch in vielfache persönliche Berührungen trat, in ein Bündniß reinster und edelster Freundschaft. Descartes widmete der Prinzessin nicht nur sein Werk: „Die Principien der Philosophie," er verfaßte ausdrücklich für sie auch seine Abhandlung von den Leidenschaften. Ohne ihre Schuld von der Mutter verstoßen,

Digitized by Google

fand sie schließlich ein Asyl in Westphalen, wo sie zur Aebtissin von Herford erwählt wurde. Als solche führte sie ein lediglich den Studien und gelehrtem Umgange gewidmetes Leben, bis sie, zwei und sechszig Jahre alt, den Namen ihres lange vor ihr geschiedenen Freundes Descartes auf den Lippen, 1680 die Augen schloß.

Elisabeth's zweite Tochter, Louise Hollandine, hatte in den Nöthen ihrer Familie in Frankreich Schutz gesucht und sich hier für die katholische Kirche gewinnen lassen. Zur Aebtissin von Maubuisson ernannt, befleißigte sie sich doch keineswegs geistlichen Wandels, überließ sich vielmehr sonder Scheu und Zwang dem leidenschaftlichen Zuge ihres lebhaften Temperamentes; soll sie sich doch selbst gerühmt haben, als Klosterfrau nach und nach Mutter von vierzehn Kindern geworden zu sein. Dabei war sie eine eifrige und talentvolle Malerin und bis in ihr hohes Alter unterhaltend und originell, so daß ihre Nichte, die Herzogin von Orleans, sie „allezeit mit Freuden besuchte" und von diesen ihren Besuchen bei der Tante Aebtissin viel „Possirliches" nach Hannover zu berichten hatte. Sie starb in ihrem Kloster, eine betagte Matrone, erst 1709.

Die vierte Tochter Sophie, am 13. October 1630 geboren, war die glänzendste und liebenswürdigste Erscheinung des Hauses, geistreich und hochgebildet, von weltklugem Sinne und voll warmer Theilnahme für gelehrte Forschung und künstlerische Thätigkeit. Ursprünglich dem römischen König Ferdinand dem Vierten, dem Bruder des nachmaligen Kaisers Leopold des Ersten, zur Gemahlin bestimmt, verheirathete sie sich, da jener in noch jugendlichem Alter von der Erde abberufen wurde, im Jahre 1658 mit dem Prinzen Ernst August von Hannover. Als dem jüngsten von vier Brüdern schien ihm nur ein bescheidnes Loos gefallen zu sein, das Loos eines Fürstbischofs von Osnabrück, eines der ältesten deutschen Bisthümer, dem in Folge der westphälischen Friedensvereinbarungen abwechselnd ein katholischer und ein protestantischer Bischof vorstand, der letztere statutenmäßig ausschließlich der Braunschweig'schen Dynastie entnommen. So lebte das junge Paar denn auch in ziemlich beschränkten Verhältnissen, meist auf dem Osnabrückischen Schlosse Iburg; Ernst August war indeß ein Pracht und Aufwand liebender Herr und besaß daneben mancherlei persönliche Eigenschaften, die ihn be-

Digitized by Google

fähigten, eine größere Rolle in der Welt zu spielen. Eine unerwartete Fügung des Geschickes schüttete ihm eine solche in den Schooß. Seine drei älteren Brüder starben vor ihm, und so sah sich der Bischof von Osnabrück am Ziele seiner Wünsche, zum regierenden Herzog von Hannover erhoben, um später auch noch die Kurwürde an den jüngern, Lüneburg'schen, Zweig des Hauses Braunschweig zu bringen.

Jetzt konnte Ernst August seiner Lust an Prunk und Festlichkeiten genug thun, jetzt namentlich auch seinen Hang zu kostspieligen Reisen befriedigen. Venedig ward damals von der vornehmen Gesellschaft, von Fürsten und Edelleuten im gleichen Maße aufgesucht wie Paris und Versailles; in der Wunderstadt der Lagunen konnte der Nordländer im Vollgenuß von Vergnügungen schwelgen, die anderwärts nicht geboten, zum Theil untersagt waren. Dort herrschten die Maskenfreiheit und der tolle Jubel des Faschings fast das ganze Jahr hindurch, dort wurden in regelmäßiger Wiederkehr Feste gefeiert von märchenhaftem Glanze, dort waren Komödie und Oper, Musik und scenischer Tanz vollkommner als sonstwo, dort standen Pharao und andere Glücksspiele „unter der Obhut der vornehmsten Glieder des Senates und wurden von ihnen mit aller Grandezza in der Amtstracht öffentlich geübt" (Vergl. E. W. Barthold, Die geschichtlichen Persönlichkeiten in Jacob Casanova's Memoiren I. S. 54 fgg.), dort fand der Cavalier die reizendsten Abenteuer und der hochgeborne Glücksritter das ergiebigste Feld zu seinen Heldenthaten. In Venedig weilte darum auch Ernst August mit Vorliebe, zum letzten Male im Jahre 1684. Er hatte bereits jenen Menschenschacher begonnen, den mehr als einer unsrer deutschen Fürsten im achtzehnten Jahrhundert so schwunghaft fortsetzte. Im Dienste der venetianischen Republik schlugen sich die armen Söhne seines Landes auf der Halbinsel Morea mit den Türken herum, und nun kam der durchlauchtige Verkäufer, das Blutgeld einzustreichen und gleich an Ort und Stelle in den Zauberfesten zu vergeuden, die er veranstaltete. Noch ungezügelter scheint die Verschwendung gewesen zu sein, die der Herzog in Rom betrieb, wohin er sich demnächst begab. Wenigstens wissen wir, daß sich seine Minister zu Vorstellungen dagegen veranlaßt sahen und ihm, um ferneren Römerzügen vor-

Digitized by Google

zubeugen, anriethen, lieber in Hannover selbst sich die Freuden Wälschlands zu bereiten und zu solchem Zwecke eine italienische Oper zu errichten; was auch geschah.

So anticipirte in seiner Prachtentfaltung der Hof Ernst August's bereits die Königswürde, die durch seinen Sohn und Nachfolger, Georg Ludwig, den ersten der vier George von Großbritannien und Irland, an die Braunschweiger der jüngern Linie kam. Die künstlichen Gartenschöpfungen und Wasserspiele, die Nymphengrotten und Taxuswände, die allegorischen Figuren und Steinschnörkel von Herrenhausen und Montbrillant wetteiferten mit den Wundern von Versailles und Marly, zugleich aber wurde das von Herzog Georg erbaute Schloß zu Hannover der Schauplatz einer grausigen Tragödie, von welcher der Schleier bis jetzt noch nicht gelüftet ist. Das mysteriöse Begebniß, das spurlose Verschwinden des wegen seiner Schönheit und Ritterlichkeit gefeierten Grafen Philipp Christoph von Königsmark, ist so oft schon erzählt, das damit zusammenhängende Schicksal der Prinzessin Sophie Dorothea von Braunschweig-Celle, der Gemahlin des obengedachten Kurprinzen Georg Ludwig, jener unglücklichen und unschuldigen Gefangenen von Ahlden, so oft zum Vorwurfe historischer und romantischer Darstellung gemacht worden, daß wir auf diese gräßliche Episode des deutschen Hof- und Fürstenlebens um so minder zurückkommen mögen, als ihr eigentlicher Vorgang doch immer in Dunkel gehüllt bleiben wird. Ob und bis zu welchem Umfange auch Ernst August selbst in dem entsetzlichen Drama mitgewirkt hat, sei dahin gestellt. Soviel ist indeß gewiß, daß er seiner Schwiegertochter von vornherein mit Kälte nnd Abneigung begegnete, daß er eine gerichtliche Untersuchung des Verbrechens und die Bestrafung der Thäter nicht gestatten wollte und daß seine Geliebte, die berüchtigte Gräfin Platen, ein Weib von dämonischer Leidenschaftlichkeit, das den ganzen Hof tyrannisirte, eine der Hauptrollen in dem Schauderstücke spielte.

Unter solchen Umständen konnte von einem wirklich herzlichen Verhältnisse des Kurfürsten zu seiner Gemahlin wol schwerlich die Rede sein. Doch ließ Ernst August niemals die äußeren Rücksichten aus den Augen, die er seiner Gattin schuldete, wußte, selbst hochgebildet und aufgeklärt, ihre gelehrten Beschäftigungen und Freund-

Digitized by Google

Fünftes Capitel.

Die deutschen Höfe zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts. Adel und Bürgerthum. Fürstinnen und Edelfrauen. Mutter und Tochter: Kurfürstin Sophie von Hannover und Königin Sophie Charlotte von Preußen.

I.

Als das deutsche Kaiserthum zu sinken begann, die Fürsten in endlosen Kämpfen sich gegenseitig zu Grunde richteten, der Adel in der Zügellosigkeit von Faustrecht und Stegreifritterthum moralisch und materiell verfiel, kam das deutsche Bürgerthum empor. Die Reichsstädte, Nürnberg und Augsburg, Frankfurt am Main und Köln am Rhein, Straßburg und Ulm, die Plätze des Hansabundes, Lübeck und Hamburg, Danzig und Bremen, Braunschweig und Magdeburg, wurden die Brenn- und Mittelpunkte der deutschen Geistesbildung, der feinen Sitte und Geselligkeit, wie sie die Emporien des deutschen Geld- und Handelsverkehrs waren und dem Reichsoberhaupt oft genug seine Räthe und Geschäftsführer, noch öfter seine Retter in finanziellen Bedrängnissen lieferten. Bürgerliche Gelehrte saßen in den Ministerien der Fürsten und leiteten die diplomatischen Versammlungen, die Doctoren der Rechtskunde standen im Adelsrange. Die Reformation gab dem Bürgerthum eine noch höhere Geltung: sie stellte Männer des Bürgerstandes an die Spitze der nationalen Bewegung und verhalf auch mehr als einer seiner Frauen und Jungfrauen zu geschichtlichem Namen.

Hundert Jahre später hat der deutsche Bürger nicht blos seine staatliche Bedeutung, er hat auch seinen innern Kern und sein Selbstbewußtsein, das Gefühl seines Werthes und seiner Aufgabe verloren, er ist nicht mehr der Träger des nationalen Geistes. Von der Noth einer furchtbaren Zeit erdrückt, liegt er krank und matt, dumpf und stumpf am Boden, ohne Empfindung für den

Digitized by Google

politischen Jammer eines Vaterlandes, das ihm so wenig mehr zu bieten vermag, mit dem Reste seiner Kraft sich höchstens zu einer schwächlichen Nachäffung der oberen Classen aufraffend, die ihrerseits schroffer denn je sich von Allem absperren, was in ihrem Sinne nicht „geboren" ist, was zum Volke, oder, wie sich ihr Hochmuth ausdrückt, zum „Pöbel" zählt. Der westphälische Frieden hat die einzelnen Reichsstände souverän gemacht, die Fürsten zu Sonnen, in deren Strahlen sich Jeder wärmen will, um die als Trabanten kreist, wem adeliges Blut in den Adern rinnt, zu denen der Bürger in Demuth und Bewunderung emporschaut, von deren Glanze beschienen zu werden selbst den Mann der Wissenschaft, den Künstler, den Poeten ein Gegenstand rühmlichen Ehrgeizes dünkt. Das Leben der Nation ist mehr und mehr zum Hofleben verdorrt und verschränkt; in den Höfen haben wir die Physiognomie der Epoche zu studiren, um die Höfe krystalliren sich Staat und Gesellschaft, Bildung und geistiges Streben, an den Höfen müssen wir vorerstlich auch die Frauengestalten suchen, die den Charakter der Zeit typisch zur Erscheinung bringen, jene Frauen, die durch Stellung und Einfluß, durch Handlungen und Schicksale historisch geworden sind, deren Lebensgeschichte zugleich die allgegemeine Geschichte ihres Zeitalters illustrirt. Denn was man manchmal wol „die Welt," die große oder feine Welt, zu nennen pflegt, ist außer und neben den Höfen noch nicht vorhanden, überhaupt aber sind in Deutschland die Frauen selten, die, nicht fürstlichen Geschlechtes, aus der Stille des engumgrenzten Hauses in die Oeffentlichkeit hinaus treten, um, wie in Frankreich, der Mode und Gesittung, dem Wissen und Können, der Gesellschaft und sogar dem Staate den Ton anzugeben, Kunst und Literatur unter ihre Fittige zu nehmen, die Weltanschauung der Zukunft vorzubereiten und großzuziehen. Königinnen des Salons, die mit leichten Fingern die Knoten der Geschichte schürzen und lösen, gab es in Deutschland kaum, weil der Salon selbst sich bei uns nur kümmerlich akklimatisirte, weil die in jenen Tagen allgemein noch sehr bildungsarme deutsche Frau sich blos in der Familie mit Freiheit und Behagen bewegte und an der Zucht des altnationalen Familienlebens um so strenger festhielt, je weiter, nach dem Vorgange

Digitized by Google

Frankreichs, die der Lockerung der Familienbande entspringende Frivolität und Sittenverderbniß von oben herunter um sich griff. Diese Beschränkung des deutschen Frauenlebens gedieh dem Volke zum reichen Segen; sie hütete ihm den Familiensinn und wirkte in der Folge wieder heilend und stärkend nach oben hinauf, wenn sie andrerseits freilich auch verhinderte, daß aus der deutschen Frauenwelt so viele blendende Figuren, so viele öffentliche Charakter, so viele geschichtliche Namen hervorschimmern wie aus der französischen. Beneiden wir unsere Nachbarn indeß nicht darum; sie haben mit dem Lichte auch tiefe Schatten in Kauf nehmen müssen, die uns, zum Theile mindestens, erspart geblieben sind.

Zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts waren fast alle deutschen Fürstenhöfe je nach ihren Kräften bereits im Versailler Stile zugeschnitten und wirthschafteten in dieser Hingebung an fremdländisches Wesen, an fremdländische Ueppigkeit und Ausschweifung, in dieser Verschwendung und Genußsucht durch mehrere Generationen, selbst dann noch, als die Anregungen Friedrich's des Großen die Zeit mit einem gediegnern Inhalte zu erfüllen begannen, als das deutsche Bürgerthum aus seiner Erschlaffung und Verkommenheit wieder erstand und seine Sittlichkeit und tüchtigere Bildung den endlichen Sieg davon trugen über die Immoralität und Oberflächlichkeit der aristokratischen Kreise, die neue Culturphase eröffnend, welche die Gegenwart ihren Zielen zu nähern bestrebt ist. Während sich aber in Frankreich der höfische Prunk, der Lust- und Liederlichkeitstaumel wesentlich nur in einem einzigen Punkte concentrirte, sehen wir in Deutschland den Unfug an einigen hundert Orten zugleich auftauchen, die oft nur wenige Stunden von einander abliegen, und dergestalt das ganze Land mit ihrer Fäulniß durchziehen. Fast überall wiederholt sich das nämliche leidige Schauspiel: verschwenderische Fürsten, die alle nur erdenkliche Genüsse bis zur Hefe erschöpfen; feile Edelleute, die servil den frevelhaftesten Lüsten ihrer Herren schmeicheln und nach unten brutal sich über Rücksichten hinwegsetzen; gemeine Günstlinge, die sich von Lakaien zu Paschas aufgeschwindelt haben — wie u. A. jener berüchtigte Graf Hennicke, des Kurfürsten von Sachsen und Königs von Polen August des Dritten Minister, der in der Livree

Digitized by Google

des Herzogs von Sachsen-Zeitz seine Taugenichtslaufbahn antrat — und mit despotischer Willkür Hof und Beamte, gelegentlich Sereniſſimus höchſtſelbſt in Schrecken halten; Schriftſteller und Profeſſoren, die notoriſch verächtlichen Fürſten gegenüber öffentlich ausſprechen und drucken laſſen: „daß die Magnificenz einem Fürſten nothwendig, da er der Statthalter Gottes ſei, Gott aber ſeine Magnificenz in allen äußerlichen Werken zu erkennen gebe.“ Bürger, die mit Sclavengeduld die wegwerfende Geringſchätzung ertragen, mit der ſie von den höheren Ständen behandelt werden, oder, jedes ſittlichen Stolzes bar, den Ausſchweifungen ihrer Regenten wol bewundernd zujubeln, als einem Zeichen der Macht und des Glanzes ihres Heimatſtaates, gleich jenem Handwerker in einer deutſchen Reſidenz, von dem Karl Friedrich von Moſer in ſeiner Schrift: „Der Herr und der Diener“ erzählt, daß er, als er einmal das neu vermählte fürſtliche Paar an ſeiner Werkſtatt vorüber fahren ſah, voller Vaterlandsbegeiſterung ſeinen Geſellen zugerufen habe: „Nun fehlt unſerm lieben Fürſten nichts mehr als eine ſchöne Maitreſſe!“ (Vergl. Bruno Bauer, Geſchichte der Politik, Cultur und Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts I. S. 114.)

In wie weit ſich auch die Frauen des Adels der unſere Höfe ſchändenden Zucht- und Sittenloſigkeit mitſchuldig machten, davon weiß der bekannte Baron von Pöllnitz in ſeinen „Memoiren“ und zumal in ſeinem: „La Saxe galante“ manch merkwürdiges Stücklein zu verzeichnen, das man für erfunden, oder doch für ſtark übertrieben halten möchte, ließe ſich denken, daß der Berichterſtatter ſeine eigene Kaſte muthwillig noch ſchwärzer gefärbt habe, als ſie ſich in Wirklichkeit zeigte. Jedenfalls war es nicht jene von ihm erwähnte Frau von Dieskau allein, die es ſich zur Ehre ſchätzte, daß ihre Tochter das begehrliche Auge des Souveräns auf ſich lenkte, und, natürlich gegen angemeſſenen Entgelt, dafür Sorge trug, daß das junge Fräulein den allerhöchſten Gefühlen und Wünſchen gehörig zu entſprechen wußte; ebenſo wenig wol nur jene Reichsgräfin von alterlauchtem Namen, die ihre Tochter ſchalt, ſich dem Monarchen nicht gefällig genug erwieſen und dadurch das Glück, zu ſeiner Geliebten erhoben zu werden, leichtſinnig verſcherzt zu haben. Zwar ſcheint in der Schule der Auguſte und

Digitized by Google

anhob, die das Land im ganzen deutschen Reiche einerseits als den Idealstaat der Gewissensfreiheit, andererseits als Spott- und Schreckbild, fast überall als Fabel erscheinen ließ. Eine seltsame Gesellschaft, die sich hier vereinigt hatte! Reitz, Dilthey, König, Hochmann und mehrere Andere ihres Schlages wirkten und gaukelten, predigten und weissagten zumal und „verrichteten Dinge" — so schreibt Graf Heinrich Albert an seinen Bruder August, den Obermarschall des Kurfürsten Friedrich's des Dritten von Brandenburg, in Berlin — „die so göttlich und wunderlich sind, daß sie mit keiner menschlichen Vernunft zu begreifen, viel weniger zu beschreiben, und scheint es, daß Gott der Allmächtige eine große Veränderung und etwas Sonderliches vorhat — — — — Möchte nichts mehr wünschen, als daß Ihre Kurfürstliche Durchlaucht von Brandenburg und andere gottselige Herren einmal Herrn Hochmann sehen und sprechen möchten und dessen Kraft betrachten und alsdann urtheilen, so bin ich gewiß, Sie würden glauben, Buße thun und ihr Leben ändern und dies Gotteswerk helfen befördern und unterstützen; denn es unmöglich ist, sich Gott nicht zu ergeben, wenn man dieser Leute Kraft höret, siehet und zu Herzen nimmt."

Außer unsern vier erweckungsdurstigen Schwestern zog namentlich der große Magnet Hochmann, der unvergleichliche Heilige, der „nach dem Vorbilde seines Herrn sogar vierzig Tage in der Wüste zu fasten versuchte und sich der strengsten Fleischesabtödtung befleißigte," noch manche andere adelige Damen nach Berleburg und Schwarzenau, die mit ihrem Propheten, der schon in Halle wegen seines „gröblichen, pietistischen Unfugs" eingekerkert worden war, das Leben der ersten Christengemeinden zu wiederholen vorgaben. Sie ließen sich in rohgezimmerten Waldhütten und versteckten Eremitagen nieder, sprachen nur mit den Worten der Bibel, laborirten emsig nach dem Steine der Weisen, gingen gleich Gespenstern von Kopf bis zu Fuß in weißlinnenen Gewändern einher, hatten unter sich Gütergemeinschaft errichtet und waren dem Herrn und ihren „theuern Brüdern" mit inbrünstiger Liebe zugethan — ihre Gegner erzählten, wol in gehässiger Uebertreibung, von „paradiesischer Ursprünglichkeit," die bei ihnen herrsche — bis das Feuer der Erweckung so heiß entbrannte, daß es nicht blos die herkömmliche gesellschaftliche Sitte,

Digitized by Google

sondern auch die Sittlichkeit schädigte. So befand sich unter den gottseligen Weibern eine Zeit lang die Gräfin Christiane Louise von Leiningen-Westerburg, die ihrem Gatten, einem sachsen-gothaischen Obersten, davongelaufen war und sich mit einem aus Detmold entwichenen Pfarrer Bierbrauer zusammengethan hatte, einem thätigen Verkündiger von Hochmann's ruchlosen Theorien von der Ehe, mit welchem letztern das abenteuernde Paar nachmals in Hannover dem Strafrichter in die Hände fiel. Auch mehrere andere der „lieben Seelen" gingen mit ihren gottseligen Herzensberathern auf und davon. Gräfin Sophie von Wittgenstein, obschon bereits den Vierzigern nahe, heirathete einen frühern Bartscheerer und gräflichen Lakaien, der sich allmählich zu einem Matador der Wiedergeburt heraufgebetet hatte, ihre Schwestern Henriette und Louise folgten ihrem Beispiele und die älteste der erleuchteten Vierzahl, nach dem Tode der Mutter wieder in Marburg hausend und beständig von einem Schweife von „Quäkern und Schwärmern" umringt, unterhielt mit einem sectirerischen Studenten ein so anstößiges Verhältniß, daß sie und ihr Geliebter vom Landgrafen von Hessen festgesetzt wurden. Als man hierauf den jungen Mann aus dem Lande wies, eilte das alternde Fräulein dem Menschen nach und zog mit ihm nach Holland, der großen Separatisten- und Conventiklerfreistatt, wo sie zu Rotterdam in Noth und Elend verdorben und gestorben ist.

Als den heftigsten, mitunter wol ungerechten und eigennützigen Feind der erweckten Schwestern erwies sich ihr eigner Schwager, Graf Karl Gustav von Sayn-Heddesdorf. Er beschwerte sich bei dem Reichsfical von Emmerich zu Wetzlar: „daß Graf Heinrich Albrecht die weltbekannten im Wiedertauf lebenden fanatici hege, — — — deren Rottenmeister Wittgenstein'sche Gräfinnen und Andere zu deren unauslöschlichstem Schandfleck verführet und geehelichet" und verlangte die „Ausweisung dieser Vagabunden und canailleusen Familienschänder, wie auch die Ausstreichung der vier Gräfinnen, weil sie sich an weltbekannte fanaticos gehangen, aus dem Geschlechtsregister, damit sie als nicht existirend behandelt würden." Diese Schwärmer, fährt er fort, „leben wirklich in Hintansetzung der hochheiligen Sacramente, Verdammung des ordentlichen Predigtamtes, Umstoßung aller göttlichen und menschlichen

Digitized by Google

Ordnung, obrigkeitlich christlichen Verfassung der Kirchen, Republiken und Polizeien, und scheinen in summa in Allem Johann von Leyden's, Knipperdolling's, Thomas Münzer's Historie von Neuem spielen zu wollen. Viele Leute leben in schändlicher Verachtung des hochheiligen Sacramentes der Taufe, nennen es höchstlästerlich nur ein Waschwasser, tragen daher auch keine Scheu, es zu renoviren und heißen das hochheilige Nachtmahl ein Schweingelag und Kalteschale, so man von Brod und Wein nur im Maule macht." Aus aller Welt, „von Halle, aus Hessen, aus der Pfalz, aus der Schweiz, aus England und Holland seien diese Pietisten, Wiedertäufer, Quäker und Mennonisten, die sich in die Häuser schlichen und Weiblein gefangen führten, zusammen rottirt. Die Gräfinnen aber hätten sich an diese leichtfertigen, ihr Amt hintansetzenden Predigers- und Feldscheersgesellen, Landstreicher, verdorbenen und Arbeit scheuenden Studenten, Handwerks-, auch Acker- und Pferdeknechte und desgleichen unordentliche und liederliche Gesellen gehängt. Sie beständen nunmehr aus vielen hundert Familien und hätten die gesammten Berleburg'schen und Wittgenstein'schen Lande angefüllt. Allein zu Schwarzenau und Elsoff seien über dreihundert und im Berleburg'schen nicht viel weniger Familien u. s. w. u. s. w." Die Schwestern sowol wie Graf Heinrich Albrecht replicirten, in manchen Stücken den Ungrund der Anklage darthuend, die Verhandlungen an dem sprüchwörtlich bedächtigen Reichskammergericht währten daher mehrere Jahre hindurch, bis endlich 1719 ein Befehl wider die den Sectirern gewährte Duldung erging und 1720 ihrer gegen zweihundert, von Glaubensgenossen aus Crefeld verstärkt, nach Amerika auswanderten. Zehn Jahre danach erschien Graf Zinzendorf im Westerwalde. Mit seinem Auftreten nahm eine zweite Epoche der Erweckung an den Ufern von Eder und Lahn ihren Anfang, und abermals wußten die „Stillen im Lande" ihre Stimme recht laut und aufdringlich zu erheben.

Noch viel ärgerliche und ruchlosere Scenen, als die eben geschilderten, aber spielten sich in dem Schwarzenau angrenzenden Waldthale von Saßmannshäusen ab. Hier, auf einem gräflichen Hofe, tobte ein pietistischer Hexensabbath, so schmutzig in seinen Greueln und Theilnehmern, daß wir ihn nur nennen, nicht beschreiben

Digitized by Google

können. Es war jenes oben angedeutete scheußliche Amalgam religiöser Ueberspannung und unzüchtiger Wollust, das dem Muckerthum, dem katholischen wie dem protestantischen, bis zur heutigen Stunde sein Charakterbrandmal aufstempelt. Sind doch dergleichen Excesse oft genug das Ende vom frommen Liede, wie das leider so zahlreiche Blätter der Geschichte, so viele Nummern unserer Zeitungen lehren. Die den verschiedenartigsten Separatisten und Schwärmern vom Grafen Heinrich Albrecht von Wittgenstein geschenkte Gunst und Förderung, hatten im Jahre 1702 auch ein aus siebenzig und einigen Köpfen bestehendes Sectirerhäuflein aus dem Hessischen an die Gestade der Eder gelockt, dasselbe fahrende Gesindel, mit dem sich die aus Rothwesten entwichenen Fräulein von Callenberg vereinigten, die „Rotte der Hofmeisterin" aus Eisenach, oder, wie sie bei ihrem Anhange hieß, der „Mutter Eva." Ein Sprößling des hessischen Adelshauses von Buttlar, im Jahre 1670 zu Eschwege geboren — sie behauptete: „übernatürlich und wunderbar und darum sonder Sünde gezeuget" — wurde Eva nach dem frühzeitigen Tode ihres Vaters am Hofe von Eisenach erzogen und vermählte sich daselbst mit dem herzoglichen Pagen-, Hof- und Tanzmeister Jean de Vésias, einem französischen Refugié. Wie so vielen unklaren Geistern jener Tage, verdrehten die Schriften Arnold's, Horch's, Klopfer's ꝛc. auch ihr den Kopf und trieben sie der ausschweifendsten Pietisterei in die Arme.

Schon in Eisenach hielt die tolle Frau stark besuchte Conventikel, verließ nach zehnjähriger Ehe ihren Gatten, um mit andern Männern in schamloser Liederlichkeit umherzustreifen, und stiftete dann zu Allendorf in Hessen eine eigene christliche Gemeinschaft, eine nach englischem Muster zugeschnittene „philadelphische Societät," deren Cultus sich allmählich nur aus Acten ungezügelter Wollust zusammensetzte. In Erfurt, wo der lasterhafte Schwarm sich einnisten wollte, jagte ihn der Magistrat alsbald ohne Umstände wieder hinweg, und nun ging die Bande über Frankfurt und Usingen, wo das gegen sie laut werdende „Geschrei arger Unzucht" sie auch nicht Fuß fassen ließ, nach dem viel gepriesenen Wittgenstein, vorerst nach einer einsamen Glashütte unweit des Städtchens Laasphe, darauf nach Saßmannshausen. Dies letztere wurde zum Haupttheater

Digitized by Google

des verbrecherischen Wesens der Gesellschaft, in dessen Einzelheiten wir uns, wie bemerkt, nicht vertiefen können; bezeichnete es doch eine Auflösung aller Bande von Zucht und Sitte, die um so entsetzlicher war, als sie Religion und Glauben zu Flagge und Deckmantel nahm, als die grauenhaftesten Ausschweifungen von „frommen Herzensergießungen und biblischen Redensarten" begleitet und bei der herrschenden Gemüthsstimmung der Zeit so viele schwache Seelen in die Strudel der trüben Fluth hinabgerissen wurden.

Wie gottlos die Wirthschaft war, die Mutter Eva, deren liebeheißes Herz seine Gluth nicht zu stillen vermochte, mit ihren Freunden im Wittgenstein'schen aufschlug, erhellt schon daraus, daß einer der wärmsten Vertheidiger selbst maßloser pietistischer Auswüchse die Schandthaten der Buttlar'schen Rotte nur in lateinischer Sprache zu berichten wagt — Schandthaten von der schlimmsten Beschaffenheit jener Kategorie von Verbrechen, welche die heutigen Criminalgerichte mit Ausschluß der Oeffentlichkeit zu verhandeln pflegen — und daß sogar der tolerante Graf Heinrich Albrecht das strafbare Treiben der „philadelphischen Societät" nicht länger ruhig mitansehen mochte. Er ließ deshalb die ganze Schaar dieser Erweckten am 20. November nach Laasphe hinter Schloß und Riegel bringen und ihr den Proceß machen. Die heilige Mutter nebst den beiden bevorzugten ihrer vielen „liebenden Brüder" und einige Andere entkamen indeß dem Kerker und begannen ihre Wüstenei von Neuem, zunächst in der Gegend von Wetzlar, dann zu Lüde bei Pyrmont, wo ein gewisser Johann Georg Appenfeller, auch Leander geheißen, den die „neue Eva" mittlerweile wirklich geheirathet hatte, zum „Haupt und Herrn über die Gemeinde, als ihr Erlöser und Heiland" eingesetzt wurde, während Eva's eigentlicher Herzensfreund, Justus Gottfried Winter, ein verdorbener Studiosus der Theologie, mittels einer Mütze aus Papier die Würde eines „Oberpriesters und Bischofs" der Gemeinde überkam. In Paderborn von Neuem dem Gefängnisse überantwortet und zu Staupenschlägen und ewiger Verbannung verurtheilt, wußte Eva noch vor der Execution sich wiederum aus dem Staube zu machen. Sie wandte sich jetzt mit einem ihrer Societätsgenossen nach Holstein und soll dort leidlich vernünftig geworden und „in Ehre und Ansehen" zu Altona gestorben sein.

Digitized by Google

Die Wittgenstein'schen Vorgänge, die der große Bekämpfer des Aberglaubens, Christian Thomasius, zur Belehrung und Warnung ans Licht gezogen und „in unverhüllter Vollständigkeit" veröffentlicht hat, waren ein harter Schlag für die Erweckung, ein tiefer Schmerz für den edlen Spener, der die Greuel der Buttlar'schen Rotte zum größern Theile noch erleben sollte. Trotz dieser ihrer Giftfrüchte aber darf dem Gedanken des Pietismus der Ruhm seiner weltgeschichtlichen Bedeutung nicht verkümmert werden — er leistete das Rechte zur rechten Zeit. In einem tiefen und allgemeinen Bedürfnisse der Gemüther wurzelnd, brach er die Tyrannei eines erstarrten und geisttödtenden Kirchenthums und labte die lechzenden Herzen aus dem frischen Quelle des Lebens und der Liebe. Darum wird das Andenken seines reinsten Apostels bis auf späte Geschlechter hinab ein gesegnetes bleiben, auch bei denen, die sich darüber freuen, daß er einer freiern Bildung, einem von allen theologischen Schranken entbundenen weltumfassenden Humanismus das Feld hat räumen müssen und das Rad der Geschichte unerbittlich über die Anläufe hinweg geht, mit denen er da und dort noch sein Dasein und seine Herrschsucht zu erweisen trachtet. Die theologische Stimmung, welche die deutschen Seelen durch Jahrhunderte erfüllt hat, gehört für immer der Vergangenheit an, und alle Päpste und Bischöfe, alle Pastoren und Synoden werden sie nicht wiederbringen — den Ausgang des großen „Culturkampfes," den die Gegenwart kämpft, nicht zweifelhaft machen können.

(Vergl. Max Goebel, Geschichte des christlichen Lebens in der rheinisch-westphälischen evangelischen Kirche. Band 2; Hermann Hettner, a. a. O. 3. Theil; F. W. Barthold, Die Erweckten im protestantischen Deutschland während des Ausgangs des 17. und der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts I. in Raumer's historischem Taschenbuch. 3. Folge. 3. Jahrgang; W. Heßbach, a. a. O., Karl Biedermann, a. a. O. 2. Band. 1. Theil.; H. Scheube, Aus den Tagen unserer Großväter ꝛc.)

Digitized by Google

Fünftes Capitel.

Die deutschen Höfe zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts. Adel und Bürgerthum. Fürstinnen und Edelfrauen. Mutter und Tochter: Kurfürstin Sophie von Hannover und Königin Sophie Charlotte von Preußen.

I.

Als das deutsche Kaiserthum zu sinken begann, die Fürsten in endlosen Kämpfen sich gegenseitig zu Grunde richteten, der Adel in der Zügellosigkeit von Faustrecht und Stegreifritterthum moralisch und materiell verfiel, kam das deutsche Bürgerthum empor. Die Reichsstädte, Nürnberg und Augsburg, Frankfurt am Main und Köln am Rhein, Straßburg und Ulm, die Plätze des Hansabundes, Lübeck und Hamburg, Danzig und Bremen, Braunschweig und Magdeburg, wurden die Brenn- und Mittelpunkte der deutschen Geistesbildung, der feinen Sitte und Geselligkeit, wie sie die Emporien des deutschen Geld- und Handelsverkehrs waren und dem Reichsoberhaupt oft genug seine Räthe und Geschäftsführer, noch öfter seine Retter in finanziellen Bedrängnissen lieferten. Bürgerliche Gelehrte saßen in den Ministerien der Fürsten und leiteten die diplomatischen Versammlungen, die Doctoren der Rechtskunde standen im Adelsrange. Die Reformation gab dem Bürgerthum eine noch höhere Geltung: sie stellte Männer des Bürgerstandes an die Spitze der nationalen Bewegung und verhalf auch mehr als einer seiner Frauen und Jungfrauen zu geschichtlichem Namen.

Hundert Jahre später hat der deutsche Bürger nicht blos seine staatliche Bedeutung, er hat auch seinen innern Kern und sein Selbstbewußtsein, das Gefühl seines Werthes und seiner Aufgabe verloren, er ist nicht mehr der Träger des nationalen Geistes. Von der Noth einer furchtbaren Zeit erdrückt, liegt er krank und matt, dumpf und stumpf am Boden, ohne Empfindung für den

Digitized by Google

politischen Jammer eines Vaterlandes, das ihm so wenig mehr zu bieten vermag, mit dem Reste seiner Kraft sich höchstens zu einer schwächlichen Nachäffung der oberen Classen aufraffend, die ihrerseits schroffer denn je sich von Allem absperren, was in ihrem Sinne nicht „geboren" ist, was zum Volke, oder, wie sich ihr Hochmuth ausdrückt, zum „Pöbel" zählt. Der westphälische Frieden hat die einzelnen Reichsstände souverän gemacht, die Fürsten zu Sonnen, in deren Strahlen sich Jeder wärmen will, um die als Trabanten kreist, wem adeliges Blut in den Adern rinnt, zu denen der Bürger in Demuth und Bewunderung emporschaut, von deren Glanze beschienen zu werden selbst den Mann der Wissenschaft, den Künstler, den Poeten ein Gegenstand rühmlichen Ehrgeizes dünkt. Das Leben der Nation ist mehr und mehr zum Hofleben verdorrt und verschränkt; in den Höfen haben wir die Physiognomie der Epoche zu studiren, um die Höfe krystalliren sich Staat und Gesellschaft, Bildung und geistiges Streben, an den Höfen müssen wir vorerstlich auch die Frauengestalten suchen, die den Charakter der Zeit typisch zur Erscheinung bringen, jene Frauen, die durch Stellung und Einfluß, durch Handlungen und Schicksale historisch geworden sind, deren Lebensgeschichte zugleich die allgegemeine Geschichte ihres Zeitalters illustrirt. Denn was man manchmal wol „die Welt," die große oder feine Welt, zu nennen pflegt, ist außer und neben den Höfen noch nicht vorhanden, überhaupt aber sind in Deutschland die Frauen selten, die, nicht fürstlichen Geschlechtes, aus der Stille des engumgrenzten Hauses in die Oeffentlichkeit hinaus treten, um, wie in Frankreich, der Mode und Gesittung, dem Wissen und Können, der Gesellschaft und sogar dem Staate den Ton anzugeben, Kunst und Literatur unter ihre Fittige zu nehmen, die Weltanschauung der Zukunft vorzubereiten und großzuziehen. Königinnen des Salons, die mit leichten Fingern die Knoten der Geschichte schürzen und lösen, gab es in Deutschland kaum, weil der Salon selbst sich bei uns nur kümmerlich akklimatisirte, weil die in jenen Tagen allgemein noch sehr bildungsarme deutsche Frau sich blos in der Familie mit Freiheit und Behagen bewegte und an der Zucht des altnationalen Familienlebens um so strenger festhielt, je weiter, nach dem Vorgange

Digitized by Google

Frankreichs, die der Lockerung der Familienbande entspringende Frivolität und Sittenverderbniß von oben herunter um sich griff. Diese Beschränkung des deutschen Frauenlebens gedieh dem Volke zum reichen Segen; sie hütete ihm den Familiensinn und wirkte in der Folge wieder heilend und stärkend nach oben hinauf, wenn sie andrerseits freilich auch verhinderte, daß aus der deutschen Frauenwelt so viele blendende Figuren, so viele öffentliche Charakter, so viele geschichtliche Namen hervorschimmern wie aus der französischen. Beneiden wir unsere Nachbarn indeß nicht darum; sie haben mit dem Lichte auch tiefe Schatten in Kauf nehmen müssen, die uns, zum Theile mindestens, erspart geblieben sind.

Zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts waren fast alle deutschen Fürstenhöfe je nach ihren Kräften bereits im Versailler Stile zugeschnitten und wirthschafteten in dieser Hingebung an fremdländisches Wesen, an fremdländische Ueppigkeit und Ausschweifung, in dieser Verschwendung und Genußsucht durch mehrere Generationen, selbst dann noch, als die Anregungen Friedrich's des Großen die Zeit mit einem gediegnern Inhalte zu erfüllen begannen, als das deutsche Bürgerthum aus seiner Erschlaffung und Verkommenheit wieder erstand und seine Sittlichkeit und tüchtigere Bildung den endlichen Sieg davon trugen über die Immoralität und Oberflächlichkeit der aristokratischen Kreise, die neue Culturphase eröffnend, welche die Gegenwart ihren Zielen zu nähern bestrebt ist. Während sich aber in Frankreich der höfische Prunk, der Lust- und Liederlichkeitstaumel wesentlich nur in einem einzigen Punkte concentrirte, sehen wir in Deutschland den Unfug an einigen hundert Orten zugleich auftauchen, die oft nur wenige Stunden von einander abliegen, und dergestalt das ganze Land mit ihrer Fäulniß durchziehen. Fast überall wiederholt sich das nämliche leidige Schauspiel: verschwenderische Fürsten, die alle nur erdenkliche Genüsse bis zur Hefe erschöpfen; feile Edelleute, die servil den frevelhaftesten Lüsten ihrer Herren schmeicheln und nach unten brutal sich über Rücksichten hinwegsetzen; gemeine Günstlinge, die sich von Lakaien zu Paschas aufgeschwindelt haben — wie u. A. jener berüchtigte Graf Hennicke, des Kurfürsten von Sachsen und Königs von Polen August des Dritten Minister, der in der Livree

Digitized by Google

des Herzogs von Sachsen-Zeitz seine Taugenichtslaufbahn antrat — und mit despotischer Willkür Hof und Beamte, gelegentlich Serenissimus höchstselbst in Schrecken halten; Schriftsteller und Professoren, die notorisch verächtlichen Fürsten gegenüber öffentlich aussprechen und drucken lassen: „daß die Magnificenz einem Fürsten nothwendig, da er der Statthalter Gottes sei, Gott aber seine Magnificenz in allen äußerlichen Werken zu erkennen gebe." Bürger, die mit Sclavengeduld die wegwerfende Geringschätzung ertragen, mit der sie von den höheren Ständen behandelt werden, oder, jedes sittlichen Stolzes bar, den Ausschweifungen ihrer Regenten wol bewundernd zujubeln, als einem Zeichen der Macht und des Glanzes ihres Heimatstaates, gleich jenem Handwerker in einer deutschen Residenz, von dem Karl Friedrich von Moser in seiner Schrift: „Der Herr und der Diener" erzählt, daß er, als er einmal das neu vermählte fürstliche Paar an seiner Werkstatt vorüber fahren sah, voller Vaterlandsbegeisterung seinen Gesellen zugerufen habe: „Nun fehlt unserm lieben Fürsten nichts mehr als eine schöne Maitresse!" (Vergl. Bruno Bauer, Geschichte der Politik, Cultur und Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts I. S. 114.)

In wie weit sich auch die Frauen des Adels der unsere Höfe schändenden Zucht- und Sittenlosigkeit mitschuldig machten, davon weiß der bekannte Baron von Pöllnitz in seinen „Memoiren" und zumal in seinem: „La Saxe galante" manch merkwürdiges Stücklein zu verzeichnen, das man für erfunden, oder doch für stark übertrieben halten möchte, ließe sich denken, daß der Berichterstatter seine eigene Kaste muthwillig noch schwärzer gefärbt habe, als sie sich in Wirklichkeit zeigte. Jedenfalls war es nicht jene von ihm erwähnte Frau von Dieskau allein, die es sich zur Ehre schätzte, daß ihre Tochter das begehrliche Auge des Souveräns auf sich lenkte, und, natürlich gegen angemessenen Entgelt, dafür Sorge trug, daß das junge Fräulein den allerhöchsten Gefühlen und Wünschen gehörig zu entsprechen wußte; ebenso wenig wol nur jene Reichsgräfin von alterlauchtem Namen, die ihre Tochter schalt, sich dem Monarchen nicht gefällig genug erwiesen und dadurch das Glück, zu seiner Geliebten erhoben zu werden, leichtsinnig verscherzt zu haben. Zwar scheint in der Schule der Auguste und

Digitized by Google

ihrer Flemming, ihrer Sulkowsky und Brühl der sächsische Adel, ohnedies vielleicht träger, weichlicher und hochfahrender als seine Standesgenossen im übrigen Deutschland, zu einer wahrhaft absoluten Freiheit von sittlichen Bedenken vorgedrungen zu sein, so daß seine Frauen und Töchter weit und breit im Verrufe standen; viel besser war es indeß anderwärts auch nicht. In Wien, wo der Hof selbst, in dem Bewußtsein seiner politischen Stellung und seinem Antagonismus gegen Frankreich der von diesem ausgehenden Frivolität und Leichtfertigkeit sich zu erwehren suchte und in seiner feierlichen spanischen Etikette allen neuen und beweglicheren Elementen zudem fast unnahbar war, hielt man es nichts destoweniger für guten Ton, daß jede Dame von Rang neben ihrem Gatten einen erklärten Liebhaber hatte, der von jenem ausdrücklich anerkannt war, so daß noch gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts „jede artige Frau ihre Einsamkeit (boudoir) besitzt, wo ein Gemahl von Lebensart nie eindringt, und nur ihr Liebhaber du jour sie zu stören Erlaubniß hat." (Vergl. Sonnenfels bei Karl Biedermann a. a. O. II. 1. S. 128.) In Stuttgart und Ludwigsburg, in Mannheim wie in München und in Karlsruhe wuchsen Verschwendung und Entsittlichung mit den Anstrengungen der Fürsten, ihre Staaten aus territorieller Beschränktheit in den Rath der europäischen Monarchien einzuführen.

Daß auch deutsche Fürstinnen wol in dem moralischen Sumpfe ihrer Zeit und Umgebungen untergingen, davon finden wir in den oben des Nähern gedachten Briefen der offenherzigen Elisabeth Charlotte von Orleans manches recht unerfreuliche Beispiel, manchen nicht wieder zu gebenden Zug, im Ganzen blieben dies jedoch immer vereinzelte Ausnahmen und die Schuldigen meist nur Mitglieder minder hervorragender Häuser. Wol aber sehen wir die Frauen gerade mehrerer unserer ausschweifendsten Souveräne, wie u. A. die Gemahlin August des Starken von Sachsen, Christine Eberhardine, Tochter des Markgrafen von Brandenburg-Culmbach, dem französisch-prunkhaften und liederlichen Treiben ihres Gatten die Gewohnheiten deutsch-bürgerlicher Ehrenfestigkeit gegenüber stellen und sich freiwillig aus der lasterschweren Glanzsphäre des Hofes verbannen. Unstreitig hochachtbare Erscheinungen, aber weder

Digitized by Google

durch Geist und Bildung, noch durch Körpervorzüge und Anmuth hervorleuchtend, wenig dazu angethan, die Neigung von Männern zu fesseln, die im Gefühle ihrer souveränen Machtvollkommenheit sich über jedwedes Gebot von Moral und Gewissen erhaben wähnten und bei den durch Schönheit und Liebreiz, durch alle Künste der Koketterie verführerischesten Frauen in ihren Wünschen nur selten einmal auf ernsten Widerstand stießen; ohne Einfluß auf Gang und Gepräge der Zeit, in der sie lebten. Die Buhlerinnen ihrer Eheherren, so verwerflich ihr sittlicher Charakter auch sein mag, sind noch heute von mehr oder minder geläufigen Namen, mit der Zeitgeschichte unzertrennlich verwoben, ihre eigenen Spuren hingegen längst schon verweht, höchstens noch auffindbar in den Privatarchiven ihrer Familien, in einzelnen Erinnerungen an den Stätten, wo sich ihr Dasein in stiller Duldung und Resignation traurig und eintönig abspann, während ringsum ein ewiger Wechsel von Zerstreuungen und Lustbarkeiten, von Festen und Genüssen die Welt mit Lärm und Staunen erfüllte und durch die beeiferten Federn von Hofpoeten und Hofhistoriographen zur Kenntniß späterer Menschenalter kam.

Anders ist es mit den beiden Fürstinnen, von denen auf den nachfolgenden Blättern die Rede sein wird. An geistiger und geschichtlicher Bedeutung um Kopfeslänge die Männer überragend, deren Throne sie theilen, zählen sie, Mutter und Tochter, mit Recht nicht blos unter die berühmten Frauen ihrer Tage, sondern zu den unvergeßlichen Zierden ihres Standes und Geschlechtes, vornehmlich die letztere, wie wol auch ihr Andenken im Herzen des Volkes nicht die tiefen Wurzeln zu schlagen vermochte, wie das jener andern deutschen Frau, die nach ihr dieselbe Krone trug, sie, welche das ganze Deutschland als seinen Schutzgeist, als das edelste Sinnbild seines Frauenthums verehrt. —

Es war ein an Kindern, doch nicht minder an schwerstem Misgeschicke reiches Haus, das Haus des Kurfürsten Friedrich's des Fünften von der Pfalz, der, um sich einen einzigen kurzen Winter hindurch mit Böhmens Königskrone zu schmücken, die Kur und seine herrlichen Erblande am Rhein und Neckar preisgab und, mit der Reichsacht belegt und sogar steckbrieflich verfolgt, im Lande umher-

Digitized by Google

irrte, bis er, fast ein Bettler, 1632 seine freudlosen Tage zu Mainz beschloß, noch nicht sieben und dreißig Jahre alt. Seine Gemahlin, Elisabeth, Tochter Jacob's des Ersten von Großbritannien und Irland und Enkelin der Maria Stuart, hieß einst die „Perle von England," nach zeitgenössischem Urtheil ein Ausbund von Schönheit und Liebreiz, noch anmuthprangender als ihre unselige schottische Großmutter. Gleich ihrem Gemahl auf äußere Repräsentation gestellt, machte sie ihren Hof in Heidelberg zu einem Wunder von Pracht und Luxus, das schier die Kaiserburg zu Wien überbot, besaß aber auch die gelehrten Liebhabereien und Kenntnisse ihres Vaters, dabei einen männlichen Geist und brennenden Ehrgeiz. Sie ist es zumeist gewesen, die ihren Gatten anfeuerte, das ihm angetragene Danaergeschenk des böhmischen Thrones anzunehmen, indem sie ihm spöttisch bemerkte: „Habe er keinen Muth, sich eine Krone auf's Haupt zu setzen, so hätte er auch nimmermehr eine Königstochter freien sollen," sie ist dem unglücklichen Manne jedoch als treues Weib auch in das Elend der Verbannung gefolgt, erst nach Schlesien und Brandenburg, dann nach Holland, oftmals bittern Mangel mit ihm erleidend. In London starb sie im Jahre 1622, nachdem sie, wie behauptet wird, mit dem sogenannten blauen Cavalier, Lord Craven, eine zweite, heimliche, Ehe eingegangen war.

Ihren Sohn Karl Ludwig, der durch den westphälischen Frieden die Kur mit der Unterpfalz wieder erlangte, haben wir bereits kennen gelernt — er war der Vater der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans. Ein andrer ihrer Söhne, Prinz Ruprecht, wurde ein tapfrer Soldat und Viceadmiral von England, auch Naturforscher und Entdecker eines nach ihm bezeichneten Minerals, des Prinzenmetalls. Ihre Tochter Elisabeth hatte von der Mutter die Lust an wissenschaftlichen Bestrebungen geerbt; schon als Kind war sie in sechs Sprachen bewandert. Später wandte sie sich mit Begeisterung den von Descartes aufgestellten philosophischen Anschauungen zu, mit dem sie auch in vielfache persönliche Berührungen trat, in ein Bündniß reinster und edelster Freundschaft. Descartes widmete der Prinzessin nicht nur sein Werk: „Die Principien der Philosophie," er verfaßte ausdrücklich für sie auch seine Abhandlung von den Leidenschaften. Ohne ihre Schuld von der Mutter verstoßen,

Digitized by Google

fand sie schließlich ein Asyl in Westphalen, wo sie zur Aebtissin von Herford erwählt wurde. Als solche führte sie ein lediglich den Studien und gelehrtem Umgange gewidmetes Leben, bis sie, zwei und sechszig Jahre alt, den Namen ihres lange vor ihr geschiedenen Freundes Descartes auf den Lippen, 1680 die Augen schloß.

Elisabeth's zweite Tochter, Louise Hollandine, hatte in den Nöthen ihrer Familie in Frankreich Schutz gesucht und sich hier für die katholische Kirche gewinnen lassen. Zur Aebtissin von Maubuisson ernannt, befleißigte sie sich doch keineswegs geistlichen Wandels, überließ sich vielmehr sonder Scheu und Zwang dem leidenschaftlichen Zuge ihres lebhaften Temperamentes; soll sie sich doch selbst gerühmt haben, als Klosterfrau nach und nach Mutter von vierzehn Kindern geworden zu sein. Dabei war sie eine eifrige und talentvolle Malerin und bis in ihr hohes Alter unterhaltend und originell, so daß ihre Nichte, die Herzogin von Orleans, sie „allezeit mit Freuden besuchte" und von diesen ihren Besuchen bei der Tante Aebtissin viel „Possirliches" nach Hannover zu berichten hatte. Sie starb in ihrem Kloster, eine betagte Matrone, erst 1709.

Die vierte Tochter Sophie, am 13. October 1630 geboren, war die glänzendste und liebenswürdigste Erscheinung des Hauses, geistreich und hochgebildet, von weltklugem Sinne und voll warmer Theilnahme für gelehrte Forschung und künstlerische Thätigkeit. Ursprünglich dem römischen König Ferdinand dem Vierten, dem Bruder des nachmaligen Kaisers Leopold des Ersten, zur Gemahlin bestimmt, verheirathete sie sich, da jener in noch jugendlichem Alter von der Erde abberufen wurde, im Jahre 1658 mit dem Prinzen Ernst August von Hannover. Als dem jüngsten von vier Brüdern schien ihm nur ein bescheidnes Loos gefallen zu sein, das Loos eines Fürstbischofs von Osnabrück, eines der ältesten deutschen Bisthümer, dem in Folge der westphälischen Friedensvereinbarungen abwechselnd ein katholischer und ein protestantischer Bischof vorstand, der letztere statutenmäßig ausschließlich der Braunschweig'schen Dynastie entnommen. So lebte das junge Paar denn auch in ziemlich beschränkten Verhältnissen, meist auf dem Osnabrückischen Schlosse Iburg; Ernst August war indeß ein Pracht und Aufwand liebender Herr und besaß daneben mancherlei persönliche Eigenschaften, die ihn be-

Digitized by Google

fähigten, eine größere Rolle in der Welt zu spielen. Eine unerwartete Fügung des Geschickes schüttete ihm eine solche in den Schooß. Seine drei älteren Brüder starben vor ihm, und so sah sich der Bischof von Osnabrück am Ziele seiner Wünsche, zum regierenden Herzog von Hannover erhoben, um später auch noch die Kurwürde an den jüngern, Lüneburg'schen, Zweig des Hauses Braunschweig zu bringen.

Jetzt konnte Ernst August seiner Lust an Prunk und Festlichkeiten genug thun, jetzt namentlich auch seinen Hang zu kostspieligen Reisen befriedigen. Venedig ward damals von der vornehmen Gesellschaft, von Fürsten und Edelleuten im gleichen Maße aufgesucht wie Paris und Versailles; in der Wunderstadt der Lagunen konnte der Nordländer im Vollgenuß von Vergnügungen schwelgen, die anderwärts nicht geboten, zum Theil untersagt waren. Dort herrschten die Maskenfreiheit und der tolle Jubel des Faschings fast das ganze Jahr hindurch, dort wurden in regelmäßiger Wiederkehr Feste gefeiert von märchenhaftem Glanze, dort waren Komödie und Oper, Musik und scenischer Tanz vollkommner als sonstwo, dort standen Pharao und andere Glücksspiele „unter der Obhut der vornehmsten Glieder des Senates und wurden von ihnen mit aller Grandezza in der Amtstracht öffentlich geübt" (Vergl. E. W. Barthold, Die geschichtlichen Persönlichkeiten in Jacob Casanova's Memoiren I. S. 54 fgg.), dort fand der Cavalier die reizendsten Abenteuer und der hochgeborne Glücksritter das ergiebigste Feld zu seinen Heldenthaten. In Venedig weilte darum auch Ernst August mit Vorliebe, zum letzten Male im Jahre 1684. Er hatte bereits jenen Menschenschacher begonnen, den mehr als einer unsrer deutschen Fürsten im achtzehnten Jahrhundert so schwunghaft fortsetzte. Im Dienste der venetianischen Republik schlugen sich die armen Söhne seines Landes auf der Halbinsel Morea mit den Türken herum, und nun kam der durchlauchtige Verkäufer, das Blutgeld einzustreichen und gleich an Ort und Stelle in den Zauberfesten zu vergeuden, die er veranstaltete. Noch ungezügelter scheint die Verschwendung gewesen zu sein, die der Herzog in Rom betrieb, wohin er sich demnächst begab. Wenigstens wissen wir, daß sich seine Minister zu Vorstellungen dagegen veranlaßt sahen und ihm, um ferneren Römerzügen vor-

Digitized by Google

zubeugen, anriethen, lieber in Hannover selbst sich die Freuden Wälschlands zu bereiten und zu solchem Zwecke eine italienische Oper zu errichten; was auch geschah.

So anticipirte in seiner Prachtentfaltung der Hof Ernst August's bereits die Königswürde, die durch seinen Sohn und Nachfolger, Georg Ludwig, den ersten der vier George von Großbritannien und Irland, an die Braunschweiger der jüngern Linie kam. Die künstlichen Gartenschöpfungen und Wasserspiele, die Nymphengrotten und Taxuswände, die allegorischen Figuren und Steinschnörkel von Herrenhausen und Montbrillant wetteiferten mit den Wundern von Versailles und Marly, zugleich aber wurde das von Herzog Georg erbaute Schloß zu Hannover der Schauplatz einer grausigen Tragödie, von welcher der Schleier bis jetzt noch nicht gelüftet ist. Das mysteriöse Begebniß, das spurlose Verschwinden des wegen seiner Schönheit und Ritterlichkeit gefeierten Grafen Philipp Christoph von Königsmark, ist so oft schon erzählt, das damit zusammenhängende Schicksal der Prinzessin Sophie Dorothea von Braunschweig-Celle, der Gemahlin des obengedachten Kurprinzen Georg Ludwig, jener unglücklichen und unschuldigen Gefangenen von Ahlden, so oft zum Vorwurfe historischer und romantischer Darstellung gemacht worden, daß wir auf diese gräßliche Episode des deutschen Hof- und Fürstenlebens um so minder zurückkommen mögen, als ihr eigentlicher Vorgang doch immer in Dunkel gehüllt bleiben wird. Ob und bis zu welchem Umfange auch Ernst August selbst in dem entsetzlichen Drama mitgewirkt hat, sei dahin gestellt. Soviel ist indeß gewiß, daß er seiner Schwiegertochter von vornherein mit Kälte nnd Abneigung begegnete, daß er eine gerichtliche Untersuchung des Verbrechens und die Bestrafung der Thäter nicht gestatten wollte und daß seine Geliebte, die berüchtigte Gräfin Platen, ein Weib von dämonischer Leidenschaftlichkeit, das den ganzen Hof tyrannisirte, eine der Hauptrollen in dem Schauderstücke spielte.

Unter solchen Umständen konnte von einem wirklich herzlichen Verhältnisse des Kurfürsten zu seiner Gemahlin wol schwerlich die Rede sein. Doch ließ Ernst August niemals die äußeren Rücksichten aus den Augen, die er seiner Gattin schuldete, wußte, selbst hochgebildet und aufgeklärt, ihre gelehrten Beschäftigungen und Freund-

Digitized by Google

schaften zu würdigen und theilte ihre Bestrebungen zur Versöhnung der streitenden christlichen Religionsgesellschaften. Umgekehrt fand auch die Fürstin Geschmack an stattlicher Vertretung des Hauses und sympathisirte mit seinen Anstrengungen, sich höhere politische Geltung zu erringen. Setzte sie doch all ihre Kraft und Klugheit ein, das Erbe der britischen Krone ihrer Familie zu sichern, was durch den Beschluß des englischen Parlamentes von 1701, die sogenannte protestantische Successionsacte, auch geschah. Im Uebrigen aber schuf sie, ohne sich den Anforderungen des Hoflebens zu entziehen, mitten im Wirbel seiner Ergötzungen und Festlichkeiten, sich eine eigne Welt, in der sie den Bedürfnissen ihres regen Geistes Genügen bereiten, mit Leibnitz an die erhabensten Aufgaben der menschlichen Forschung herantreten und einer ihr seelenverwandten Tochter die angemessene Erziehung geben konnte.

Leibnitz bedeutet Hannovers höchsten Glanz, ihre Freundschaft mit ihm hat Sophie's Namen verewigt. Von Ernst August's Vorgänger und Bruder, dem Herzog Johann Friedrich, aus freier, doch mißlicher Lage in Paris als Rath und Bibliothekar nach Hannover berufen, sah sich der große Denker und Mathematiker, den eben seine Erfindung der Differentialrechnung beschäftigte, plötzlich in den Dienst eines Fürsten versetzt, der zwar die außerordentliche Bedeutung des Mannes nicht verkannte, Leibnitz aber zum Werkzeuge seiner undeutschen Politik, seines mit Frankreich liebäugelnden Particularismus zu gebrauchen suchte, leider erfolgreicher als sich von dem gefeierten Gelehrten erwarten ließ, der kurze Zeit vorher für den Kurfürsten von Mainz, den trefflichen Johann Philipp von Schönborn, im antifranzösischen Sinne, Ludwig's des Vierzehnten Absichten auf Deutschland entgegen gewirkt hatte. Der Regierungswechsel in Hannover rettete Leibnitz aus der falschen Bahn, in die er gedrängt worden war, und lenkte seine Thätigkeit von Neuem auf deutschpatriotische Ziele, denn Ernst August, obschon leichtfertig und verschwenderisch, war ebenso aufrichtig deutsch gesinnt, wie sein Bruder sich zu Frankreich und französischem Wesen geneigt hatte. Jetzt erstieg Leibnitz den Gipfelpunkt seines Strebens, jetzt dachte er nicht mehr daran, durch allerhand wissenschaftliche Chimären, wie durch seine „Pasigraphie," eine allgemeine

Digitized by Google

internationale Zeichensprache, sich den Beherrscher Frankreichs zu gewinnen und in den Lichtkreis des „Einzigen," des „Unsterblichen" gezogen zu werden, von nun an blieb Hannover seine Heimat, bis an sein Lebensende die Stätte seines großartigen, nach den verschiedensten Richtungen hin ausgebreiteten gelehrten und gemeinnützigen Wirkens, wie der Abglanz seines Ruhmes auf Hannover fiel und sein Eifer, seine politischen Einsichten und weltmännischen Verbindungen nicht geringen Antheil hatten an der Erhebung des jüngern Braunschweig'schen Hauses.

Vom sechszehnten bis in das erste Viertel des achtzehnten Jahrhunderts war die Religion, was uns gegenwärtig die Politik ist: Gegenstand des allgemeinsten und eifrigsten Interesses für die öffentliche Meinung. Auch Leibnitz versuchte sich mit Vorliebe in der Lösung religiöser Aufgaben. Bereits am Hofe Johann Philipp's von Mainz hatte er sich mit dem Gedanken eines allgemeinen Christenthums, einer Union der verschiedenen christlichen Bekenntnisse getragen, in Hannover fand er sowol Ernst August wie dessen Gemahlin diesen Ideen geneigt und bereit, ihre praktische Durchführung thatkräftig in die Hand zu nehmen, in demselben Sinne, wie im Jahre 1677 Sophie's Bruder, Karl Ludwig von der Pfalz, zu Mannheim eine „Eintrachtskirche" gründete, „in welcher alle drei Religionsgenossenschaften abwechselnd, jede in ihrer Weise, Gott verehren sollten, und dieselbe durch einen lutherischen, einen reformirten und einen katholischen Geistlichen einweihen ließ, die unmittelbar nacheinander predigen mußten." (Vergl. K. A. Menzel, Neuere Geschichte der Deutschen, bei Karl Bindermann a. a. O. II. 1. 281.) Auch am preußischen Hofe werden wir nachher noch die gleichen Unionsversuche auftauchen sehen, die allerdings nicht vom Erfolge gekrönt waren, aber der Zeit unstreitig zur Ehre gereichen, jedenfalls zu größerer Ehre, als die Verschärfung des confessionellen Zwiespalts, die unsere Tage trübt und den Sieg eines über willkürliche Glaubenssatzungen erhabenen freien Menschenthums in immer weitere Ferne rückt. Zu allen Gliedern von Ernst August's Familie stand Leibnitz in mehr oder minder engen Beziehungen; alle erkannten mit Dankgefühlen an, wie sehr seine Leistungen als Rechts- und Geschichtsforscher, als Politiker und

Digitized by Google

Diplomat dem neuen Aufschwunge des alten Welfengeschlechtes zu gute kamen, alle fanden sich selbst und persönlich geehrt durch die Auszeichnungen, die ihrem Historiographen in so reichem Maße und von so mannigfaltigen Seiten gespendet wurden — vom deutschen Kaiser, der ihn zum Freiherrn und Reichshofrath ernannte, wie von Peter dem Großen, der ihm den Titel eines geheimen Rathes verlieh —, am innigsten jedoch schlossen sich die beiden Frauen des Hauses, die Herzogin Sophie und später auch ihre Tochter Sophie Charlotte, dem seltenen Manne an, der ein so erstaunenswerthes Feld menschlicher Geistesthätigkeit beherrschte, der den geringfügigsten industriellen und technischen Specialitäten seine Aufmerksamkeit nicht versagte und die idealsten Regionen der Wissenschaft durchmaß. Und in diesem gegenseitigen Verkehre war nicht Leibnitz allein der Gebende. Wie viele Anregungen seine philosophischen Speculationen durch die geistvollen Fürstinnen empfingen, die beide so gern über Urgrund und Endzweck der Dinge, über das große Räthsel von Welt und Leben grübelten, die in den stillen Baumgängen von Herrenhausen und Lützenburg mit ihm so manches Mal die edelsten Interessen der Menschheit erörterten, wie ja, nach des Philosophen eignem Bekenntnisse, aus seinen mündlichen und schriftlichen Unterhaltungen mit Sophie Charlotte seine „Theodicee" hervorging — das lesen wir aus den uns erhaltenen Briefen, die zwischen Leibnitz und seinen wissensdurstigen Freundinnen gewechselt worden sind, einem schönen Denkmale zugleich der ächt menschlichen Theilnahme, welche das Verhältniß der Drei über fürstliches Wohlwollen und dienstbeflissene Ergebenheit so hoch emporhob. Neben philosophischen und wissenschaftlichen Fragen, Staats- und Dynastieangelegenheiten, bilden die intimsten Familien- und Personalmittheilungen den Inhalt des Briefwechsels und zeugen von dem unbeschränkten Vertrauen, welches die fürstlichen Frauen in Leibnitz setzten.

Bei einer jener Promenaden im Schloßgarten von Herrenhausen begab sich eine Scene, deren Erzählung, weil der Vorfall so oft, nicht selten indeß falsch citirt wird, an dieser Stelle eingeschaltet sei. Der Philosoph lustwandelte an Sophie's Seite und brachte den Satz zur Sprache, daß zwei Dinge nie ununterscheidbar gleich

Digitized by Google

seien; selbst unter all den Blättern der Bäume, unter denen man dahin schritt, werde man nicht zwei vollkommen gleiche finden, fügte die Kurfürstin hinzu. Einer der dem Paare folgenden Höflinge, ein Mann von Geist und Leibnitz befreundet, meinte darauf, es dürfte doch wol nicht allzuschwer sein, aus der Fülle von Laub zwei sich durchaus gleichende Blätter herauszufinden; die Kurfürstin bat ihn, den Beweis für seinen Einwand erbringen zu wollen, und sofort eilten er und andere Cavaliere, unter Beihülfe der Diener, ganze Körbe von Blättern herbeizuschaffen. „Nun ging es an ein Aussuchen und Vergleichen, und die ganze Gesellschaft war voll Eifer damit beschäftigt, einen philosophischen Satz sehr unphilosophisch zu erweisen oder zu bestreiten. Indeß konnte Leibnitz die Unterscheidbarkeit auch der ähnlichsten Blätter immer leicht darthun." Kant brachte nachmals in seinen Vorlesungen über die Logik dies ergötzliche Geschichtchen sehr gern an, bemerkte dabei jedoch lächelnd, „sein großer Vorgänger hätte sich die Mühe sparen und nur kurz sagen dürfen, daß die Verschiedenheit zweier fast völlig gleicher Dinge schon dadurch erwiesen sei, daß jedes in seinem und nicht in des andern Raum sich befinde." Zweifelsohne aber war die in Herrenhausen versuchte negative Argumentation für ein nicht philosophisch geschultes Publicum sachentsprechender und unterhaltender. (Vergl. K. A. Varnhagen von Ense, Leben der Königin von Preußen Sophie Charlotte. S. 194/95).

Die Kurfürstin Sophie erfreute sich bis an ihren Tod nicht nur des vollen Besitzes ihrer Geisteskräfte, sondern auch einer ungewöhnlichen körperlichen Rüstigkeit. Der scharfsinnige irische Freidenker John Toland, der Vorläufer des modernen Materialismus, der im Gefolge des englischen Gesandten, des Grafen Macclesfield, zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts nach Hannover gekommen und als ein Hauptagitator für die Berufung des Hauses Braunschweig auf den britischen Thron von der Kurfürstin mit besonderem Wohlwollen empfangen worden war, schildert die letztere in dem einige Jahre darnach zugleich englisch und französisch veröffentlichten Berichte seiner Reisen in Deutschland, wie folgt: „Was das Alter betrifft," schreibt er, „so hat man Mühe zu glauben, daß die Fürstin bereits in ihrem drei und siebenzigsten Jahre steht, da sie keine

Digitized by Google

einzige Runzel im Gesicht und noch alle ihre Zähne hat; auch liest sie selbst die kleinste Schrift ohne Brille, sogar Abends in der Dämmerung; und geht so fest und gerade einher wie die jüngste Dame. Eine größere Spaziergängerin denn sie habe ich niemalen gesehen; bei gutem Wetter promenirt sie alle Tage eine bis zwei Stunden, bisweilen noch länger, im Garten zu Herrenhausen, oft genug zur Ermüdung ihrer Begleiter und Begleiterinnen. Die gute Gesundheit, deren sie genießt, ist auch wol die Ursache ihres heitern und muntern Gemüthes." Desgleichen äußert Toland seine Verwunderung über die umfänglichen Kenntnisse der Kurfürstin in Sprachen und Wissenschaften. „Sie redet, sagt er, Holländisch, Hochdeutsch, Französisch, Italienisch und Englisch so gut, daß man ungewiß wird, welche von diesen Sprachen als ihre Muttersprache zu erachten ist; insbesondere aber drückt sie sich im Englischen so rein und so leicht aus wie eine geborne Engländerin. Und bei solcher Gelehrsamkeit ist sie in allen weiblichen Handarbeiten doch sehr erfahren und gar fleißig." (Vergl. Johann Georg Heinrich Feder, Sophie Churfürstin von Hannover im Umriß. S. 99—101).

Von Sophie's heiterm und lebhaftem Temperamente berichtet namentlich auch ihre Nichte Elisabeth Charlotte von Orleans, die nicht müde wird, die Tugenden von „ma tante" zu preisen und hervorzuheben, wie die Kurfürstin bei allen ihren wissenschaftlichen Bestrebungen, während sie sich in das Studium ihrer Erdgloben und Himmelskarten vertiefte, während sie Leibnitz in die schwierigsten mathematischen Berechnungen und in die Metaphysik seines Monadensystems folge, doch nie ihren Geschmack an den Freuden der Natur verloren und in ihnen Zerstreuung und Trost bei den mancherlei Widerwärtigkeiten und Kränkungen gesucht habe, die ihr zumal nach dem Tode ihres Gemahls und durch ihren eignen Sohn, den spätern König Georg den Ersten von England, zu Theil wurden. Dann flüchtete sie in ihren geliebten Garten von Herrenhausen, „um sich dort am Gesange der Nachtigallen zu ergötzen und Alles, was sie betrüben könnte, sich aus dem Sinne zu schlagen."

In diesem schönen Parke von Herrenhausen, dessen mächtige Fontaine noch heute das Staunen seiner Besucher erregt, nahte ihr auch der Tod, mit linder Hand. Eines Sommertags in den

Digitized by Google

Schattenanlagen des Schlosses lustwandelnd, sank sie, jählings vom Schlage getroffen, der sie begleitenden Hofdame, ihrer alten Freundin, entseelt in die Arme. Es war am 8. Juni 1714, wenige Monate nur, ehe sie ihr vier und achtzigstes Lebensjahr vollendet hatte.

Kurfürstin Sophie von Hannover war die Genossin einer ereignißvollen, denkwürdigen Zeit. In ihrer Kindheit und Jugend noch Zeugin der Greuel und Verheerungen des dreißigjährigen Krieges, sah sie darauf die Enthauptung ihres Oheims Karl's des Ersten von England und die Herrschaft Crommell's an sich vorüberziehen, trat Friedrich Wilhelm von Brandenburg, Ludwig dem Vierzehnten von Frankreich und Peter dem Ersten von Rußland näher, erlebte den zweiten Sturz der ihr verwandten Stuarts und endlich noch die Geburt ihres glorreichsten Sprößlings, ihres Urenkels Friedrich's des Zweiten von Preußen, der durch seine unsterblichen Thaten die Welt mit Bewunderung erfüllen sollte, der ruhmvollere Geistesnachkömmling seiner ruhmvollen Ahnfrau. Wie auch das Ausland von Sophie urtheilte, das bekundet das Wort des französischen Poeten Chevreau, der sie in Versailles kennen lernte. „In ganz Frankreich," ruft er aus, „ist kein schönerer Geist aufzufinden als die Herzogin Sophie von Hannover."

II.

Noch bedeutender und berühmter aber als die also gefeierte Mutter ist deren Tochter Sophie Charlotte. Sie lebt noch heute im Andenken ihres Volkes, sie lebt im Namen eines Ortes fort, der im Laufe der Jahrhunderte fast Eines geworden ist mit der benachbarten Weltstadt an der Spree, jenes anmuthigen Charlottenburgs, das ein Lieblingsziel der Berliner Lustwandler bildet. Dort flüstern die Linden und Kastanien des Schloßgartens noch von der seltenen Frau, die sich einst in ihren Laubschatten erging; dort reden die Säle und Gemächer noch von der geistvollen Gesellschaft, die sich, von den Banden des höfischen Ceremoniels, doch nicht auch der feinen Sitte gelöst, um die „philosophische Königin" versammelte; dort sehen wir die Züge des edlen Antlitzes, die leuchtende hohe Stirn, die tiefblauen sanften Augen, die majestätische Haltung der schönen Fürstin in Weidemann's Bildnisse gefesselt.

Digitized by Google

Sophie Charlotte war ein Sonntagskind, geboren am 20. October 1668 auf dem Schlosse zu Iburg, damals als Ernst August noch Fürstbischof von Osnabrück war und keine anderen Aussichten in der Welt zu haben schien, als das mäßig glänzende Dasein eines nachgebornen Prinzen von mittlerem Hause zu führen. Die außergewöhnlichen Geistesanlagen des auch körperlich auf das Glücklichste begabten Kindes entwickelten sich schon frühzeitig und setzten die selbst so talentvollen und hochgebildeten Eltern in freudiges Erstaunen. Namentlich die Mutter, die sich die Erziehung der hoffnungsvollen Tochter mit rastlosem Eifer und persönlicher Bethätigung angelegen sein ließ, wie sie ihre Einsicht und ihren Scharfblick zunächst schon in der Wahl der Hofmeisterin an den Tag legte, deren Händen sie das lebhafte Mädchen anvertraute. Es war dies jene nämliche ausgezeichnete Frau von Harling, die vorher die wilde kleine Pfälzerin, unsere nachmalige biedere Herzogin von Orleans, unter ihre treue Obhut genommen hatte, dieselbe, an welche Elisabeth Charlotte ihre vertraulichsten Briefe schrieb, Briefe, in denen die ganze Wärme ihres deutschen Gemüthes, ihres tiefen weiblichen Gefühles zum Ausdrucke kam, während sie in ihrer übrigen Correspondenz sich mehr noch von der Seite ihres weltklugen Verstandes und ihrer schalkhaften Laune zeigte.

Kaum siebenjährig, sprach Sophie Charlotte bereits Französisch, Italienisch und Englisch mit überraschender Geläufigkeit. Daneben studirte sie emsig Latein, übte und liebte die Musik und begann schon jenen merkwürdigen Forschungsdrang zu äußern, jenes unermüdliche Streben, in das Wesen der Dinge und Erscheinungen einzudringen, von dem Leibnitz später bewundernd meinte: sie begehre selbst das „Warum des Warum" zu wissen. Das Jahr 1680 ward zur Epoche für die jugendliche Prinzessin, es führte sie mit Vater und Mutter, die inzwischen ihre Residenz in Hannover aufgeschlagen hatten, nach Italien, wo ihr Anregungen zu Theil wurden, die ihrer Geistesstimmung den Dominantaccord verliehen. In Italien bildete Sophie Charlotte ihren Geschmack an schöner Kunst und kunst- und schönheitsvoller Lebensgestaltung, in Italien vertiefte sich ihre Neigung zur Musik, in Italien fesselten die beiden Fürstinnen einen Gelehrten an sich, den Abbate Hor-

Digitized by Google

tenſio Mauro, der, für den Dienſt des herzoglichen Hofes gewonnen, in Hannover die Eindrücke wachhielt und pflegte, die jenſeit der Alpen empfangen worden waren.

Kurze Zeit nach ihrer Heimkehr aus Italien begegnete die Prinzeſſin dem Manne zum erſten Male, der drei Jahre darauf ihr Gemahl werden ſollte. Es war im Bade zu Pyrmont, einem der vornehmſten Modebrunnen jener Tage, wohin Sophie Charlotte ihre Mutter begleitet hatte. Dort traf man unter mehreren anderen hohen Häuptern der Zeit auch den großen Kurfürſten Friedrich Wilhelm von Brandenburg und ſeinen Sohn den Kurprinzen Friedrich ſammt deſſen kränkelnder Gemahlin Eliſabeth Henriette von Heſſen-Caſſel. Sonder Zweifel iſt es in Pyrmont geweſen, wo der künftige König von Preußen, von Geiſt und Schönheit des jungen Mädchens betroffen, den Gedanken faßte, ihr ſpäter einmal näher zu treten, wenigſtens erwies er der dreizehnjährigen Prinzeſſin ſeine beſondere Aufmerkſamkeit, ebenſo in Berlin, wo das hannover'ſche Herzogspaar, eifrig darum bemüht, ſich in der Gunſt eines Mannes von der Geltung Friedrich Wilhelm's von Brandenburg zu befeſtigen, einige Monate danach ſeinen Beſuch abſtattete. Sophie Charlotte entzückte den kurbrandenburgiſchen Hof; ob ſie ſich ſelbſt indeß von einem Prinzen angezogen fühlte, der zwar erſt in ſeinem fünf und zwanzigſten Jahre ſtand, doch durch einen unglücklichen Fall in zarter Kindheit körperlich verunſtaltet und überhaupt von dürftigem Aeußern war, dabei ſeltſam feierliche und ſteife Manieren hatte, die mit der impulſiven Lebhaftigkeit der jungen Hannoveranerin gewaltig contraſtirten — davon berichtet die Geſchichte nichts, wir möchten es jedoch bezweifeln.

Wie in Berlin, ſo ward Sophie Charlotte auch in Verſailles gefeiert, wo ſie mit ihrer Mutter ein volles Jahr, von 1683 bis 1684, verbrachte; zumeiſt im Verkehre mit ihrer Couſine, der Herzogin von Orleans, gelegentlich auch bei ihrer Tante, jener originellen Aebtiſſin von Maubuiſſon, von der weiter oben die Rede geweſen iſt. Ludwig der Vierzehnte ſowol, wie die andern Mitglieder des königlichen Hauſes, zeichnete die hannoverſchen Damen in von ihnen ſchwerlich erwarteter Weiſe aus; die Mutter intereſſirte den Monarchen durch ihre immer ſchlagfertige Zunge, die ſich an dem

Digitized by Google

fremden Hofe in Respect zu setzen wußte, die Tochter frappirte ihn durch ihren persönlichen Liebreiz nicht minder als durch die Sicherheit ihres Auftretens, die Reife ihres Urtheils und ihr umfassendes Wissen, das dem König um so größere Achtung abnöthigen mochte, je geringfügiger seine eigenen wissenschaftlichen Kenntnisse waren. Sie gefiel ihm so gut, daß er sich mit dem Plane getragen haben soll, sie einem Prinzen seiner Dynastie zu vermählen. Möglich, daß Ludwig der Vierzehnte von dieser Idee flüchtig berührt worden ist, vielleicht in der Hoffnung, eventuelle Erbschaftsfälle für neue Annectionen ausbeuten zu können, zu greifbarer Gestalt gedieh die Combination indeß nicht, auch dürften von der einen und der andern Seite erhebliche Schwierigkeiten zu überwinden gewesen sein. Ein Religionswechsel der Prinzessin wäre von Frankreich unbedingt gefordert worden, und es bleibt fraglich, ob Mutter und Tochter sich hierzu verstanden hätten, wenngleich die erstere allem schroffen Confessionalismus widerstrebte und die letztere, um sich dem Bekenntnisse ihres dereinstigen Gemahls anzubequemen, wie kirchlich gesinnte Geschichtsschreiber behaupten, „ohne allen bestimmten Glauben aufgewachsen war." Gewiß ist, daß König Ludwig mehrmals versuchte, auf eine Bekehrung hinzuwirken, jedoch ganz ebenso erfolglos, wie man sich vordem in Rom bemüht hatte, Sophie der katholischen Kirche zuzuführen.

Mittlerweile traten andere Gedanken hinsichtlich einer Verheirathung der schönen und geistvollen Prinzessin von Hannover in den Vordergrund. Die Gattin des Kurprinzen Friedrich von Brandenburg, schon lange krank, war ihren Leiden erlegen, und der jugendliche Wittwer, der die Begegnung zu Pyrmont nicht vergessen hatte, trug, mit den Wünschen seines Vaters übereinstimmend, Sophie Charlotte seine Hand an. Noch während des Aufenthalts der beiden Fürstinnen in Frankreich eröffnet, wurden die Verhandlungen im Jahre darauf glücklich zu Ende gebracht, trotz des hartnäckigen Widerstandes, den des Großen Kurfürsten zweite Gemahlin Dorothea, geborene Herzogin von Holstein-Glücksburg, — dieselbe, die, um ihre eigenen Kinder zu fördern, Zwiespalt säete zwischen Vater und Sohn und, wie das Gerücht geht, dem ihren eigensüchtigen Absichten im Wege stehenden Kurprinzen sogar Gift gereicht haben

Digitized by Google

soll, — gegen die Verbindung geltend zu machen trachtete. Mit zahlreichem und imposantem Gefolge reiste Friedrich im September im Jahre 1684 nach Hannover ab, leider ohne seinen Vater, der vom Podagra daheim zurückgehalten ward, und am 28. desselben Monats feierte ein prunkvolles Fest im Lustschlosse zu Herrenhausen die Vermählung des jungen Paares, dem zu Ehren mehrere Tage hindurch noch andere pomphafte Lustbarkeiten veranstaltet wurden, die dem Kurfürsten Ernst August Gelegenheit darboten, seinen italienisch gebildeten Geschmack und seine Prachtliebe in reicher Abwechselung zu entfalten. Eine kleine Episode bei dem Trauungsacte selbst trübte freilich die Feierstimmung in Etwas. Kurprinz Friedrich hatte seine jugendliche Braut mit einem kostbaren Ringe beschenkt, den einst seine verstorbene erste Gattin getragen hatte, einem edelsteinbesetzten Goldreif in der Gestalt zweier verschlungener Hände mit den eingegrabenen Worten: „à jamais," dieser Ring aber zerbrach jählings, als ihn Sophie Charlotte sich an den Finger stecken wollte, was abergläubisch als verhängnißvolles Zeichen gedeutet und mit dem Versprechen in Zusammenhang gebracht wurde, das Friedrich seiner sterbenden Gattin gegeben haben sollte, keine zweite Ehe eingehen zu wollen.

Das ominöse Zwischenspiel hinderte indeß nicht, daß noch glanzvollere Feste als die in Herrenhausen und Hannover gesehenen den Einzug der Neuvermählten zu Berlin bezeichneten, der am 4. November unter den Jubelrufen des Volkes bewerkstelligt wurde. Die wunderliebliche junge Frau, die noch nicht ihr siebenzehntes Jahr erfüllt hatte, bezauberte Groß und Klein, nicht am wenigsten den greisen Kurfürsten, der die neue Schwiegertochter durch eine Menge von Ergötzungen und Feierlichkeiten zu ehren bestrebt war. So hatte er auf dem Stallplatze — der gegenwärtigen Breiten-Straße — ein eigenes Theater erbauen lassen, auf dessen Bühne von den Prinzen, den Cavalieren und Damen des Hofes ein großes heroisches Ballet, „der Götter Freudenfest" betitelt, getanzt wurde, wie die gute kurbrandenburg'sche Residenz zu Cölln an der Spree Aehnliches noch nicht bewundert hatte.

Ehe wir aber Sophie Charlotte auf ihrem Lebensgange in der märkischen neuen Heimat weiter begleiten, sei uns ein flüchtiger

Digitized by Google

Blick auf diese selbst und auf die Zustände verstattet, welche Preußens nachmalige erste Königin dort vorfand. Wie traurig war die Lage des Landes gewesen, wie armselig und unscheinbar hatte sich Berlin dargestellt, als Friedrich Wilhelm im Jahre 1640 seinem schwachen Vater Georg Wilhelm in der Regierung des Kurfürstenthums nachfolgte! Furchtbar lagen Städte und Dörfer, Fluren und Aecker der Marken verwüstet, grauenvoll hatten Schweden und Kaiserliche an Spree und Havel, an Oder und Elbe gewüthet, allenthalben Mangel und Hunger die Bevölkerung decimirt, und noch gebot der Fremde im Lande. Friedrich Wilhelm's Thatkraft wußte jedoch Aenderung zu schaffen. Er gründete das erste stehende Heer in Brandenburg, ein Häuflein, das Anfangs freilich nur dreitausend Mann betrug, verstand es, sich zwischen den streitenden Parteien thunlichst freie Hand zu sichern, und gewann eine entscheidende Stimme in den Friedensverhandlungen zu Osnabrück und Münster, bei Ende des Krieges weitaus der mächtigste unter den Kurfürsten des Reichs. Friedrich Wilhelm war es, der die verschiedenen Provinzen und Landestheile seines Territoriums zu einem einheitlichen Ganzen verschmolz; er wurde der Gründer der preußischen Monarchie, er bahnte dieser die Wege zum Großstaate, den sein Urenkel Friedrich der Zweite aufgerichtet und Kaiser Wilhelm der Erste zur Weltmacht entwickelt hat. Er sorgte aber auch unablässig für das Wiederaufleben des zu Boden geworfnen, leiblich und geistig dahinsiechenden Volkes und durfte am Schlusse seiner fast ein halbes Jahrhundert begreifenden Herrschaft mit freudigem Stolze auf die von ihm errungenen Erfolge zurückschauen.

Namentlich waren auch Umfang und Wohlstand von Berlin, dessen Bürger in Folge des Krieges und der mit ihm verbundenen Unbilden sich auf die Zahl von dreihundert vermindert hatten, durch seine Anstrengungen wesentlich gehoben, Ordnung und Sauberkeit in den Straßen der Stadt, wo bis dahin die Schweine ungestört ihr Wesen trieben und Schutt und Unrath sich ruhig anhäufen durften, nach Möglichkeit hergestellt, ihre Feuerlöschanstalten verbessert und noch manche andere Einrichtungen zu Nutzen und Annehmlichkeit getroffen worden. Anstatt der alten märkischen, einigermaßen plumpen Kernhaftigkeit begannen feinere Bildung und

Digitized by Google

eleganterer Geschmack bei den Bewohnern der Residenz Platz zu greifen, die allerdings die Ziffer von etwa zwanzigtausend noch immer nicht merklich überschritten. Ein Freund der schönen Kunst, hatte der Kurfürst, der auf seinen häufigen Reisen nach den Niederlanden die dortigen reichen Bildercabinete und Gemäldegalerien aus eigner Anschauung kennen gelernt, selbst ähnliche Sammlungen angeordnet und von dorther eine Colonie von Malern nach Berlin verpflanzt; hatten doch holländische Liebhabereien damals in Deutschland vielfach Eingang gefunden, wie die Neigung der Zeit sich vorwiegend den Kunstschöpfungen der niederländischen Schule und ihrem etwas derben, aber gesunden Realismus zuwandte. Dabei zierte Friedrich Wilhelm seine Hauptstadt mit unterschiedlichen Werken monumentaler Architektur und seine Schlösser mit schmuckvollen Gärten, wie dergleichen die Mark Brandenburg bisher nicht zu Gesichte bekommen hatte, besiedelte den Friedrichswerder mit Wohnhäusern und legte die nach seiner Gemahlin genannte Dorotheenstadt an, während er auch die ihm von seinem Vater hinterlassene Hofmusik auf einen stattlichen Fuß erhob und in seinem Kammersänger Prevost eine Virtuosenberühmtheit jener Tage besaß.

Vor Allem waren es jedoch die in Brandenburg so gastfreundlich aufgenommenen französischen Flüchtlinge, jene reformirten Réfugiés, zum Theil den vornehmsten und vermöglichsten Familien ihres Vaterlandes entstammend, darunter Männer und Frauen von überlegner Bildung, die, wie ihnen der preußische Gewerbfleiß seine ersten Anfänge zu verdanken hat, zur Verfeinerung der Sitten, der Lebensgewohnheiten und Umgangsformen in der Mark und besonders in Berlin nicht wenig beitrugen, allein mit der französischen Sprache, die an harmonischem Ausbau und leichter Beweglichkeit unser damaliges barbarisch-schwerfälliges Deutsch so sehr übertraf, nach und nach auch wälsches Wesen, wälsche Putzlust und Ueppigkeit, wälsche Frivolität und Ausschweifung bei uns einbürgerten. An den Hof und von ihm in die aristokratischen Schichten der Gesellschaft waren mit der vortrefflichen Oranierin, der Kurfürstin Louise Henriette, die einfach-ernsten holländischen Frauentrachten gekommen, die sich von der landüblichen Prunklosigkeit kaum unterschieden, mit der Ansiedelung der französischen Protestanten in der

Digitized by Google

Mark vollzog sich eine völlige Kleiderumwälzung. Die etwas steife und langweilige Ehrbarkeit in der äußern Erscheinung der Frauenwelt wich der gefälligen und zierlichen, doch kostspieligen und leichtfertigen Pariser Mode, so daß die Moralisten der Zeit gegen die mehr und mehr einreißende französische Unschicklichkeit mit scharfen Worten ins Gericht gingen. Insbesondere eiferte man wider die „alamodischen erhöhten Fontangen," jene von der Herzogin von Fontanges, einer von Ludwig's des Vierzehnten Geliebten und der Tonangeberin der fashionablen Eleganz, ersonnenen thurmhohen Haarfrisuren, und wider das mehr als nothwendige Enthüllen der weiblichen Büste, und veröffentlichte gegen den „umgehenden Eitelkeitsteufel" Carricaturzeichnungen und Schriften, die sich viel anstößiger gebahren als die Sache selbst, die sie bekämpfen wollen.

Friedrich Wilhelm der Große von Brandenburg leuchtet vor allen zeitgenössischen Fürsten Deutschlands durch seinen aufrichtigen und einsichtsvollen, standhaften und opferwilligen Patriotismus hervor. Er erkannte klar die Gefahr, die dem Reiche von dem ländergierigen Nachbar im Westen drohte; er ließ sich zu keinerlei Bündniß mit Ludwig dem Vierzehnten verleiten; er trat allein gegen die Franzosen in die Schranken, als sie mit brutaler Gewaltthat in Holland einbrachen; er zeigte in dem Allen einen so genialen staatsmännischen Blick, daß auch im Süden des Vaterlands die Augen auf ihm als dem einzigen Retter in der Noth zu haften anfingen; er erniedrigte sich niemals zu einem Anbeter der Sonne von Versailles, niemals zum Nachäffer ihres verderblichen Glanzes — dem Strome der von Frankreich sich verbreitenden moralischen und socialen Einflüsse vermochte indessen auch er nicht Halt zu gebieten; mußte er sich doch ohnedies davon überzeugen, wie mächtig die hugenottisch-französischen Elemente dem geistigen und volkswirthschaftlichen Aufschwunge seiner Staaten und ihrer Bewohner zu gute gekommen waren.

So sehen wir auch an den Gestaden von Spree und Havel den Adel und das vornehme Bürgerthum mehr und mehr in den Bannkreis französischer Sitte und Unsitte gerathen, bis, zumal unter Friedrich Wilhelm's Nachfolger, der höchsten Auszeichnung genoß, wer sich in Kleidung und Wohnung, in Sprache und Lebensart so

Digitized by Google

undeutsch wie möglich präsentirte. Wie die Erzieher und Erzieherinnen der Prinzen und Prinzessinnen ausschließlich Franzosen und Französinnen sein mußten, so auch in den Familien vom Stande. „Aus jener Zeit rühren die sogenannten französischen Demoiselle her, welche es nicht unterließen, ihren Zöglingen eine Verachtung gegen vaterländische Sitten und Gebräuche beizubringen.“ Da dieser französischen Erziehung ein so großes Gewicht beigelegt wurde, so mochte man ihrer bald auch in den Bürgerhäusern nicht entbehren; wer es daher nicht vermochte, seinen Kindern eine eigene Französin zu halten, der vereinigte sich mit anderen Familien zu gemeinschaftlicher Anstellung einer „französischen Demoiselle,“ und „daraus entstanden wiederum die berüchtigten und bezüchtigten Pensionsanstalten, die in der Folge, da die noch religiösen Französinnen wegstarben und thörichte Närrinnen an ihre Stelle traten, so großes Unheil in Brandenburg wie in ganz Deutschland angerichtet haben.“ Alles Französische hatte den Vorzug und wurde überall bewundert und nachgeahmt, und das, während die Deutschen in den Schlachten des spanischen Erbfolgekrieges mit Erbitterung gegen die Franzosen kämpften, während Frankreich und sein eroberungssüchtiger König in Deutschland gehaßt wurden, während die Tieferblickenden sich über den Charakter der französischen Civilisation keineswegs täuschten und die Folgen der hereinziehenden Wälschthümelei voraussagten. Aber dem Zuge, der durch die Welt ging, ließ sich nicht mehr wehren: die französischen Cultureinflüsse schmeidigten wol die deutsche Ungelenkigkeit, doch auf Kosten der deutschen Sittenreinheit, Biederkeit und Einfalt.

Wie schnell französische Art und Manieren in Berlin namentlich heimisch wurden, darüber klagte bereits im Jahre 1689 eine merkwürdige Schrift, aus der einige der bezeichnendsten Stellen mitgetheilt seien. Das jetzt sehr seltene Buch, drei Bände in Groß-Quart, führt den wundersamen Titel: „Der Teutsch-Französische Modengeist, wer es lieset der verstehets, Gedruckt zum Geyersbergk,“ und leiht dem Unwillen Ausdruck, den der ungenannte Autor über die Französisirung seiner vordem so „guten und einfachen“ Brandenburger empfindet. „Sonsten,“ heißt es darin, „wurden die Franzosen bei denen Teutschen nicht ästimiret, heute zu Tage können

Digitized by Google

wir nicht ohne sie leben und muß alles Französisch seyn. Französische Sprache, französische Kleider, französische Speisen, französischer Hausrath, französisch Tanzen, französische Musik, französische Krankheiten, und ich befahre, es werde auch ein französischer Tod darauff erfolgen, weil ja die hierdurch verübten Sünden nichts anderes prognosticiren. — — — Die meisten teutschen Höfe sind französisch eingerichtet, und wer an denenselben versorget sein will, der muß französisch können und besonders in Paris, welches gleichsam eine Universität aller Leichtfertigkeit ist, gewesen seyn, wo nicht, so darf er sich keine Rechnung am Hofe machen. Wer einen Lakayen bei einem Hofbedienten (Hofbeamten) agiren will, muß in der französischen Sprache erfahren seyn, und dahero heißt es:

Wer nicht französisch kann,
Der kömmt zu Hof nicht an.

Indessen möchte dies noch hingehen — — — allein es ist auch bis auf Privatpersonen und bis zu dem Pöbel gekommen, und man darf sich nur in denen Städten umsehen, so wird man befinden, daß Alles Französisch ist. Wenn die Kinder kaum ausgekrochen sind und nur vier oder fünf Jahre zurückgeleget, so werden sie gleich dem französischen Moloch aufgeopfert und zu den französischen Galanterien angeführet. Wenn ein Kind so zu sagen kaum den Kopf aus Mutterleib gestecket, — — — so sind die Eltern schon auf den französischen Sprach- und Tanzmeister bedacht. In Frankreich redet Niemand teutsch, außer etwa die Teutschen unter einander, so sich darinnen auf halten; aber bey uns Teutschen ist die französische Sprache so gemein worden, daß an vielen Orten bereits Schuster, Schneider, Kinder und Gesinde dieselbige zu reden pflegen. Ist's nicht wahr, daß die meisten Eltern, so etwas von Condition seyn (oder daß ich recht rede, Krämerichen, Jubilirer) alles dasjenige, was sie erwarben, an ihre Kinder, obgleich nicht zum Nutzen, dennoch zum Verderben derselben anwenden? — — — Will ein Junggesell heute zu Tage bey einem Frauenzimmer adresse haben, so muß er mit französischen Hütigen, Westen, galanten Strümpfen ꝛc. angestochen kommen. Wenn dieses ist, mag er gleich sonst eine krumme Habichtsnase, Kalbes-Augen, Buckel, (oder wie es andere, die dergleichen Personen affectionirt sind, hohe

Digitized by Google

Schulter nennen), Raffzähne, krumme Beine und dergleichen haben, so fragt man nichts danach; genug, daß er sich nach langem lernen à la mode frans stellen kann. Man hält ihn für einen recht geschickten Kerl, ob er gleich sonst nicht für einer Fledermaus erudition im Kopff, und anstatt des Gehirns Heckerling hat. Er ist und bleibt Monsieur, bevoraus, wenn er etwas weniges parliren kann. Seit das Monsieur bey uns Teutschen eingerissen und eingeschlichen, reden es auch itzo alle Mägde, Knechte, Stieffelschmierer. Kömmt man zu einem Schneider und will sich was machen lassen, kann aber mit ihm nicht eins werden, ist er behend mit Monsienr heraus, solchen zu persuadiren. Siehet man einen Handwerks-Kerl, absonderlich der hinter dem Kachelofen gewandert, einem andern einen Dienst thun, so ist er gleich bereit und spricht Musi, ich sage Danck. Gehet man vor ein Tobacks-Krämigen vorbey, ruffen sie bald zu: Musi, beliebt ihm was von gutem Toback u. s. w. und solcher gestalt wird das allerliebste Französische Wörtlein so sehr verhünzelt und zerstümpelt, daß es zu bejammern ist. Ist dennoch solche französische Sprache also unter uns eingerissen, daß fast keiner ihrer entbehren kann, wo er anders unter denen Leuten fortkommen will. Denn will sich ein Studiosus um eine Condition oder Information bewerben, wird er gleich gefraget, ob er parliren könne, wo nicht so sey es vergebens, daß er sich darum bewerbe — — — wir müssen uns demnach also beklagen:

> Die teutsche Sprach kömmt ab, ein' andre schleicht sich ein,
> Wer nicht Französisch redt, der muß ein Simpel seyn."

In dieser kräftigen Ausdrucksweise macht der anonyme Verfasser des originellen Werkes seinem gekränkten Nationalgefühle Luft; hie und da zweifelsohne übertreibend und carrikirend, hat er im Allgemeinen aber gewiß Fug und Recht, seine Stimme gegen die immer tiefer in das Volk hinabdringende Verwälschung und Sittenverderbniß zu erheben. Die französischen Tänze, die Rigodons, Ouvertüren, Bourrées und wie sie sonst noch heißen; die theueren und unheilvollen Reisen der vornehmen deutschen Jugend nach Frankreich; die wälschen Galanterieen, auf die selbst „Näh- und Klöppelmägde" bedacht seien; die französischen Liebesbillets, „so man aus denen Romans zusammengestoppelt;" die barocken Coiffüren

Digitized by Google

der Damen, die fortwährend aus Paris in Deutschland eintreffen, und noch eine Menge anderer neumodischer Arten und Unarten werden in seinem Buche mit kernigen Tadelworten gegeißelt. Jene Frauenkopftrachten schildert er z. B. folgendermaßen: „Die Köpffe sehen aus, daß man dafür erschröcket und es nicht weiß, ob es Schweinsköpffe seyen, oder ob sie Ruß-Butten feil tragen? Wie viel tausend mahl sind die Häubigen bißher geändert worden! Bald trägt man Standarten, bald Cornet-Hauben, bald fliegende Fahnen, bald Wiedehoppen-Nester u. s. w. Und ist das allerärgste, daß nicht nur das Frauenzimmer deßwegen selbst in Frankreich reiset, sondern auch noch Model oder angekleidete Puppen aus Frankreich bringen läßt für viel Thaler: damit man ja genau des Teuffels Hoffart nachmachen könne." Von der lächerlichen Rococophantasie jener sogenannten Mouches oder Schönpflästerchen, die damals als unerläßliche Ergänzung jeder feinen Damentoilette galten, sagt er: „Damit sie (die Franzosen) die Blümgen in ihren Gesichtern bedecken mögen, haben sie die Schattir-Fleckigen ersonnen. Dieses haben auch unsere teutschen Jungfern nachgeaffet, und zum öfftern auff die Schattir-Pläftergen Fliegen, Käfer, Hasen, Esel, Bähre, Schaff, Rinder und Schwein geschnitten, daß also die Franzosen nichts so närrisch haben ausspintisiren und ersinnen können, welches die Teutschen nicht viel närrischer hätten nachahmen können; Ist demnach so weit gekommen, daß wo man nur hört, daß etwas Französisch sey, man es gleich auch beliebet nachzumachen, sollte es auch gleich so abgeschmackt herauskommen, daß nichts darüber. Hören sie, daß es denen Frauenzimmern wohl anstehe, wenn sie hohe Hüfften haben, so sind sie gleich bemühet, dergleichen, weil es ihnen (nach ihrem Verstand) die Natur versaget, sich selbst zu machen. Und da müssen denn bald alle Schnupftücher und also genannten Salueten herhalten, damit sie hierinnen den vermeynten Defect der Natur ausfüllen mögen. Zwar dieses möchte noch hingehen, wenn sie nur bey ihrer Weibertracht verblieben, wo sie sich nicht auch in Mannes-Habit verkleideten."

Die Nacheiferung selbst der absonderlichsten Pariser Modeextravaganzen wurde in Berlin zu einer epidemischen Manie, welche die seltsamsten Gebilde zu Tage förderte. Spottet doch Friedrich

Digitized by Google

der Große, daß die Berliner Damen jener Zeit schon angefangen hätten, sich Männer aus Paris zu verschreiben, was noch unter dem großen Kurfürsten in der That vorgekommen ist. Die Mutter des bekannten Dichters und Diplomaten Friedrich Rudolph Ludwig von Canitz war es, die sich in dritter Ehe mit einem Edelmanne aus der Normandie, einem Baron Brumboc de la Larray, vermählte, den sie nie zuvor gesehen, sondern, durch Andere auf den eleganten Cavalier aufmerksam gemacht, brieflich um seine Hand ersucht hatte — einem abenteuerlichen Herrn von geckenhaftem Aeußern, der in Berlin, wo vor Eintreffen der Refugiés französische Figuren und Sitten noch nicht so alltägliche Erscheinungen waren, ungemeines Aufsehen hervorrief.

Sogar der prunkliebende Friedrich der Erste fand sich bewogen, durch Verordnungen wider den am Berliner Hofe und unter der Bewohnerschaft seiner Residenzstadt überhandnehmenden und unverhältnißmäßigen Kleideraufwand und die frivolen französischen Moden einzuschreiten, wobei es uns freilich einigermaßen komisch anmuthet, wenn der in der Darlegung von Glanz und Pomp sich nimmermehr genugthuende Monarch plötzlich als Apostel der Einfachheit und Sparsamkeit auftritt und davon spricht, wie „in seinen Landen und insonderheit in diesen seinen Residenz-Städten der Luxus, die Ueppigkeit und Verschwendung in der Kleider Pracht und Ausrichtung und Gastereyen dermaßen hochgestiegen sei, daß man nicht allein des höchsten Gottes Zorn und Straffen, nach denen in seinem heiligen Wort enthaltenen gerechten Bedrohungen zu fürchten gehabt habe, sondern, daß auch die meisten Familien dadurch verarmen und ruiniret werden, und anstatt etwas beyzulegen, die Eltern ihren Kindern Schulden und Armuth hinterlassen." Dergleichen Aufwandverbote, die zumal im spätern Mittelalter an der Tagesordnung waren, haben bekanntlich niemals erzielt, was sie beabsichtigten. Auch Friedrich's des Ersten Erlaß hatte kein besseres Schicksal, im Gegentheil wurde das bekämpfte Uebel von Jahr zu Jahr ärger und ausgedehnter, wie das ja nicht anders sein konnte, wo der Hof selbst am allerwenigsten gewillt war, sich des Luxus und Franzosenthums zu begeben, vielmehr in Beidem seine Leistungsfähigkeit fort und fort bis über ihre natürlichen Grenzen hinaus

Digitized by Google

anspannte. So streifte der Prunk, der mit Juwelen und anderem kostbaren Geschmeide getrieben wurde, an orientalische Ueberschwänglichkeit. Friedrich selbst trug oft Gewänder, die von oben bis unten mit Diamanten besetzt und mit Brillantknöpfen geschlossen waren. Der Schmuck, in dem die Prinzessin Louise Dorothea Sophie am Tage ihrer Vermählung mit dem Erbprinzen von Hessen-Cassel, im Mai des Jahres 1700, erstrahlte, hatte einen Werth von vier Millionen Thalern, und ihr mit den edelsten Steinen übersäetes Brautkleid belud die Arme buchstäblich mit einer Centnerlast. Die berüchtigte Gräfin Kolbe von Wartenberg, von der wir noch weiter hören werden, nahm bei ihrem endlichen Sturze eine Summe von mehreren Millionen Thalern allein in Juwelen und Kleinodien mit nach Paris. Desgleichen verursachten die durch das Beispiel Ludwig's des Vierzehnten für jeden Mann von Welt zu einer unumgänglichen Nothwendigkeit gewordenen Perrücken, in jenen Tagen fabelhaft ungethüme Gehäuse, einen beträchtlichen Aufwand. Friedrich der Erste bezog die seinigen lediglich aus Paris, wo es zu den Hauptgeschäften seines Gesandten, des gelehrten Ezechiel von Spanheim, gehörte, diese hochwichtigen Kunstwerke zu besorgen und deren Anfertigung zu überwachen. Noch als Kurfürst schickte er einen seiner Leiblakeien, einen gewissen Pierre Savigué nach Holland und England, um dort die neuesten Fortschritte der edlen Perrückenmacherkunst zu studiren. Die erwähnten Fontangen der Damen blieben an Umfang und Unförmlichkeit hinter den Allongenperrücken der Männer nicht zurück; sie fielen in Locken gleichfalls über die Schultern hinab und blitzten von Edelsteinen und sonstigen Kostbarkeiten. (Vergl. Versuch einer historischen Schilderung der Hauptveränderungen, der Religion, Sitten, Gewohnheiten, Künste, Wissenschaften u. s. w. der Residenzstadt Berlin seit den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1786. Dritter Theil S. 366 und fg. und 377 und fg.)

Sophie Charlotte mochte die leichte französische Atmosphäre, die sie in Berlin umquoll, sympathisch anwehen, wurzelte ihre Bildung, der an allen deutschen Höfen vorwaltenden Zeitströmung gemäß, doch in französischem Grunde. Ebenso freute sie sich jedenfalls, in ihren neuen Berliner Umgebungen liebe Erinnerungen an Versailles

Digitized by Google

und Paris auffrischen, sich nach jenem Frankreich zurückträumen zu können, wo man dem jugendlichen Mädchen so huldigend entgegengekommen war; denn die den Fürstlichkeiten speciell zugetheilte Leibwache, die grands Mousquétaires, bestand damals noch durchgängig aus nach Brandenburg geflüchteten französischen Edelleuten. Am Hofe selbst war es dagegen nicht eitel Freude und Annehmlichkeit, was die Prinzessin erwartete. Friedrich und seine Stiefmutter standen sich, wenn schon nicht mehr in offener Feindseligkeit, so doch kühl und mistrauisch gegenüber, und der Kurfürst ergriff oft mehr als recht und billig für seine Gemahlin und gegen den Kurprinzen Partei; indeß gelang es Sophie Charlotte's unwiderstehlichem, persönlichem Zauber, das Herz der Kurfürstin, die sie mit unverhohlner Abneigung empfangen hatte, bald dergestalt zu erobern, daß nicht nur der Zwiespalt am Hofe sich milderte, sondern ihr auch nicht schwer gefallen sein dürfte, sich selbst die Zügel des Regimentes in die Hand zu spielen und ihren seltenen Verstand sogar in Staatsgeschäften zur Geltung zu bringen. Allein darauf ging ihr Absehen nicht. Politischer Einfluß lag ihren Wünschen fern, und überdies fühlte sie sich von Charakter und Sinnesart ihres Gemahles so wenig angezogen, vermochte den Dingen und Fragen, die ihn zumeist beschäftigten, seiner peinlichen Sorge für höfische Etikette und Entfaltung von fürstlichem Gepränge so geringes Interesse abzugewinnen, daß das Verhältniß der beiden Gatten, ohne unfreundlich zu werden, doch nie über die Schranken vornehmer Förmlichkeit hinaus trat.

So etablirte Sophie Charlotte schon von Anfang an ihren eigenen Hof am Hofe, der mit dem letzteren nicht viele Berührungspunkte gemein hatte. Während der Kurprinz sich gern nach dem Schloße von Köpnick zurückzog und dort mit seinen Günstlingen vor der profanen Welt in steifer Abgeschlossenheit verharrte, gründete seine Gattin ihre von anmuthigster Geselligkeit getragenen Cirkel, wo das Joch banaler Ceremonien abgestreift war, wo die schwerfällige Pracht nicht jedwede freie menschliche und gemüthliche Regung erdrückte, wo vielmehr in heiterem Austausche der Gedanken ein reges Geistesleben erblühte. Die eingewanderten Franzosen, Männer, „die mit edelster Persönlichkeit die ausgezeichnetsten Verdienste verbanden," bildeten die Mehrzahl der Gäste der von Sophie Char-

Digitized by Google

lotte eingerichteten Gesellschaftstage, doch sah, damals eine fast unerhörte Ausnahme, die Prinzessin auch bürgerliche Gelehrte bei sich. Aller überflüssige Luxus war aus dem vertraulichen Kreise verbannt, durften die Damen desselben doch nur in schmuckloser schwarzer Kleidung erscheinen. Auch der Spieltisch hatte in diesen intimen Gesellschaften kein Bürgerrecht, nur das Gespräch und neben diesem die weibliche Handarbeit, in der gleich ihrer Mutter auch Sophie Charlotte als Meisterin glänzte. Wol war es eine fremde Cultur, der hier eine Pflegstatt eröffnet wurde, regierte in Sophie Charlotte's unmittelbarster Nähe die französische Sprache doch so souverän, daß einer bei der Kurprinzessin verkehrenden Refugiés sich in aller Aufrichtigkeit zu fragen erlaubte, ob diese auch Deutsch verstände, über der fremdländischen Grazie und Zierlichkeit, über den französischen Witz und Geschmack, über den feinen Pariser Umgangsformen kam indessen weder die deutsche Sittlichkeit noch der deutsche Drang nach ernster Zurechtlegung und Erfüllung des Lebens zu kurz. Von Sophie Charlotte's ungewöhnlichen und auf die verschiedenartigsten Disciplinen ausgedehnten Kenntnissen erzählt Friedrich's des Ersten Oberceremonienmeister und Hofdichter Herr von Besser eine hübsche Anekdote. Auf der Rückkehr von einer mit ihrem Gemahl unternommenen Badereise nach Karlsbad in Böhmen verweilte die Kurprinzessin einige Tage in Leipzig und besuchte mehrere der dortigen Buchläden. In einem derselben traf sie den damals viel bewunderten Polyhistor Friedrich Benedict Carpzov und bereitete dem gelehrten Herrn keine kleine Verlegenheit, indem sie nach Titel und Inhalt mehr neue literarische Erscheinungen anzugeben wußte als diesem selbst bekannt waren. Einen andern Gewaltigen der Wissenschaft soll sie noch in Hannover auf den rechten Weg gewiesen haben, als er eine in Afrika gelegene Stadt mit vergeblicher Beharrlichkeit in Asien suchte.

Im Beisein des Kurprinzen und dessen Gemahlin schloß Friedrich Wilhelm der Große am 29. April 1688 zu Potsdam die Augen, die so lange und so treu für Brandenburg und für Deutschland gewacht hatten. Sophie Charlotte stand als Kurfürstin jetzt an der Spitze des Berliner Hofes und gab wenige Monate darauf, am 18. August, einem Prinzen das Leben, der, mit den Namen

Digitized by Google

des Großvaters Friedrich Wilhelm getauft, als Preußens zweiter König den Thron besteigen und durch seine strenge, aber staatsweise Haushaltung seinem größern Sohne die Regentenlaufbahn ebnen sollte. Kurfürst Friedrich der Dritte theilte seines Vaters politischen Ehrgeiz. Wie Friedrich Wilhelm war auch ihm die Erhöhung der Machtstellung und des Ansehens seiner Staaten erste und wichtigste Sorge, nur suchte er dieses Ziel weniger durch innere Kräftigung seiner Herrschaft als durch den äußern Glanz seiner Krone zu erreichen. Obschon er körperlich ein gar unscheinbarer Herr war, von der Natur so wenig bevorzugt, daß Sophie ihn scherzend ihren Aesop zu nennen pflegte, und persönlich Einfachheit und Natürlichkeit liebte, so erachtete er doch das möglichste Aufgebot von Pracht in der Gestaltung seines Hofwesens, in der Anordnung von ceremoniösen Festen und Feierlichkeiten, bei allen seinen officiellen Acten und Aeußerungen für seine unerläßliche Monarchenpflicht. Es war darum keineswegs einzig und allein kleinliche Eitelkeit oder hoffährtige Prunksucht, was diese Unerschöpflichkeit in der Darlegung fürstlichen Glanzes hervorrief, die seinem armen Lande so schwere Opfer ansann und ein Urtheil über Friedrich gäng und gebe werden ließ und in den Geschichtsbüchern stabilisirte, welches dem Fürsten und Menschen nicht nach seinem wahren Werthe gerecht wurde. Selbst sein eigner Enkel Friedrich der Große dürfte sich täuschen, wenn er seines Ahnen Bestrebungen nach einem erhabenern Range im Areopage der europäischen Herrscher lediglich auf Rechnung seiner Lust an pomphaften Schaustellungen und seines Verlangens schrieb, seine Verschwendung in den Augen der Welt durch ein plausibles Motiv zu begründen. Trotz seiner kläglichen Leibesbeschaffenheit folgte Friedrich seinem Vater zu wiederholten Malen in's Feld und stellte sich selbst an die Spitze seiner Truppen, um gegen Ludwig den Vierzehnten zu kämpfen, als dieser den frevlerischen Krieg um die pfälzische Erbschaft anfing. Wie von seinem Vorgänger ward auch von ihm der König von Frankreich bitter gehaßt, eben aber weil seine wahrhaft deutsch patriotische Gesinnung diesem Störer des europäischen Friedens widerstrebte, beeiferte er sich, in Aufwand und Luxus sich ihm zur Seite zu stellen, ohne sich klar zu machen, wie unzuläng-

Digitized by Google

lich seine Mittel zu solchen Anstrengungen bemessen waren und ohne ängstlich zu prüfen, aus welchen Quellen die für seine Zwecke erforderlichen Gelder flossen. Seinen Staaten und deren Bevölkerung am unheilvollsten wurde das Gehör, das der charakterschwächliche Regent einer Anzahl männlicher und weiblicher Günstlinge schenkte, ebenso die Hingabe an verschmitzte jüdische Wechsler und Juweliere und freche Schwindler und Goldmacher, unter den letzteren an den berüchtigten italienischen Betrüger Dominico Caetano, der sich als einen Grafen von Ruggiero einführte und mehrere Jahre lang mit seinen Gaukeleien den Monarchen derart zu fesseln verstand, daß er nicht nur fürstliche Wohnung und Verpflegung erhielt, sondern auch mit dem Charakter eines preußischen Generalmajors ausgezeichnet wurde. Es war derselbe Gauner, der vorher den von beständigen Geldnöthen bedrängten Kurfürsten Max Emanuel von Bayern, welcher ihn gar zum Feldmarschall erhob, den Kurfürsten von der Pfalz und selbst den deutschen Kaiser Leopold den Ersten bethört hatte und nachher zu Küstrin am Galgen endete. Friedrich's Favoriten, zumal der Pfälzer Graf Kolbe von Wartenberg und dessen gemeines Weib, Wittwe eines Kurfürstlichen Lakaien, Namens Bidekap, und Tochter eines Weinschenken zu Emmerich am Rhein, umgarnten Friedrich völlig mit ihren Künsten und Intriguen und spielten eine Hauptrolle beim Sturze des obschon heftigen und hochfahrenden, doch verdienstvollen Oberpräsidenten Eberhard von Danckelmann, der vom großen Kurfürsten zu seines Sohnes Hofmeister und Cabinetssecretär erwählt worden war und nachher von Friedrich Wilhelm dem Ersten, der die Unschuld des treuen Dieners kannte, rehabilitirt wurde, die ihm confiscirten Güter und Besitzthümer aber nicht wieder bekam.

Schon die Bestattung seines Vaters, die am 22. September 1688 mit königlichem Prunke vor sich ging und von den Schülern des Cöllnischen Gymnasiums durch Aufführung einer lateinischen Scene — Nestor's Tod und Exequien — auf dem Rathhause des erwähnten Stadttheils verherrlicht ward, bot dem Kurfürsten Friedrich dem Dritten den geeigneten Anlaß dar, die Pracht seines Hofes zu zeigen. Zwei Monate darauf nahm er unter den verwickeltsten Ceremonien in seiner Residenz die Erbhuldigung sämmt-

Digitized by Google

licher Marken entgegen, und im selben Jahre kamen auch die noch reicheren Festlichkeiten, welche die Geburt des Kronerben feierten. 1689 brach das Kurfürstenpaar mit dem gesammten Hofe nach Königsberg auf, um sich hier mit dem Herzogthum Preußen belehnen zu lassen, mit einem Gepränge von Pferden und Wagen — bedurfte man doch der ersteren auf jedem Postwechsel mehr als tausend — von Gefolge und festlichen Veranstaltungen, von dem die Bewohner dieser entlegenen Gegenden bisher keine Vorstellung gehabt hatten. Zwei Jahre danach ward das Beilager der Prinzessin Elisabeth Sophie mit dem Herzoge von Curland vollzogen, dessen Kosten leider die wieder hervorgesuchte Fräuleinsteuer bestreiten helfen mußte. Im Februar des Jahres 1692 erwiderte der Kurfürst Johann Georg der Vierte von Sachsen den Besuch, den ihm Friedrich einige Wochen früher in Torgau abgestattet hatte, wobei es der Pracht und Feierlichkeiten kein Ende gab. Dazwischen wurden die Luxusbauten zu Berlin eifrig fortgesetzt, insbesondere nachdem der Kurfürst den berühmten Meister Andreas Schlüter, den größten Künstler der Epoche, in seine Dienste gezogen hatte, jenen bewunderswerthen Schöpfer des ehernen Reiterstandbildes auf der Langen Brücke und der Zeughausmaskenköpfe zu Berlin, dem seine genialen Leistungen in der Folge mit so schnödem und schmachvollem Undank gelohnt werden sollten.

Aus der langen Reihe der übrigen Feste, die sich wie eine lückenlose Kette durch die Tage des Kurfürsten und Königs schlangen, Feste, die er als Oberhaupt theils seines Hauses, theils des Staates seiner Würde schuldig zu sein glaubte, seien nur noch zwei hervorgehoben, die von besonderm Glanze und, wenigstens das eine, von welthistorischer Bedeutung waren. Das erstere, dessen wir bereits flüchtig Erwähnung thaten, galt der Vermählung des Erbprinzen von Hessen-Cassel mit Louise Dorothea, des großen Kurfürsten einzigen Tochter aus seiner ersten Ehe mit Louise Henriette von Oranien. Welche Augen- und Ohrenweide gab es bei dieser Hochzeitsfeier zu genießen! Währten die Festlichkeiten doch nahezu einen Monat und brachten tagtäglich andere Lustbarkeiten und Schauspiele auf das Tapet. Unaufhörlich lösten sich Feuerwerke und Erleuchtungen einander ab, während sämmtliche Festkleider der Fürstlich-

Digitized by Google

keiten wie der zum Hof zählenden Damen und Herren aus Paris verschrieben worden waren. Die Schleppe jenes centnerschweren Brautkleides, von dem wir oben sprachen, vermochten zehn Pagen nur mit Mühe zu tragen. Am Vermählungsmahle kamen fünfhundert Speisen ohne die Zwischengerichte auf die kurfürstliche Tafel, neben welcher der Küchenmeister Christian noch sechs und achtzig andere Tafeln zu bedienen hatte. Zu den musikalisch-dramatischen Aufführungen war der kaiserliche Sänger Ballarini in Wien mit großen Geldopfern gewonnen worden; außerdem aus Paris der Lautenschläger Saint Luc und aus Dresden der Leibhautboist des Königs von Polen, Le Riche, Beide sehr renommirte Künstler ihrer Zeit. Abermals erhob sich auf dem Stallplatze zu Berlin eine kostbar decorirte Festbühne, auf der die stelzfüßigen allegorisch-mythologischen Huldigungsstücke gravitätisch über die Bretter schritten.

Noch viel imposanter und umfangreicher jedoch waren die Feierlichkeiten, als Kurfürst Friedrich der Dritte von Brandenburg nach manchen heikeln Verhandlungen, nachdem seine Gemahlin mit ihrer Mutter in Brüssel bei Max Emanuel von Bayern und im Haag bei Wilhelm dem Dritten von England die Angelegenheit persönlich geführt hatte, endlich die große Aufgabe seines Lebens gelöst sah — als er, der Zustimmung des Kaisers Leopold des Ersten versichert, am 18. Januar 1701 sich selbst die Königskrone auf das Haupt setzte, vorläufig sich blos König in, nicht von Preußen nennend, weil Westpreußen seinem Staatsverbande noch nicht angehörte. Am 16. December des Jahres 1700 unterrichtete ein bombastisches Manifest die Stände des deutschen Reichs von Friedrich's Vorhaben, und Tags darauf ward die mitten im Winter doppelt mühselige Reise nach dem damals von Berlin noch so fernen Königsberg angetreten, der Stadt, wo der Kurfürst selbst am 11. Juli 1657 das Licht der Welt erblickt hatte. In der unmittelbaren Begleitung des hohen Paares befanden sich der zwölfjährige Kurprinz Friedrich Wilhelm und zwei von Friedrich's Brüdern; eine volle Woche hindurch aber gingen weitere Abtheilungen des Gefolges nach Preußen ab, darunter auch hundert Mann der goldstarrenden Schweizer-Garde. Die Menge von Menschen, die

Digitized by Google

Friedrich nach Königsberg begleiteten und folgten, glich mehr einer Truppencolonne als einem Reisezuge; ihre Beförderung erheischte nicht weniger als dreißigtausend Vorspannpferde, ungerechnet die Rosse des kurfürstlichen Marstalls, die in gewaltiger Anzahl von Berlin aus mitgenommen wurden.

Eine speciellere Schilderung des schon oft beschriebenen Krönungsfestes, dem die Stiftung des Ordens vom preußischen oder schwarzen Adler, am 17. Januar, vorherging, fällt außerhalb des Rahmens unserer Darstellung. Wir begnügen uns daher mit einigen Bemerkungen, die sich auf Sophie Charlotte's Theilnahme an der majestätischen Ceremonie beziehen, deren Einzelheiten der Kurfürst selbst mit seinem Ceremonienmeister von Besser und mit dem Obersten Eosander von Göthe — jenem schlauen Hofmanne, der sich nachmals an des großen Schlüter Stelle zur Leitung des Berliner Schloßbaues zu drängen wußte — auf das Genaueste festgestellt hatte. Sophie Charlotte trug ein Gewand von Goldstoff, der, von rothen Blumen durchwirkt, mit Diamanten überstreut war. Rechts an der Brust, wo die Brillanten kaum noch das Zeuch des Kleides durchscheinen ließen, prangte ein Strauß der größten Perlen, die zusammen mit den Edelsteinen einen ungeheuren Werth ausmachten. Ueber den vollen Wellen ihres natürlichen tiefschwarzen Haares leuchtete die ebenfalls über und über mit Diamanten bedeckte goldne Krone, mit welcher der König seine Gemahlin eigenhändig geschmückt hatte. All diesen märchenhaften Glanz aber überschimmerte Sophie Charlotte's wunderbare Schönheit, an der sich das Publicum nicht satt sehen konnte; war doch schon früher und, was noch schwerer ins Gewicht fällt, von Frauenmunde die Aeußerung gethan worden: wer die Ehre habe, die Fürstin zu schauen, dem sei weder Zeit noch Raum gelassen, auf Anderes als auf sie selbst Achtung zu geben. Zwei eigens für die festliche Handlung zu Bischöfen creirte evangelische Geistliche, ein lutherischer und ein reformirter, salbten in der Schloßkirche König und Königin die Stirn mit dem geweihten Oele, während das Geläute sämmtlicher Glocken der Stadt ertönte und vom Donner der Geschütze auf den Wällen und vom Gewehrfeuer der Soldaten die Winterluft erzitterte.

Digitized by Google

Bis in den März hinein setzten sich die Krönungsfeierlichkeiten fort. Der König fühlte sich in seinem Elemente inmitten dieser endlosen Ceremonien, dieser pompösen Galabanketts, dieser wechselvollen Lustbarkeiten, umringt von den Officieren seiner Trabanten, von den Generälen und Obersten seiner Armee, von der Schaar seiner Kammerherren, von den Großwürdenträgern des Staates, von den Rittern seines neuen Ordens. Für Sophie Charlotte war all die Herrlichkeit eine mit jedem Tage drückender werdende Pein; erklärlicher Weise aber konnte sie sich am wenigsten diesen Königsberger Festen entziehen, wie sie auch die zuvor angedeuteten ruhig auf sich genommen, ihren Gemahl auf seinen Besuchen an andern Fürstenhöfen, auf Reisen, sogar ins Feld begleitet hatte und sich bemühte, allen Anforderungen der von ihm aufgerichteten Versailler Etikette zu entsprechen, da Friedrich der Erste selbst den kleinsten Verstoß wider das eingeführte Ceremoniel für ein unverzeihliches Staatsverbrechen erachtete. Einmal indeß, und zwar im feierlichsten Augenblicke der Krönungsscene selbst, begegnete ihr eine kleine Vergeßlichkeit, die den König in die äußerste Bestürzung versetzte — sie zog ihre Dose hervor, eine im Jahre 1697 von Peter dem Großen von Rußland eingetauschte und mit seiner Namenschiffre verzierte goldne Tabatière, und nahm, sich die Langeweile zu kürzen, eine Prise. „Sie saß," erzählt Varnhagen von Ense in seinem „Leben der Königin von Preußen Sophie Charlotte," „auf ihrem Throne dem Könige gegenüber, hatte aber den Augenblick wahrgenommen, wo sie sich unbemerkt glauben durfte. Allein der König sah es und war tief verletzt von dieser Handlung, für die das Ceremoniel nichts vorgesehen hatte; und nicht nur verwies er es durch unwillige Blicke, sondern sandte auch sogleich einen Kammerherrn mit der Mahnung ab, sie möchte des Ortes eingedenk sein, wo sie sich befinde und des Ranges, den sie daselbst einnehme."

Welche Ueberwindung mochte es Sophie Charlotte kosten, diesen leeren Prunk zu ertragen, der gar kein Ende nehmen zu wollen schien! Nach Friedrich's des Großen Mittheilungen hatte sie ja den Feierlichkeiten nur mit Angst und Zagen entgegengesehen und zu einer ihrer Damen geäußert: sie sei ganz in Verzweiflung darüber, die nächsten Monate so angestrengt öffentlich erscheinen zu

Digitized by Google

müssen. An Leibnitz aber schrieb sie kurz vor ihrer Abreise nach Königsberg: „Glauben Sie ja nicht, daß ich diese Größe und diese Krone, aus denen man hier so viel Wesens macht, dem Reize der philosophischen Unterhaltungen vorziehe, deren wir miteinander zu Lützenburg gepflogen haben.“ Wie mochte sie sich nach diesem ihren süßen Tusculum zurücksehnen, dessen Namen mit dem ihrigen so unzertrennlich verwoben ist, das sie „eingeweiht hat für alle Zeiten“ und wo uns noch heute die Schatten ihres Weilens und Wirkens umschweben! Am linken Ufer der Spree, zwischen Berlin und Spandau, lag das kleine Dorf Lützen oder Liezen, das Eigenthum des Oberhofmarschalls von Dobrzynski, der Sommers dort ein bescheidenes Landhaus bewohnte. Auf ihren Spazierfahrten hatte Sophie Charlotte die zwischen Wald und Wiesen gar freundlich am Wasser sich hinziehende Besitzung gesehen und Wohlgefallen daran gefunden. Sie kaufte daher Dorf und Wohnstätte, allein die letztere erwies sich für die Bedürfnisse eines Hofhaltes als viel zu klein, und so übernahm es der Kurfürst, seiner Gemahlin auf dem von ihr erworbenen Grund und Boden einen fürstlichen Lustsitz anlegen zu lassen. Nach den vom berühmten Le Nôtre, dem Schöpfer der Versailler Gärten, entworfenen Plänen nahm ein aus Paris verschriebener Gartenkünstler, Godeau mit Namen, die Umwandelung des Terrains in Angriff, während das Schloß selbst von Schlüter erbaut, im Innern jedoch leider von Eosander von Göthe architektonisch ausgeschmückt wurde, der sich auch bei der Kurfürstin so einzuschmeicheln verstanden hatte, daß sie von ihm als von ihrem „Bauorakel“ spricht. Im Jahre 1695 begonnen, ward Lützenburg — so hieß man das neue Lustschloß — am 11. Juni 1696 unter feierlicher Einweihung von der Kurfürstin bezogen, doch hatte es noch nicht die Ausdehnung und Gestalt, die es gegenwärtig besitzt; es bestand nur aus dem eigentlichen Corps de Logis. Den rechten Flügel fügte König Friedrich der Erste erst später an, den linken Friedrich's des Großen Baumeister, der Freiherr Hans George Wenceslaus von Knobelsdorf, der Erbauer von Sanssouci bei Potsdam.

Möblirung und Ausstattung des im heitern italienischen Stile errichteten Palastes sind zum großen Theile nach Sophie Charlotte's

Digitized by Google

eignen Angaben hergestellt worden, elegant und prachtvoll und den feinen Geschmack der Besitzerin bezeugend. Kostbare Wandbekleidungen und Vasen, Statuen und Gemälde zierten die Gemächer, in deren einem ein Kaffetisch mit vollständigem Geräthe aus gediegenem Golde allgemeine Bewunderung erregte. Wer heute die ewig denkwürdigen Räume durchschreitet, die von der Gestalt der geist- und schönheitsvollen Fürstin verklärt worden sind, dem wird vor Allem aber ein Zimmer des Erdgeschosses in der Erinnerung haften. Es enthält eine außerordentlich reiche und interessante Sammlung chinesischen und japanischen Porcellans, dem sich damals mehr als jetzt die von Holland verbreitete Liebhaberei der vornehmen Welt zuwandte. Die Mehrzahl dieser theuren Gefäße und wundersamen Figuren ist von Sophie Charlotte zusammengebracht worden, zumeist durch die Vermittelung des kurbrandenburgischen Gesandten von Schmettau im Haag.

Lützenburg, dem, ihr Andenken zu ehren, Friedrich der Erste nach dem Tode seiner Gemahlin den Namen Charlottenburg beilegte, wurde fortan Sophie Charlotte's Lieblingswohnung, ihre wahre Herzensheimat, wenn gleich sie die gänzliche Vollendung von Bau und Einrichtung ihres Landsitzes nicht erlebte; kam u. a. das Orangeriehaus mit seinem großen Mittelsaale und seinen Seitencabinetten doch erst im Jahre 1712 zu Stande. An Charlottenburg denken wir, taucht das Lichtbild der seltenen Frau in unserem Geiste auf; nach Charlottenburg müssen wir uns versetzen, wollen wir Preußens erste Königin in den Umgebungen aufsuchen, in denen sie das reine Glück einer dem Banne der Alltäglichkeit und ihrer gemeinen Sorgen und Interessen entrückten edlen Menschenseele genoß. In Charlottenburg erfreute sie sich des männlichkräftigen Gedeihens ihres Sohnes, den sie vielleicht zu zärtlich liebte, um die Heftigkeit seines Temperamentes und seiner schon früh sich verrathenden derben Neigungen nach Gebühr zu zügeln. In Charlottenburg zimmerte sie sich eine gewissermaßen ideale Existenz zurecht, ein Dasein, wie es nur auserwählten Geistern und vom Schicksal bevorzugten Sterblichen zum beneidenswerthen Loose fällt, ein dem Umgange mit hervorragenden Männern und Frauen, der Pflege von Tonkunst und Bühnenspiel, dem Studium bildender Schriftwerke

Digitized by Google

und der Beschäftigung mit den höchsten Problemen des menschlichen Denkens gewidmetes Leben. Hier, im mündlichen und schriftlichen Meinungswechsel mit Leibnitz und mit anderen berühmten Denkern und Gottesgelehrten ihrer Zeit zeigte sie sich als die „philosophische," die „republikanische Königin," wie sie wol genannt worden ist, aus der erhabenen Welt ihrer Ideen lächelnd herabblickend auf die kleine Menschenwelt mit ihren von Unnatur und Hochmuth geschaffenen gesellschaftlichen Schranken, ihren Standesvorurtheilen und ihrem Aberglauben. Von Charlottenburg übte sie ihre niemals ruhende großherzige Wohlthätigkeit. Von Charlottenburg ergingen die Anregungen zu mehreren der bedeutsamsten Stiftungen und Anstalten für die Pflege von Kunst und Wissenschaft, die Friedrich's des Ersten Regierung den Nachruhm sichern, wenn ihre Mängel und Verschuldungen längst vergessen sein werden. Charlottenburg war bei Weitem nicht das größte, bei Weitem nicht das reichste, bei Weitem nicht das glänzendste unter den Fürstenschlössern jener Tage, an geistiger Herrlichkeit aber stand es unter den ersten. Da war kein anderes, weder in Deutschland noch in der Fremde, wo man besser verstanden hätte, dem Leben einen zugleich anmuthsvollen und würdigen Inhalt zu geben, keines, wo man sich vom Kasten- und Kirchenzwang so unbeengt in die Regionen des freien Gedankens, zu den Anschauungen eines von Dogmen und Pfaffentrug erlösten Menschenthums aufschwang und doch die Religion selbst nicht als Ballast über Bord warf. Und, so fragen wir, wo ist heute ein Charlottenburg, wo eine Sophie Charlotte, der einer der ausgezeichnetsten Denker und Gelehrten seiner und aller Zeiten nachrief: „Diese große Königin besaß eine unglaubliche Wissenschaft höherer Dinge, so daß ich selbst viel von ihr empfangen habe?" Charlottenburg war der Vorläufer von Rheinsberg und Sanssouci, die Großmutter die Pfadfinderin für den Enkel, der von ihrem Hofe sagte: er sei „ein Tempel gewesen, wo das heilige Feuer der Vesta ewig brannte, eine Freistatt der Gelehrsamkeit und wahrhaft feiner Sitte."

Friedrich der Erste hieß die geistigen Bestrebungen seiner Gemahlin und ihre Verbindung mit namhaften Gelehrten willkommen, der Glanz von Kunst und Wissenschaft durfte ja einem großen Hofe nicht fehlen. Insbesondere wußte er Sophie Charlotte's von

Digitized by Google

Hannover stammenden nahen Beziehungen zu Leibnitz zu schätzen und suchte diese auch seinerseits eifrig zu befördern, wie er selbst sich durch seinen Hofprediger Jablonski schon früher mit dem berühmten Philosophen in Briefwechsel gesetzt hatte, um diesem den ihm sehr am Herzen liegenden Plan einer Vereinigung der beiden protestantischen Kirchen zur Begutachtung mitzutheilen. Später ward Leibnitz persönlich an den preußischen Hof geladen und hier auf das Schmeichelhafteste aufgenommen, als auf Sophie Charlotte's Anstoß der Kurfürst damit umging, seinem Ruhmeskranze durch Gründung einer Akademie der Wissenschaften ein neues Blatt einzuwinden. Im Mai des Jahres 1700 langte der Gefeierte zu Berlin an, um zwei Monate danach, bei der am 11. Juli erfolgenden Stiftung der Akademie, oder, wie sie Anfangs heißen sollte, der Societät der Wissenschaften, zum beständigen Vorstand derselben und zum kurfürstlichen Geheimen Rathe ernannt zu werden.

Wie man sich denken kann war Sophie Charlotte hocherfreut, ihren philosophischen Freund wieder einmal auf längere Zeit in ihrer Nähe zu wissen, und dieser fast täglich bei ihr in Lützenburg, wo oft die späte Nacht erst ihrer Unterhaltung ein Ende machte, wo die Bäume und Blumen des Gartens so manchmal den Gesprächen des im Mondlichte durch die Anlagen wandelnden Paares lauschen konnten. Damals ist es gewesen, wo Sophie Charlotte's Forschungsdrang Leibnitz den Ausruf abnöthigte, nur das Warum des Warum könne sie befriedigen, damals, wo er in den Briefen, die er an die Kurfürstin Sophie nach Hannover schrieb, ein lebendiges Bild von dem geist- und genußreichen Treiben am Lützenburger Hofe entwarf. Unter Anderem schildert er ein Maskenfest, das Sophie Charlotte zur Feier des kurfürstlichen Geburtstages und zugleich zu Ehren der neuen Akademie am Tage nach der solennen Gründung derselben auf dem Theater ihres Landsitzes veranstaltete. Es stellte einen Dorfjahrmarkt vor, auf welchem die Kurfürstin selbst, von ihren Türken in einer Sänfte getragen, als Quacksalberin auftrat und in ihrer Bude die absonderlichsten Wundermittel und seltsamsten Heilgeräthschaften feil bot. Auch Leibnitz war eine Rolle in dem Maskenscherze zugedacht gewesen, die Figur eines Astrologen, der mit dem Fernrohr in der Hand

Digitized by Google

dem aus einer Loge dem Spiele zuschauenden Kurfürsten allerhand glückverheißende Weissagungen machen sollte. Nicht zum Bedauern des Philosophen jedoch erbot sich der uns schon bekannte Graf von Sayn-Wittgenstein, jenes Stelle einzunehmen, der nun seinerseits sich den günstigsten Platz aussuchte, um Alles mit ansehen und der Kurfürstin von Hannover das Fest beschreiben zu können. Der Kurprinz Friedrich Wilhelm stellte einen Taschenspieler vor, der, wie Leibnitz versichert, das Becherspiel mit erstaunlicher Gewandtheit ausführte, was uns einigermaßen befremdlich erscheint, wenn wir uns die derbe, vierschrötige Gestalt des nachmaligen Soldatenkönigs vergegenwärtigen. Natürlich war das Ganze von eleganten französischen Versen begleitet, nur die Endworte, von einem Herrn von Flemming gesprochen, lauteten auf gut pommerisch:

„Vivat Friedrich und Charlott!
Wer's nicht so meint, ist ein Hundsfott."

Der Kurfürst war als holländischer Matrose verkleidet und verließ gelegentlich seine Loge, um die in den Buden aufgestellten Gegenstände zu besichtigen oder zu kaufen.

So hatten denn neben der ernsten Forschung und wissenschaftlichen Unterhaltung auch Scherz und Heiterkeit ihren Platz am Lützenburger Musen- und Grazienhofe, ja zuweilen scheint der Strom der Ergötzlichkeiten in ziemlich breitem Bette dahingeflossen zu sein. Meinte doch Sophie Charlotte selbst, man sollte den Namen Lützenburg lieber in Lustenburg verwandeln, während Leibnitz seiner fürstlichen Freundin in Hannover bei einer andern Gelegenheit erzählt: er sei erst Morgens um drei Uhr von Lützenburg zurückgekehrt und führe dort ein Leben, welches die Kurfürstin „ein liederliches Leben" nennen werde, wobei er hinzusetzt, er sei ganz aus seiner Ordnung und aus seinem Elemente gekommen. Von den schönen Künsten war es vornehmlich die Musik, die Sophie Charlotte mit Liebe und nicht gewöhnlicher Fertigkeit ausübte. Stundenlang ließ sie ihre gewandten Finger über die schwarzen Tasten des ihr von ihrer Cousine, der Herzogin von Orleans, geschenkten Clavieres gleiten und versenkte sich in die Weisen der gefeiertsten italienischen Meister jener Tage, der Corelli, Abbate Stefani, Stradella, Alessandro Melani, Attilio Ariosti, Scarlatti, Cesarini,

Digitized by Google

Bardini, Luigi di Mantua, Buonaventura, Monza, Buoncini, Pistochi, Gianettini, Gasparini u. s. w., deren vorzüglichste Werke in ihrer ansehnlichen auf eine Tonne Goldes geschätzten musikalischen Bibliothek ihr immer zur Hand waren. Ueberhaupt schmückte die Musik alle Cirkel und Feste in Lützenburg. Sämmtliche jüngere Mitglieder von Sophie Charlotte's Hofe waren musikalisch gebildet, zum Theil dem Künstlerthume nahekommende Dilettanten, so daß selbst größere Opern, von ihnen aufgeführt, auf dem kleinen Schloßtheater in Scene gesetzt werden konnten. Auch Friedrich der Erste, obschon selbst weder ein Instrument spielend, noch von sonderlichem musikalischen Urtheil, war ein Beschützer der Tonkunst, die ihm gleich den andern Künsten als Mittel diente, den Glanz seines Hofes zu erhöhen. Unter seinen Capellmeistern sehen wir Männer wie Franz Anton Moscarelli, Stricker, Karl Friedrich Riek, den bereits erwähnten Attilio Ariosti ꝛc., bewunderte Lieblinge der damaligen Musikfreunde. Selbst Händel zählte eine Zeit lang zu den Musikern des Berliner Hofes, den er erst nach Friedrich's des Ersten Tode verließ, um in England seine Unsterblichkeit zu gründen. Als Hofsängerin trat Catharina d'Alican, ebenfalls eine Berühmtheit ihres Faches, 1701 in die Dienste des neuen Königs.

Immer aber bildete den Grundton von Sophie Charlotte's Sein und Streben die Theilnahme an den ernsten Dingen, Fragen und Zwecken des Lebens, an dem Reiche des Gedankens, an „dem Ernst, dem heiligen, der allein das Leben zur Ewigkeit macht," wie unser großer Dichter so wahr und schön die Aufgabe des Menschendaseins bezeichnet. Das große Räthsel des Lebens zu lösen — darauf richtete sich ihr Forschen, und wenn ihr die Lösung nicht gelang, so durfte sie sich damit trösten, daß solches dem Menschengeiste nicht beschieden ist, daß ihr großer Lehrer Leibnitz den Schleier des Geheimnisses ebensowenig zu lichten vermochte wie sie und daß das Suchen der Wahrheit höhere Befriedigung gewährt als die Wahrheit selbst — nach der Versicherung jenes gewaltigen Gotthold Ephraim Lessing, der so recht ein Mann nach dem Herzen unserer philosophischen Königin gewesen sein würde, hätte das Schicksal gewollt, daß dieser Stern noch am Horizonte ihres Lebens aufgegangen wäre. Erörterungen theologischer Sätze, sogar förm-

Digitized by Google

liche theologische Disputationen nahmen Sophie Charlotte's lebhaftes Interesse in Anspruch; so veranlaßte sie eine Disputation des öfters bei ihr erscheinenden Beichtvaters des Königs von Polen, des gelehrten Jesuiten Vota, der sich bemühte, die Königin der katholischen Kirche zu gewinnen, mit zwei ausgezeichneten protestantischen Geistlichen über die Dogmen ihrer beiderseitigen Bekenntnisse und widerlegte schließlich selbst in einem elegant und lichtvoll geschriebenen Briefe die Angriffe des katholischen Priesters auf die evangelische Kirche. Auch jenem berühmten englischen Skeptiker, dem mehrfach genannten John Toland, begegnen wir zu wiederholten Malen an Sophie Charlotte's Hofe. Mit größter Aufmerksamkeit folgte diese den scharfsinnigen Deductionen, die der im Hofleben erfahrene Mann mit anmuthiger Leichtigkeit vorzutragen verstand, allein, wiewol entschiedene Feindin alles confessionellen Haders, in ihren christlichen Ueberzeugungen, im Glauben namentlich „an eine von der Schöpfung unterschiedene Weltursache, also an einen persönlichen Gott," und an eine Auferstehung nach dem Tode, ließ sich die Fürstin nicht wankend machen. Und somit hat ihr eigner Sohn zweifellos Unrecht, wenn er behauptet: „Meine Mutter war gewiß eine kluge Frau, aber eine böse Christin." Allerdings mochte ihr Christenthum etwas anders beschaffen sein als das Christenthum Friedrich Wilhelm's des Ersten. Ihr war Christus mehr das Ideal menschlicher Vollkommenheit, als der Gottessohn, und sie kam den sittlichen Geboten der Bibel nach, ob sie göttliche Offenbarung waren oder nicht; die Freiheit des Gedankens aber bedeutete ihr die Grundlage aller Sittlichkeit, und wenn sie sich nicht bis zu den letzten Consequenzen dieser Anschauung vorwagte, so war das nicht ein Mangel ihres Geistes, sondern die natürliche Folge von Zeit und Verhältnissen, deren Fesseln ja kein Mensch völlig abzustreifen vermag.

Wie seinen Aufenthalt in Hannover, so schildert Toland in seinem Reiseberichte auch sein Verweilen am Hofe Sophie Charlotte's. „Die Königin," sagt er in seinem Buche, „bringet ihre meiste Zeit in einem Palaste zu, der bei dem Dorfe Lützelburg an der Spree eine Meile von Berlin lieget, und noch nicht völlig ausgebaut ist, daher er auch von dem Dorfe seinen Namen hat; von

Digitized by Google

Berlin kann man bis dahin durch einen Park oder Thiergarten auf einer Treckschuyte zu Wasser fahren. — — — Lützelburg wird in kurzer Zeit ein sehr angenehmer Ort werden; und zwar durch Anordnung und Einrichtung Sophie Charlotte's, der allerschönsten Prinzessin ihrer Zeit, und die keinem Menschen an richtigem Verstande, an netten und wohlgesetzten Worten, wie auch an Annehmlichkeit der Conversation und des Umganges etwas nachgiebt. Sie hat gar überaus viel gelesen und kann mit allerhand Leuten von allerhand Dingen reden. Man admirirt sowohl ihren scharfen und geschwinden Geist als ihre gründliche Wissenschaft, so sie in denen schwersten Stücken der Weltweisheit erlanget hat. Ja, ich muß frei bekennen, daß ich in meinem ganzen Leben Niemand gehört, welcher geschicktere Entwürfe hätte machen, oder die Unzulänglichkeit und Sophisterei eines vorgebrachten Arguments und Schlusses hurtiger entdecken, oder auch die Schwäche und Stärke einer Meinung leichter penetriren können als eben sie. — — — Sie siehet gerne, wenn Fremde ihr aufwarten, und von Allem, was in ihren Landen merkwürdig ist, Unterricht geben. Ja, sie hat eine so genaue und rechte Erkenntniß von denen Regierungen, daß man sie in ganz Teutschland nur zu nennen pfleget die republikanische Königin, oder die es nicht mit der absoluten unumschränkten Monarchie hält. Alles, was lebhaft und polit ist, kommt an ihren Hof, und siehet man allda zwei Dinge, nämlich Studiren und Lustbarkeiten, in vollkommener Einigkeit beisammen. — — — Was ihre Person anbelanget, so ist sie eben nicht so gar lang und schmal, sondern vielmehr etwas stark von Leibe; ihre ganze Bildung ist überaus regulär, und ihre Haut sehr weiß und lebhaft; sie hat blaue Augen und kohlschwarze Haare; sie hat sehr gerne schöne Damen um sich, wie denn ihr ganzes Frauenzimmer davon voll ist."

Mit ihrer Mutter blieb Sophie Charlotte in stetem und innigstem Verkehre. Beide ausgezeichnete Fürstinnen sahen sich häufig, bald in Hannover, bald in Lützenburg und Berlin, bald auf Reisen und Bäderbesuchen, die sie gemeinschaftlich unternahmen. Nicht selten war die weltklugere und nachgiebigere Mutter die Vermittlerin, wenn zwischen dem König und seiner Gemahlin Zerwürfnisse eintraten, zumal als die anmaßende und ränkesüchtige Gräfin von

Digitized by Google

Wartenberg sich bei Friedrich dem Ersten in immer höhere Gunst zu setzen wußte und, in ihrem weiblichen Stolze verletzt, Sophie Charlotte sich lange auf das Entschiedenste weigerte, das ungebildete und hochmüthige Weib in ihrem Cirkel zu empfangen, bis die Kurfürstin von Hannover der Tochter das Vergebliche und Bedenkliche ihres Widerstandes anstellte und andrerseits den Unwillen und Kaltsinn des Königs beschwichtigte. Bei einem Besuche der geliebten Mutter in Hannover war es auch, wo sie, noch nicht sieben und dreißig Jahre alt, Allen unerwartet, ihr so schön erfülltes und weithin Freude und Segen spendendes Leben beschloß. Schon unpäßlich, fuhr sie am 12. Januar 1705 von Berlin ab; unterwegs nahm ihr Leiden — eine Halsgeschwulst — derart zu, daß sie mehrere Tage in Magdeburg Rast halten mußte, und kaum in Hannover angekommen, ward sie schwer krank zu Bette gebracht, um am 1. Februar 1705 aus einer Ohnmacht in das Jenseits hinüberzuschlummern, wo sie die Lösung des Räthsels zu finden hoffte, mit dessen Ergründung ihr erhabner Geist so eifrig beschäftigt war. Sie starb sanft und mit bewundernswerther Fassung und Ergebung. Als der herbeigerufene französische Prediger La Bergerie ihr Trost zusprechen wollte, entgegnete sie ihm mit mildem Lächeln: „Ich habe seit zwanzig Jahren der Religion ein ernstliches Studium gewidmet und mit Aufmerksamkeit die Bücher gelesen, die davon handeln; mir ist kein Zweifel übrig, Sie können mir nichts sagen, was mir nicht bekannt wäre; ich kann Ihnen versichern, daß ich ruhig sterbe." Zu ihrer Hofdame aber, einem Fräulein von Pöllnitz, die sich der herzlichsten Liebe und des rückhaltlosesten Vertrauens ihrer Gebieterin erfreute, sagte die Sterbende seufzend: „Ach, wie viele unnütze Ceremonien wird man für diesen Körper anstellen!" Ihre letzten Worte waren an ihren jüngern Bruder, den Herzog Ernst August, gerichtet. Ihm die Hand reichend sprach sie: „Adieu, mein lieber Bruder! Ich ersticke." Das Geschwür im Halse war aufgegangen; sie fiel in eine tiefe Ohnmacht und erwachte nicht wieder.

Uebermächtig war der Eindruck, den der frühe Tod der allgemein bewunderten Königin hervorbrachte. Ganz Hannover trauerte um den Verlust einer Fürstin, die es mit Stolz zu seinen Töchtern

Digitized by Google

zählte. Der Kaiserhof in Wien „legte Trauer an, noch ehe ihm von preußischer Seite die förmliche Anzeige gekommen war," und zahllos waren die Reden und Gedichte, die auf den Tod der schönen und geistvollen Königin verfaßt und gedruckt wurden, wenn sie in ihrem Bombast uns auch heute unlesbar sind.

König Friedrich der Erste, dem der Oberhofmeister von Bülow die Trauerkunde überbrachte, war außer sich vor Schreck und Schmerz. Mehrere Tage ließ er Niemanden vor sich und las wieder und wieder den rührenden Abschiedsbrief, den ihm Sophie Charlotte wenige Tage vor ihrem Tode geschrieben hatte. Auch in Berlin war die Trauer eine unsägliche, in jedem Hause, in allen Schichten der Gesellschaft, ebenso im Lande, darthuend, in welchem Maße die Verstorbene verehrt und geliebt worden war, wie ihre Menschenfreundlichkeit, ihre Offenheit, ihre Leutseligkeit, ihre Anmuth und ihr Hochsinn ihr die Herzen des Volkes gewonnen hatten. Erst am 24. März Abends zehn Uhr traf der Leichnam der Königin in Berlin ein, nachdem ihm an allen Orten, die er passirte, die höchsten und mannigfaltigsten Ehren bezeigt worden waren, wurde indeß erst am 28. Juni der Gruft übergeben, weil die Vorbereitungen zu den Bestattungsfeierlichkeiten so lange Zeit erfordert hatten. Wir brauchen kaum zu erwähnen, daß König Friedrich, Sophie Charlotte's Voraussagung erfüllend, bei diesem Trauerfeste ein Ueberschwängliches von Glanz und Pomp ins Werk richtete; kostete doch der in der Domkirche aufgeschlagene Katafalk allein eine Summe von mehr denn achtzigtausend Thalern. —

Wol ist das Haus der Hohenzollern glücklich zu preisen, daß ihm in allen Jahrhunderten Fürstinnen beschieden waren, die nicht erst ihr Stand hob und schmückte, die vielmehr ihrem Stande zu Ruhm und Zierde gereichten. Von der Gemahlin des ersten Kurfürsten aus dem Geschlechte der Zollern, jener „schönen Else" von Bayern-Landshut, die Friedrich's weise Herrschaft so einsichtsvoll und thatkräftig unterstützte, bis zur Königin Louise, deren holdseliges Bild noch heute in Aller Herzen lebt als ein Ideal ächtdeutscher Weiblichkeit — welche Reihe leuchtender Namen unter den Fürstinnen Brandenburgs und Preußens! Der Name Sophie Charlotte ist davon der leuchtendsten einer, und wenn er dem Volke

Digitized by Google

nicht wurde, was ihm der Name ihrer spätern Nachfolgerin auf Preußens Königskrone ist, so mögen wir den Grund dafür in dem Umstande suchen, daß Sophie Charlotte's Bildung der Nation eine fremde war, daß die Sprache, in der sie dachte und wirkte, sie von der großen Mehrheit des Volkes absonderte und daß die höheren Ziele ihres Strebens nur von einer kleinen Schaar erlesener Geister vollkommen begriffen und gewürdigt werden konnten. Wir bezeichneten sie oben als eine Vorläuferin Friedrich's des Großen. Als solche, als die Bahnbrecherin geistiger Bestrebungen in den höhern Kreisen, als eine Bahnbrecherin von Aufklärung und Gedankenfreiheit in Deutschland hat sie sich die Unsterblichkeit errungen, eine der ersten Stellen in der Zahl jener geschichtlichen Frauen, die den Geisteserwerb des siebenzehnten für die Entwickelung des achtzehnten Jahrhunderts fruchtbar machten.

Digitized by Google

Digitized by Google

Zweites Buch.

Aus den Tagen des Soldatenkönigs von Preussen und Ludwig's des Vielgeliebten von Frankreich.

Digitized by Google

Digitized by Google

Erstes Capitel.

Die ersten Jahrzehnte von Ludwig's des Fünfzehnten Regierung. Der Herzog von Bourbon und die Marquise von Prie. Maria Leczinska und ihre Kinder. Louise, die Carmeliterin.

I.

Philipp von Orleans war zwar kein Pariser Kind, aber eine ächt Pariser Natur; seine Lebensluft die Atmosphäre von Paris. Er erhob Paris über Versailles und legte damit den Grund, wie der modernen französischen Gesellschaft so des gesammten modernen Frankreichs. Ludwig der Fünfzehnte kehrte zu den Traditionen des alten Königthums und zur steifen Feierlichkeit von Versailles zurück, ohne doch das Aufkommen von Paris und einer Gesellschaft hemmen zu können, die ihm widerstrebte, für die er auch weder Fähigkeit noch Verständniß, nicht Bildung und geistige Beweglichkeit genug besaß. Im Gegentheile war es die Opposition gegen den starren Conservativismus des Hofes, worin die neue Gesellschaft erstarkte.

Ein kränklicher, indolenter, bigotter, von der Nation aber als der letzte schwache Zweig des erlauchten Königshauses verehrter, als Waise im Herzen getragener Knabe bestieg Ludwig der Fünfzehnte den Thron, ohne Schwung und ohne Initiative, ohne Neigung zu persönlicher Machtausübung, ohne Interesse an den Angelegenheiten des Staates, an Kunst und Wissenschaft, ohne einen Funken von der Energie seines Urgroßvaters, der sich mit jeder bedeutsamen Bestrebung, jedem merkwürdigen Ereigniß zu identificiren suchte, die während seiner Regierung die öffentliche Aufmerksamkeit beschäftigten, die geistige Bewegung zu leiten und zu überwachen, zu fördern oder zu zügeln trachtete. Wol hatte sich der Regent

Digitized by Google

bemüht, den jugendlichen Monarchen, in dessen Namen er das Staatsschiff lenkte, zu seinem Berufe vorzubilden, suchte er selbst doch ihm die ersten politischen Begriffe beizubringen und von den Aufgaben der Staatsverwaltung zu unterrichten, während der Abbé André Hercule de Fleury, ein zwar ehrgeiziger, doch milder und allen höfischen Cabalen fern bleibender Greis, auf seinen königlichen Zögling wenigstens keinen verderblichen Einfluß ausübte und die Herzogin von Ventadour als Gouvernante das schwächliche Kind mit mütterlicher Zärtlichkeit behütete. Allein Ludwig's delicate Gesundheit verbot jede regelmäßige Erziehung und jede nachhaltige geistige Anstrengung. So blieb der König Zeit seines Lebens von oberflächlichstem Wissen nicht nur, sondern ein Feind aller wissenschaftlichen und literarischen Tendenzen, wie er von einer zu seinem eignen Gebrauche dienenden Handbibliothek niemals reden hören mochte und kaum je ein Buch ernstlich gelesen hat. Ueberhaupt hatte Ludwig der Fünfzehnte nichts Königliches in seinem Wesen, er war vielmehr so zu sagen, mit einer Antipathie gegen den Thron geboren worden. Schüchtern und unbehülflich, obschon in der Folge von auffallender Körperschönheit, fand er von Kindheit an besondern Geschmack an den geringfügigsten und niedrigsten Verrichtungen des täglichen Lebens.

„Seine heitersten Stunden waren die," heißt es in P. E. Lemontey's Histoire de la Régence et de la Minorité de Louis XV. Tom II. pag. 55/56, „da er im stillen Parke von La Muette mit den Geräthen einer Milchwirthschaft hantiren und eine ihm geschenkte merkwürdig kleine Kuh pflegen durfte. Dann träumte er sich in ein Hirtenleben hinein und war glücklich in diesen Träumen. Meist schweigsam und melancholisch, äußerte er zum ersten Male eine laute Freude, als ihm sein Großvater, der König von Sardinien, eine Hacke und ein Paar zum Trüffelsuchen geschulter kleiner Hunde zum Präsente machten. Oeffentlich erscheinen zu müssen, kostete ihn auch in spätern Tagen, als seine Anmuth und Eleganz allgemein bewundert wurden, immer eine gewisse Ueberwindung, als Knabe aber vergnügte er sich am liebsten in der Gesellschaft seiner Lakaien und anderer untergeordneter Personen des ihm zugetheilten Hofes, die es darauf anzulegen schienen, in dem Kinde die Quellen aller

Digitized by Google

guten Regungen und Gefühle zu verstopfen. Waren es doch die grausamsten Ergötzlichkeiten, durch die man ihn aus seinem Stumpfsinn zu erwecken suchte. In einen großen Saal wurden Tausende armer Sperlinge gebracht, auf die man dann in Ludwig's Beisein die Stoßvögel der Falknerei losließ, die unter jenen ein entsetzliches Blutbad anrichteten. Der Schrecken, das Geschrei, der Todeskampf, das umherstäubende Gefieder, die zuckenden Leichen der unglücklichen Opfer — das sollte dem königlichen Knaben zur Unterhaltung dienen! Läßt sich ein strafbarerer Mord einer unschuldigen Kindesseele wol ersinnen? Es ist in der That zu verwundern, daß eine so furchtbare Lustbarkeit Ludwig den Fünfzehnten nur zu einem apathischen Menschen und Regenten, nicht zu einem blutgierigen Wütherich gemacht hat. Das Herz aber, die Mitempfindung für Anderer Freud und Leid, der Sinn für edlern Zeitvertreib sind ihm dadurch jedenfalls ertödtet und verwüstet worden, so daß ihn schließlich blos nichtige Vergnügungen zu zerstreuen vermochten, wie er z. B., kaum zum Jüngling erwachsen, oft mehrere Tage nacheinander vom Morgen bis in die Nacht hinein am Spieltische zubrachte. Und als er später von schwerer Krankheit genas, zeigte er sich gleichgültig gegen die mancherlei Beweise von Anhänglichkeit, die ihm bei diesem Anlasse zu Theil wurden, was selbst einer der ihm ergebensten Höflinge misbilligend bezeugt. (Vergl. Lemontey a. a. O. S. 59).

Dreizehn Jahre alt, wurde Ludwig der Fünfzehnte, nominell majorenn, in Reims unter feierlichem Gepränge als König von Frankreich gekrönt, wie wir dies in einem früheren Abschnitte bereits erzählt haben. Der Cardinal Dubois war todt, und so übernahm Philipp von Orleans, der den Staat bis dahin als Souverän regiert hatte, nun selbst den Posten des Premierministers, der erste der französischen Prinzen von Geblüt, der sich zu dergleichen Amte herbeiließ, erlag indeß schon wenige Monate darauf den aufreibenden Genüssen seines sittenlosen Lebens. Fortan war es durch Jahre eine Frau, welche factisch die Geschicke Frankreichs bestimmte, ein geldgieriges und eigensüchtiges, aber verführerisches Weib „mit dem Antlitz eines Engels und der Seele eines Dämons," wie die ganze Regierungsperiode Ludwig's des Fünfzehnten sich

Digitized by Google

als die eigentliche Epoche der Frauenherrschaft kennzeichnet, in höfischen und nichthöfischen Kreisen.

Der Regent hatte die öffentlichen Angelegenheiten in einem trostlosen Chaos hinterlassen; für seinen Nachfolger war das Spiel darum von vornherein verloren. Der Knabe Ludwig, der mit einer Gesellschaft vornehmer junger Taugenichtse in Versailles auf die widernatürlichsten Abwege zu gerathen begann, kam zur Beseitigung dieser Nöthen begreiflicher Weise nicht in Betracht, und der Mann, der, von Fleury vorgeschoben, zunächst an die Spitze der Gesellschaft trat, besaß, außer einem leidlichen ökonomischen Talente, nicht eine einzige der Geistes- und Charaktereigenschaften, die er hätte besitzen müssen, die staatliche Wirrniß nur einigermaßen zu klären, und war ohnedies nur das Werkzeug seiner Geliebten und jenes sanften, bescheidenen, frommen Abbés, der sich so geschickt im Hintergrunde zu halten und aus seinem Verstecke Alles zu leiten wußte, bis Andere die Bahn für ihn gereinigt hatten und er auf dem also geebenten Terrain selber als Herr der Situation offen hervortrat. Ein Verwandter des jungen Monarchen, der Herzog von Bourbon-Condé, Enkel des großen Feldherrn und derzeitiger Chef des Hauses Condé, ward zu Ludwig's des Fünfzehnten neuem Premierminister ernannt. Es war ein Prinz von ehrfurchtgebietender Erscheinung, aber hochfahrenden und finsteren Wesens, dabei allgemein verhaßt durch die schamlose „Gründerei," die er, wie wir schon sahen, in der Law'schen Schwindelzeit getrieben hatte, und auch sonst ein durch und durch grundsatz- und sittenloser Mensch, der mit seinen galanten und sehr leichtfertigen Schwestern auf seinem mit königlicher Pracht ausgestatteten Schlosse zu Chantilly eine frivole Welt um sich schaarte, in der sich auch Voltaire bewegte, ihre Feste à la Rabelais durch seine Verse verherrlichend.

Der „Herzog," wie er in Versailles kurzweg genannt zu werden pflegte, stand ganz unter der Herrschaft jenes gefährlichen Weibes, „in dessen Schöpfung sich Himmel und Hölle getheilt hatten," der Marquise von Prie, die unter der Maske kindlicher Naivetät eine Falschheit sonder Gleichen verbarg. Ausschweifend und leidenschaftlich, hinterging sie, wie ihren Gatten so auch ihren Liebhaber,

Digitized by Google

der ihr Alles glaubte, was sie ihm sagte, selbst wenn ihn seine eigenen Augen vom Gegentheil überzeugten. Die Marquise lieferte den thatsächlichen Beweis, welchen Einfluß die Börse sich in der vornehmen französischen Gesellschaft bereits errungen hatte. Ihr Vater war ein gewisser Plénoeuf, der sich durch Intelligenz und kühne Verachtung aller Geistesscrupel aus niedrigem Stande zum reichen Bankier und zu hoher Geltung in den Kreisen der Aristokratie emporgearbeitet hatte, die, ähnlich ihren heutigen Standesgenossen, kein Bedenken trug, die nichtswürdigsten Finanzspeculationen mit dem Schilde ihrer alten Namen zu decken und so das arglose Publicum ins Garn zu locken. Die Mutter hatte italienisches Blut in den Adern, eine durch Geist und Schönheit hervorragende Frau, die in den ersten Pariser Häusern gefeiert, ihrer Intriguen wegen aber auch gefürchtet wurde. Stolz auf die reizende Tochter, ließ sie dieser eine sorgfältige Erziehung angedeihen und erwies ihr eine fast abgöttische Liebe, bis sie eines Tages entdeckte, daß die ihr bisher gespendeten Huldigungen sich mehr und mehr dem jungen Mädchen zuwandten und dieses nur allzusehr geneigt zu sein schien, den Wettkampf mit der Mutter aufzunehmen. Von da an entbrannte zwischen den Beiden ein tödtlicher Haß, der allen Vermittelungsbemühungen des Vaters und Gatten Trotz bot und ungemindert fortglühte, auch nachdem die unnatürlichen Feindinnen längst von einander getrennt waren, während die Tochter, wider ihren Willen verheirathet, ihrem Gatten, dem Marquis von Prie, nach Turin hatte folgen müssen, wo derselbe, ewig von seinen Gläubigern gehetzt und in jeder Weise unbedeutend, als Gesandter eine ziemlich klägliche Rolle spielte.

Wie mochte das weltlustige und ehrsüchtige junge Weib aus der Oede der sardinischen Hauptstadt nach den Freuden und Aufregungen, den Abenteuern und Ränken von Paris zurückschmachten! Und kaum war sie wieder hier, so regte sich das Bankierblut des Vaters in ihr. Gierig stürzte sie sich in den tollsten Börsentaumel, von einer alten Agioteuse, einer Frau von Verrue, in die Mysterien des Glückstempels eingeweiht. Um diese Zeit war es, wo sie zu den Brüdern Pâris in enge Beziehungen trat, jenen Söhnen der piemontesischen Alpen, die, nach Paris ausgewandert, als Armee-

Digitized by Google

lieferanten unter Louvois und während des spanischen Erbfolgekrieges sich der Regierung nützlich gemacht und ungeheuere Reichthümer erworben hatten. Nach dem Zusammenbruche der Law'schen Gründungen wurden sie die allmächtigen Geldfürsten Frankreichs, besonders der eine, Pâris-Duverney, der mit der Marquise von Prie den Herzog von Bourbon und durch diesen den ganzen Staat regierte und fast ein Jahrhundert mit seinen financiellen Bestrebungen erfüllte. Denn noch als achtzigjähriger Greis war er mit den Lieferungen für die im siebenjährigen Kriege kämpfenden Truppen Frankreichs betraut worden — durch die Vermittelung seiner Gönnerin, der Marquise von Pompadour. Die vier Brüder Pâris lassen sich, soweit die Gemeinsamkeit in Frage kommt, mit der sie die Mehrzahl ihrer Geschäfte und Operationen bewerkstelligten, einigermaßen mit der zu Anfange unseres eigenen Jahrhunderts von noch bescheidneren Anfängen zur Börsenweltmacht aufsteigenden Familie Rothschild in Parallele bringen; freilich leisteten ihre geschickten Finanzmaßregeln dem Staate nur momentane Hülfe, um ihm schließlich zu unabsehbarem Verderben zu werden.

Im Hause ihrer Freundin, der erwähnten Frau von Verrue, einem der reichsten und kunstgeschmücktesten Paläste von Paris, begegnete die Marquise von Prie dem Herzoge von Bourbon, und ihren diabolischen Reizen gelang es, den zwar noch jungen, doch blasirten Mann, für den die Frauen im Allgemeinen nur noch geringe Anziehungskraft besaßen, bald völlig zu unterjochen. Das wunderbare Glück, das man ihren Börsenunternehmungen nachrühmte, das Gold, welches „die Göttin der Agiotage" wie durch den Schlag eines Zauberstabes um sich anhäufte, mochten auch dazu beitragen, den durch ihre wilditalienische Schönheit, durch den unwiderstehlichen Ausdruck ihres Sibyllenantlitzes Geblendeten sofort zu ihrem Sclaven zu machen. Ihr Ziel war erreicht, die so heiß ersehnte Herrschaft in ihren Händen — sie stand an der Spitze Frankreichs, als ihr Verehrer der leitende Minister des jungen Königs wurde. Jetzt konnte sie ihren Haß und ihre Rachsucht befriedigen — an ihrer eigenen Mutter, denn das Erste, was sie veranlaßte, war die Verfolgung aller Derer, die zu ihrer Mutter hielten. So mußte der Staatssecretär Le Blanc fallen, einer der

Digitized by Google

Vertrauten Philipp's von Orleans, nicht sowol, weil er in dem sogenannten Extraordinarium des Kriegsdepartements zu seinem Vortheil ein nach Millionen zu berechnendes Deficit hinterlassen, sondern weil er ein Freund ihrer Mutter war und, wie die Marquise behauptete, einen ihrer eigenen Anbeter im Zweikampf erschossen hatte. Der Proceß rief ein ungeheures Aufsehen hervor — er that dar, was unter einem schwachen Minister die Rachsucht eines gewissenlosen Weibes vermag. Le Blanc kam in die Bastille, um darin gefangen gehalten zu werden, auch nachdem die Richter ein freisprechendes Erkenntniß abgegeben hatten. Das Volk höhnte und insultirte die Marquise und Duverney, wenn sie sich öffentlich zeigten, Jene setzte indeß allen solchen Kundgebungen eine eiserne Stirn entgegen und herrschte mit ihrem financiellen Berather, der nun zur Verwaltung der Staatseinnahmen berufen wurde, bald unumschränkt wie am Hofe so im Lande — während der seine Zeit ersehende Fleury allerdings schon das Damoklesschwert über ihrem die Gefahr nicht ahnenden Haupte aufgehangen hatte.

Pâris-Duverney hatte in Wahrheit die Absicht, Ordnung in den zerrütteten Finanzen des Staates zu schaffen. Er ließ sämmtliche in Betreff der öffentlichen Einnahmen und Ausgaben erlassenen Verordnungen und Gesetze zusammenstellen und in zwanzig Bänden veröffentlichen; entwarf, zum Schrecken des Hofes, ein alphabetisches Verzeichniß der königlichen Gnadengehälter und ihrer Empfänger, worüber seither ein undurchdringliches Dunkel obgewaltet hatte, so daß Manche auf einen einzigen Anspruch hin die ihnen gewährte Pension zwei oder drei Male erhoben; beseitigte den Mißbrauch, welchen der Adel mit dem ihm eingeräumten Vorrechte getrieben hatte, in den Staatsforsten seinen Holzbedarf schlagen lassen zu dürfen; zog mehr als viertausend städtische Patricier zur Besteuerung heran, die durch Ludwig den Vierzehnten von allen Staatsabgaben befreit worden waren und, ohne Betheiligung der übrigen Bürger, das städtische Vermögen nach ihrem Ermessen und Belieben verwandten; gab dem Volke sein Wahlrecht bei der Besetzung der Municipalstellen zurück; versuchte das Steuersystem zu verbessern, erließ jedoch auch manche wundersame Verbote, u. a. das einer weitern Ausdehnung der Stadt Paris, und verfeindete sich dergestalt

Digitized by Google

nach und nach mit allen Classen der Gesellschaft, ohne auch nur eine einzige der von ihm geplanten Reformen wirklich durchführen zu können.

Die Marquise von Prie kannte nur selbstische Zwecke. Ihre Habgier schwoll ins Maßlose. Nicht nur bezog sie jetzt die namhafte Pension, die dem Cardinal Dubois von Georg dem Ersten zugestanden worden war, als er im Jahre 1717 das Bündniß zwischen England, Frankreich und Holland, die sogenannte Tripelallianz, zu Stande brachte, sondern verschleuderte auch diese Summen in der frivolsten Weise und trieb, um in den Mitteln zu ihrer Verschwendung nicht beschränkt zu sein, den Herzog zur Erhöhung der Steuern an, die schon schwer genug auf der Nation lasteten. Und die Brüder Pâris, die ihrem Einflusse die einträglichen Posten verdankten, die sie bekleideten, ließen den Machinationen des herrschsüchtigen Weibes willig ihre Mitwirkung, ja sie nahmen geflissentlich den Schein der Unkenntniß und Nachlässigkeit auf sich, damit ihre Gönnerin in um so hellerem Lichte erglänzen konnte. Um den Herzog von ihrem außerordentlichen Finanztalente zu überzeugen und ihm, wie als Geliebte, so auch als Rathgeberin und Minister unentbehrlich zu werden, war sie mit Duverney übereingekommen, daß er in den Anschlägen und Exposés, die er dem Herzoge von Burgund vorlegte, immer einen und den andern erheblichen Irrthum einfließen lassen und ihr die fehlerhaften Ziffern und Aufstellungen genau bezeichnen solle. Der Herzog, der, wie wir wissen, kein sonderlicher Kopf war, fand die Irrthümer nicht heraus, die denn natürlich von der Marquise auf der Stelle entdeckt und berichtigt wurden. Die Brüder Pâris heuchelten das höchste Erstaunen über einen solchen Scharfblick, der Herzog aber wünschte sich Glück, sich die Bundesgenossenschaft eines so bewundernswerthen Genies gesichert zu haben, und fügte sich allmählich in die überschwänglichsten und willkürlichsten Maßregeln, die seine Geliebte in Vorschlag brachte, wie wol er das Verkehrte und Gefährliche der ertheilten Rathschläge zuweilen klar genug erkannte. So wurde die Marquise sein Unstern und bereitete seinen Sturz vor, der von dem Actor hinter den Coulissen, dem sanftmüthigen, friedfertigen Bischof von Fréjus, längst beschlossene Sache war, beschlossen schon, noch ehe der Herzog sich im Ministerialpalaste installirt hatte.

Digitized by Google

Zu den unheilvollsten und politisch unklugsten Schritten aber, zu denen Frau von Prie ihren bethörten Verehrer drängte — unerklärlicher Weise, denn sie bekannte sich offen zu durchaus atheistischen Anschauungen — gehörte das drakonische Edict, welches unter dem Ministerium des Herzogs von Bourbon gegen die Protestanten erging, die sich während der Regentschaft voller Toleranz zu erfreuen gehabt hatten, trotz der offenen Auflehnung, zu der sie sich in Folge verschiedener fiscalischer Maßregeln im Jahre 1716 hatten hinreißen lassen. Es war der erste wichtigere Act, mit dem das neue Ministerium debutirte, viel strenger und oppressiver als die unter Ludwig dem Vierzehnten gegen die Hugenotten gerichteten Gesetze. Bei den härtesten Strafen wurde ihnen jedwede gottesdienstliche Uebung untersagt und befohlen, ihre Kinder im katholischen Glauben erziehen zu lassen. Wer zur protestantischen Confession übertrat, dessen Vermögen sollte confiscirt werden, und als ehrlos gelten, wer verstarb, ohne die Sacramente der katholischen Kirche empfangen zu haben. Acht Jahre tiefen confessionellen Friedens waren verflossen seit jener Empörung, als sich die Evangelischen in Garonne und Languedoc geweigert hatten, den geforderten Zehnten zu bezahlen, und in Montauban zu aufrührerischen Vereinigungen zusammenrotteten — und nun, nachdem alle diese Zerwürfnisse beigelegt waren, nachdem Philipp von Orleans mit der viele seiner Fehler sühnenden Milde die Mehrzahl der Insurgenten begnadigt hatte, die vom Parlamente zu Bordeaux zu den Galeeren verurtheilt worden waren, kam durch den Frevelmuth eines leichtsinnigen Weibes dies durchaus unmotivirte Gesetz, um das ganze Land zu erschrecken und nur die Väter der Gesellschaft Jesu zu befriedigen, die nicht nachließen, an der Austilgung der Protestanten in Frankreich zu arbeiten.

Blos dem Vorgehen anderer Mächte ist es zuzuschreiben, wenn das barbarische Edict nicht in seiner ganzen Härte zum Vollzuge gelangte. Noch ehe man zu thatsächlichen Verfolgungen der Protestanten schritt, protestirten die Generalstaaten, auf deren Meinung der Hof von Versailles in jenen Tagen besonderes Gewicht legte, wider das Gesetz, um die in Frankreich lebenden holländischen Kaufleute von der Strenge der Verordnung nicht betreffen zu lassen,

Digitized by Google

und so sah sich der Herzog von Bourbon genöthigt, „um einen förmlichen Widerruf des Erlasses zu vermeiden, mindestens die evangelischen Bewohner des Elsasses von den Bestimmungen der Verordnung auszunehmen," wie man sich überhaupt wohlweislich vor einer buchstäblichen Ausführung derselben hütete, da andere Staaten nicht säumten, von dem schweren politischen Fehler ihrerseits Vortheil zu ziehen. Erließ doch Schweden alsbald ein Manifest, welches die französischen Protestanten, insbesondere tüchtige Handwerker und Künstler, unter großen Versprechungen einlud, sich in Stockholm und sonstigen Städten des Königreichs anzusiedeln. Auch Preußen, dem die Aufhebung des Edicts von Nantes bereits eine so große Anzahl wolhabender und gebildeter Franzosen zugeführt hatte, erhielt durch den unduldsamen Erlaß des Herzogs von Bourbon einen neuen Zuwachs seiner zu immer reicherer Blüthe sich entfaltenden französischen Colonien.

Es läßt sich begreifen, daß dergleichen das Gemeinwohl schädigende Maßnahmen die Popularität des Ministers und seiner Geliebten um so weniger erhöhten, als auch verschiedene Steuern hervorgesucht wurden, gegen deren Rechtmäßigkeit die Parlamente von jeher protestirt hatten, so u. A. die Thronsteuer oder wie sie officiell geheißen wurde, die Abgabe der erfreulichen Thronbesteigung — le droit de joyeux avènement à la couronne — die von den Königen von Frankreich als ein ihnen zustehendes Kronprivilegium gefordert wurde, wie lächerlich der Anspruch auch ist. Sie ging darum auch nur sehr langsam und meist blos durch Anwendung von Gewaltproceduren ein und erbitterte die Gemüther auf das Aeußerste, warf aber allmählich doch eine Summe von drei und zwanzig Millionen Livres ab, von denen so manche in den Händen der Marquise hängen blieben. Nicht geringere Unzufriedenheit im Lande erregte der vom Herzog erwirkte königliche Befehl, daß „alle Register und Rechnungsbücher verbrannt werden sollten, die während des Königs Minderjährigkeit über den Actienhandel und andere Operationen der indischen Compagnie ꝛc. geführt worden seien. „Wußte man doch recht wohl, daß der Herzog, während Tausende von Franzosen dabei verarmten und materiell zu Grunde gingen, sich bei den Law'schen Unternehmungen fabelhafte Reich-

Digitized by Google

thümer erworben hatte. Er mochte es deshalb wol für zweckdienlich erachten, die Quellen seines kolossalen Vermögens in Dunkel zu hüllen, wie Frau von Prie vielleicht das gleiche Bedürfniß empfand.

Weniger zu tadeln vielleicht, wenngleich ein Act der Treulosigkeit, der Frankreich fast in einen neuen Krieg verwickelt hätte, ist eine politische That, die wir recht eigentlich als das Werk der Marquise zu betrachten haben: die Zurücksendung der spanischen Infantin Maria Anna, die Ludwig dem Fünfzehnten zur Gemahlin bestimmt und bisher in Frankreich erzogen worden war. Die Prinzessin war erst sieben, der König fünfzehn Jahre alt, von einer Verbindung der Beiden konnte mithin vorläufig keine Rede sein. Dem Herzog von Bourbon und dessen Geliebten erschien jedoch eine baldige Vermählung des Monarchen als wünschenswerth, weil sie dadurch ihre eigenen geheimen Absichten zu fördern glaubten und eine Partie im Sinne hatten, von der sie mit Grund eine Ausdehnung und Befestigung ihres eigenen Einflusses auf König und Hof erwarten durften. Nachdem man den ganzen Sommer des Jahres 1724 hindurch die wichtige Angelegenheit berathen und die Ausführung des Planes völlig der Marquise überlassen hatte, ward im königlichen Staatsrathe die Nothwendigkeit eines Verzichtes auf die spanische Heirath beschlossen und die Prinzessin nach Madrid heimgeschickt. Der König Philipp von Spanien, Ludwig's Onkel, war im höchsten Grade aufgebracht über den ihm und seinem Hause angethanen Schimpf, und alle Versuche, zu denen sich Frankreich herbeiließ, seinen Zorn zu beschwichtigen, sogar der eigenhändige Brief, zu dem es den Papst an den König bewog, um diesen mit seines Neffen Regierung auszusöhnen, blieben fruchtlos. Ebensowenig hatte freilich das Bündniß Erfolg, das Philipp mit Oesterreich gegen Frankreich abschloß, und so ging der bedenkliche Zwischenfall ohne Austrag durch die Waffen vorüber.

Inzwischen richteten sich die Pläne des Herzogs darauf, seinen jungen Souverän mit des Erstern Halbschwester, dem Fräulein von Vermandois, zu vermählen, da eine solche Verbindung die Macht des Ministers und der Marquise über den geistig unselbständigen Monarchen für alle Zeiten zu verbürgen schien. Allein Frau von

Digitized by Google

Prie mußte die unliebsame Erfahrung machen, daß weder die in's Auge gefaßte Prinzessin noch deren Mutter sich jemals als ihre Werkzeuge und Creaturen würden gebrauchen lassen, liehen doch Beide der Verachtung, die sie gegen die Maitresse des Bruders und Sohnes hegten, unverblümten und sehr energischen Ausdruck. Das Project ward denn aufgegeben und von den siebenzehn verschiedenen Prinzessinnen, die auf die betreffende engere Wahlliste gesetzt worden waren — man hatte im Ganzen hundert Prinzessinnen in Vorschlag gebracht und jede derselben in einer besondern Denkschrift einer ausführlichen Kritik unterzogen — diejenige gewählt, die ohne Land und ohne Vermögen, ohne hervorstechende Geistes- und Körpervorzüge die meiste Aussicht gewährte, der Herrschaft des Herzogs von Bourbon und seiner Gebieterin nicht hindernd in den Weg zu treten. Es war die Tochter des vertriebenen Königs Stanislaus von Polen, der während der Regentschaft Philipp's von Orleans zu Weißenburg im Elsaß Zuflucht gesucht hatte und dort, durch eine französische Pension unterstützt, einen nichts weniger als glänzenden Hofhalt führte — dieselbe Prinzessin Marie Leczinska, der kurz vorher der Herzog selbst seine Hand anzutragen entschlossen gewesen war.

Marie Leczinska, die am 16. August 1725 Ludwig der Fünfzehnte zu seiner Gemahlin erhob, stand gleich ihrem Vater ganz und gar unter der Botmäßigkeit der Jesuiten. Vom Morgen bis zum Abend von mechanischen Andachtsübungen in Anspruch genommen, dachte sie nicht daran, in den Angelegenheiten des Staates jemals eine Stimme zu gewinnen oder den König in seinen Neigungen und Leidenschaften zu beschränken; ihre Frömmigkeitsäußerungen und die Sorge für ihre Lieblingsvögel und Lieblingshunde füllten ihr täglich viele Stunden aus, und selbst in der Nacht stand sie oft zwanzig Male auf, um nach ihrer kleinen Bologneserhündin zu sehen. Gegen den Herzog von Bourbon und Frau von Brie brachte sie, von ihrem Vater dazu angeleitet, eine blinde Ergebenheit nach Versailles mit, und die Marquise verabsäumte nicht, diese Gefühle zu nähren, indem sie ihr fort und fort einschärfte, wem sie ihre Erhebung auf den Thron einzig und allein zu verdanken habe. Die Königin nahm diese Erinnerungen gläubig

Digitized by Google

auf, ihr fünfzehnjähriger Gemahl belustigte sich währenddem damit, Ordenscapitel abzuhalten, um gelegentlich sieben und fünfzig Ritter des Heiligen-Geist-Ordens auf einmal zu Comthuren zu ernennen, oder an einem und demselben Tage sieben Marschälle von Frankreich zu creiren oder die wichtige Entscheidung zu treffen, daß bei seinen Ausfahrten die Officiere der Gardes-du-Corps zur Rechten und zur Linken des Wagens bei den Hinterrädern, die Officiere der Gendarmes, Chevau-Legers und Mousquetaires aber ebenso bei den Vorderrädern zu reiten hätten. Die Marquise von Prie und ihr Geliebter durften also ihre Macht für gesichert halten — und doch standen sie bereits am Ende derselben. Sie übersahen, daß die ihnen ganz ergebene Königin auf ihren Gemahl ohne allen Einfluß blieb und daß es einen Bischof von Fréjus gab, der ruhig wartete, bis seine Stunde gekommen war. Daß man diesen Machtträger in Ludwig's des Fünfzehnten Umgebungen übersah, war ein schwerer Irrthum, noch tactloser indeß der Versuch, sich des Mannes zu entledigen. Schon lange hatte die Marquise missfällig bemerkt, welche Anhänglichkeit der König seinem ehemaligen Erzieher widmete, und verleitete demnach den Herzog zu dem unüberlegten Schritte, Fleury vom Hofe zu verbannen. Die Trennung von seinem geliebten Lehrer aber versetzte Ludwig in eine so tiefe Schwermuth, daß man den Exilirten schleunigst zurückrufen mußte; nun endlich war die Zeit da, die Fleury so gelassen erharrt hatte. Der Herzog von Bourbon und seine Geliebte fielen in die Grube, die sie dem Unentbehrlichen bedachtlos gegraben, sie wurden aus Versailles verwiesen, der Herzog auf sein Schloß zu Chantilly, die Marquise nach ihrem Gute Courbepine in der Normandie. Der Herzog war erbärmlich genug, Fleury um Gnade anzuflehen, durch einen der jungen Genossen des Monarchen, der zum Sturze des Ministers rührig mitgeholfen hatte, Frau von Prie tobte in ihrem Exile wie eine Tigerkatze in ihrem Käfig und suchte durch die wildesten Ausschweifungen ihrem Leben ein Ziel zu stecken. Umsonst. Sie mußte zum Gifttranke greifen und starb im Jahre 1707 eines grausamen Todes, bis zu ihrer letzten Stunde aber den dämonischen Reiz ihres Wesens bewahrend, der sie selbst und Andere zu Grunde richtete und noch kurz vor ihrem Tode

Digitized by Google

einen ausgezeichneten jungen Mann zu wahnsinniger Liebe entflammte.

Das Volk jubelte über den Fall des verhaßten Paares, und lange ward sein Namen nur mit Verachtung und Verwünschungen genannt, die einzige Spur, die Beider Herrschaft in Frankreich zurückließ.

II.

Der Mann, dem nunmehr die Herrschaft Frankreichs in den Schooß fiel, war ein drei und siebenzigjähriger Greis, noch eine lange Zeit aber, ein halbes Menschenleben hindurch, übte er eine fast schrankenlose Gewalt im Staate aus, die nur mit seinem 1743 erfolgenden Tode endete. So absolut, so sicher, so frei von allem Widerspruch hat nie ein König von Frankreich, selbst Ludwig der Vierzehnte nicht, regiert wie dieser milde, leise tretende, überall zum Vermitteln und Beschwichtigen geneigte Prälat. Da waren nicht die Schwierigkeiten, die sich Richelieu und Mazarin entgegenthürmten, da war keine Fronde, keine Einmischung einer eigenwilligen Königin, keine Zettelung ränkesüchtiger Frauen; der König ein Knabe, der wie durch räthselhafte Banden an seinen vormaligen Erzieher gekettet war und jedes Geschäft, jede ernstere Thätigkeit, alles Nachdenken scheute, die Nation müde, gedrückt, ruhebedürftig. (Vergl. Emile Cantrel, Nouvelles à la main sur la Comtesse du Barry etc. Introduction par Arsène Houssaye, S. 14). Trotz seinen Eigenthümlichkeiten und Fehlern jedoch bezeichnet der Despotismus des Bischofs von Fréjus und spätern Cardinals die beste Periode von Ludwig's des Fünfzehnten Regierung, erst nach Fleury's Tode wurde dieser der verächtliche und beklagenswerthe Lüstling, dessen Gestalt in unsrer Seele auftaucht, so oft wir seinem Namen begegnen, der Held des Hirschparkes und der Sclave einer Du Barry.

Das neue Haupt des französischen Cabinets — es führte nicht den Titel eines Premierministers, denn der König hatte in einer am 11. Juni 1726 im Staatsrathe gehaltenen Ansprache erklärt, daß Titel und Amt eines ersten Ministers fortan abgeschafft seien — war bedürfnißlos für seine eigene Person und sparsam, seine

Digitized by Google

Gegner behaupten, geizig, in der Finanzverwaltung des Staates. Der Wiederherstellung des öffentlichen Credits und der Neubelebung von Handel und Gewerbe galten daher seine nächsten Vorkehrungen, während er zugleich der Stimme der Gerechtigkeit und Menschlichkeit sein Ohr lieh, indem er die unschuldigen Opfer des Herzogs von Bourbon und der Marquise von Prie die ihnen willkürlich entzogenen Stellen und Rechte, Güter und Auszeichnungen zurückgab. Mehrere der Steuern, die der Erstere noch dem erschöpften Volke aufgebürdet hatte, namentlich der von jeglicher Art von Eigenthum zu entrichtende fünfzigste Pfennig, wurden erst herabgesetzt, dann völlig aufgegeben, die Ausgaben des Hofes in jeder Weise verringert, so daß man in Versailles über den „knickerigen Pfaffen" höhnte, dessen Oekonomie dem Lande doch zum Segen gedieh. Hätte Fleury's Ehrgeiz, im Purpur des Cardinals zu glänzen, ihn nicht zum Bundesgenossen der Jesuiten gemacht und zur leidenschaftlichen Verfolgung der Jansenisten und Anticonstitutionellen verleitet, d. h. jener freisinnigeren Geistlichen, welche die Anerkennung der päpstlichen Constitution, der bekannten Bulle Unigenitus, verweigerten; hätte er überhaupt ein Verständniß für die in den Geistern erwachende freiheitliche Regung besessen; hätte er in dem sich vorbereitenden Sturze der feudalen und hierarchischen Tyrannei nicht „das Ende der Welt" erblickt; hätte er die neue Zeit nicht durch den Zwang engherziger Gläubigkeit und äußerlicher Frömmelei zu bekämpfen gesucht — sein Andenken verdiente in hohen Ehren gehalten zu werden, denn der Cardinal zählte zu den sehr wenigen Männern an der Spitze des damaligen Frankreichs, denen wir den Willen des Guten und die persönliche Rechtlichkeit nachrühmen müssen.

Während der über das Meer von England herüber kommende Skepticismus sich in Paris immer weitere Anhängerkreise eroberte, während Montesquieu in seinen „Betrachtungen über die Ursachen der Größe und des Verfalls der Römer und ihres Reiches" eine vernichtende Kritik der verrotteten Zustände in Staat und Kirche, des absolutistischen und jesuitischen Systemes ausübte und auf eine neue Ordnung der Dinge als ein des Schweißes der Edlen würdiges Strebeziel hinwies; während Voltaire in seinen „Englischen Briefen" die Schale seines beißenden Witzes über französische

Digitized by Google

Gesetzgebung, Gerichtsverfassung und Verwaltung, über Theologie und Dogmatik ergoß; während sich die Pariser Schöngeister und Gelehrten, Freidenker und Aufklärer schon zu einer Gemeinde vereinigten, deren Färbung sich der höhern Gesellschaft mitzutheilen begann — hüllte sich Versailles, um seinen Gegensatz gegen diese neue Welt zu betonen und den modernen Zug der Regentschaft zu desavouiren, in die strengste Bigotterie. Ludwig der Fünfzehnte war devot von Kindheit an und seine Religiosität keine Heuchelei. Keinen Morgen versäumte er die Messe, an Sonn- und Festtagen wohnte er regelmäßig der Predigt, der Vesper, dem Schlußgebete bei und murmelte seine Paternoster und Avemaria mit inbrünstiger Andacht. Als man ihn einst veranlassen wollte, aus Gesundheitsrücksichten sich während der Fastenzeit nicht die Fleischspeisen zu versagen, gab er ernst zur Antwort: man dürfe nicht nach allen Richtungen hin der Sünde nachgeben. Ein andres Mal wünschte er sich Glück um der rheumatischen Schmerzen willen, die er empfand, weil diese Leiden eine Buße für seine Vergehungen seien, und als er eines Tages einem Armen Almosen spenden ließ, rief er aus: „Sagt dem Unglücklichen, daß er für mich bete, denn ich habe die göttliche Barmherzigkeit sehr nöthig.“ Oftmals wagte er nicht zu communiciren, weil er sich des Sacramentes nicht würdig fühlte, und jedes Kirchenfest erfüllte ihn mit Unruhe und Seelenangst, verließ ihn doch nie, selbst mitten im ausschweifendsten Genusse nicht, das Bewußtsein seiner Verschuldungen, die stete Unzufriedenheit mit sich selber, die trotz des Grundzuges seines Charakters, des rücksichtslosesten Egoismus, bis zum Selbsthasse ausartete. Denn wol sehnte er sich nach Besserung, wol sagte er sich, daß er durch sein wüstes Leben sein Seelenheil auf's Spiel setze, wol lag er oft Stunden lang in innerster Zerknirschung auf den Knien und vor seinem Beichtvater, dem Abbé Fitz-James, allein er war zu schwach, sich aus seinen sündigen Gewohnheiten zu erheben. „Er blieb im Schlamme haften, aber er dachte an das Licht,“ sagt Imbert de Saint-Amand in seiner neuesten Schrift: Les Femmes de la cour de Louis XV. S. 6.

Für's Erste jedoch glich, unter der Obhut eines greisen Priesters, Versailles mehr einem Kloster als einem Königsschlosse. Der König,

Digitized by Google

der seiner sieben Jahre ältern Gemahlin gegenüber Anfangs nur schwer die ihm angeborne kühle Blödigkeit zu besiegen vermochte, schien doch bald sich aufrichtig zu bemühen, wie ein guter Christ so auch ein guter Ehemann zu werden. Jahre lang war er das Muster eines Gatten, und nichts deutete auf die schmachvollen Ausschreitungen hin, denen der junge Monarch nachmals Kraft und Leben, Würde und Ehre preisgab. Die Roués der Regentschaft waren untröstlich über einen so tugendhaften und gottesfürchtigen Gebieter, und die Damen des Hofes zogen sich scheu zurück vor dem eisigen Blicke, den Ludwig den Künsten ihrer Koketterie entgegensetzte. Sprach man ihm absichtlich von dieser oder jener gefeierten Schönheit, dann pflegte er in den ersten sechs Jahren seiner Vermählung nur zu erwidern: „Sie ist doch nicht schöner als die Königin."

Schön war Marie Leszinska freilich nicht, aber sehr anmuthig, mit etwas männlichen, doch keineswegs derben Zügen und elęganten Wuchses, der sich besonders vortheilhaft darstellte, wenn sie zu Pferde erschien, weshalb später auch die Favoritinnen des Königs immer zu hintertreiben suchten, daß seine Gemahlin ihn als Amazone auf die Jagd begleitete. Sie hatte das beste Herz von der Welt und liebte Ludwig mit einer schwärmerischen Zärtlichkeit, die alle seine nachmalige Untreue nicht zu erschüttern vermochte. Eine Weissagung hatte ihr früher einmal verkündigt, sie werde dereinst Königin von Frankreich werden, und die Abergläubische klammerte sich an diesem Gedanken fest, als sie mit ihrem Vater von Ort zu Ort in der Verbannung umherirrte. So war der König ihr Himmel und ihre Sonne. Ihre ungekünstelte Einfachheit und Freundlichkeit entzückten alle Welt, als sie am 5. September des Jahres 1725 an Ludwig's Seite in Fontainebleau ihren feierlichen Einzug hielt, wie Voltaire, der eilte, sich mit poetischen Huldigungen beim jungen Hofe einzuschmeicheln und eine Pension von fünfhundert Livres zu ersingen, in einem Briefe an die Präsidentin de Bernières bemerkt; ihre Sanftmuth, ihre Bescheidenheit und Hingebung fesselten ihren Gatten an seine Pflicht. Weder zu fürstlichem Prunke noch zu rauschenden Lustbarkeiten geneigt, lebte sie wie eine biedere Bürgersfrau, wohlthätig und

Digitized by Google

harmlos und unabläſſig um ihre Heiligung bemüht. Schon drei Monate war ſie in Frankreich, ehe ſie daran dachte, ſich Paris anzuſehen, das für die ganze civiliſirte Welt doch einen ſo mächtigen Magneten abgab, und als ſie im October 1728 zum erſten Male die franzöſiſche Hauptſtadt beſuchte, geſchah es lediglich, um ein Gelübde zu erfüllen. Im vorhergehenden Jahre hatte ſie Zwillingen das Leben gegeben, den Prinzeſſinnen Eliſabeth und Henriette, nun wünſchte ſie ſich einen Sohn. Um ſich dieſen vom Himmel zu erflehen, nahm ſie ihre Zuflucht zur Fürſprache der heiligen Jungfrau und verrichtete ihre Andacht in den verſchiednen unter den Schutz der Madonna geſtellten Pariſer Kirchen. Dieſer einzige Zug charakteriſirt Maria Leczinska's Geiſtesrichtung; ſie ebenſowol wie der König ſtand der Bewegung fremd und antipathiſch gegenüber, die ſich der Literatur und durch ſie des gebildeten Theiles der Nation mehr und mehr bemächtigte.

Das Flehen der Königin ward erhört. Am 4. September 1729 gebar ſie den erſehnten Sohn. Im Laufe von zehn Jahren von 1727—1737, ſchenkte ſie ihrem Gemahle nicht weniger als zehn Kinder, dennoch aber war das Verhältniß der beiden Gatten kein inniges. Kaum, daß ſie ſich während des Tages einmal anredeten, faſt hatte es den Anſchein, als näherten ſie ſich einander nur aus Staatsrückſichten. Kalt, förmlich, zurückhaltend, ſchüchterten ſie ſich gegenſeitig ein. (Vergl. Imbert de Saint-Amand, a. a. O., S. 49/50.) Ohne Zweifel war Maria Leczinska nicht das Weſen, das Ludwig den Fünfzehnten auf gutem Wege erhalten konnte. Ihre kindlich offene und einfache Natur kannte weder Liſt noch Diplomatie; von den Geheimniſſen weiblicher Koketterie hatte ſie keine Ahnung. Wie hätte ſie daher auf die Dauer einen Wettkampf beſtehen können mit den gewandten Intriguantinnen, die den König tagtäglich umgaben und all ihren Verführungszauber ins Gefecht führten, Ludwig's Augen auf ſich zu lenken und den nachgerade zum „ſchönſten Manne Frankreichs“ erwachſenen Monarchen ſeiner „einfälligen Polin“ zu entreißen, von der man ſpöttelte, daß ſie ohne Hemd nach Verſailles gekommen ſei? Auch gab ſich Maria Leczinska nicht Mühe genug, ihre Geſellſchaft dem König angenehm zu machen. „Im Anfang ſeiner Ehe,“ heißt es in den Memoiren

Digitized by Google

des Marquis d'Argenson, „wollte Ludwig der Fünfzehnte seine Abende bei der Königin zubringen, dort spielen und plaudern. Die Königin aber, anstatt ihm alle nur mögliche Behaglichkeit zu bereiten, ihn zu unterhalten und zu ergötzen, kehrte meist die Kalte und Spröde heraus, und so gewöhnte sich der König daran, Abends in seinen eigenen Gemächern zu bleiben, erst mit anderen Männern zusammen, hernach mit Frauen, seiner Cousine Charolais (einer Schwester des Herzogs von Bourbon und sehr emancipirten Dame), der Gräfin von Toulouse (der Gemahlin eines der legitimirten Söhne Ludwig's des Vierzehnten) und Anderen. Der König ist von Haus aus überaus blöde und sucht die Personen, in deren Umgang er sich behaglich fühlen kann. Hat er diese aber einmal gefunden, so weiß man ja, wie sehr er ein Gewohnheitsmensch ist." Später sah Marie Leczinska ihren Irrthum ein und zeigte nun ihrem Gemahle umgekehrt die ganze Leidenschaft, die sie für ihn empfand, oder wollte ihm Eifersuchtsscenen aufführen. Allein damit verdarb sie sich das Spiel noch mehr. Ludwig der Fünfzehnte hatte einen Widerwillen gegen Alles, was ihn übertrieben dünkte. In der Bekümmerniß seiner Frau sah er nur eine ihm zugefügte Kränkung, einen Verstoß gegen die Etikette, einen Mangel der ihm geziemenden Ehrfurcht, und dergestalt kamen sich die beiden Gatten geistig und gemüthlich nicht näher, wie wol Ludwig bei allen seinen späteren Verirrungen, seiner Gemahlin stets eine auf Hochachtung gegründete Verehrung erwies und seine Kinder zärtlich liebte, so daß der öfters angeführte Imbert de Saint-Amand vielleicht nicht Unrecht hat, wenn er sagt: „Ludwig der Fünfzehnte war nicht ganz der hassenswerthe Mensch, als den man ihn darzustellen pflegt. Nicht Schlechtigkeit, ist das Wort, das ihn bezeichnet, sondern Schwäche; hatte er doch nicht einmal die Kraft zu einer ernstlichen Reue, obschon er beständig von Gewissensbissen gepeinigt wurde und in neuen Genüssen nur das Mittel suchte, sich selbst zu entrinnen."

Inzwischen drängt ihn rund herum Alles auf die schiefe Bahn. Der Hof ist verwundert und ungehalten über die Sittlichkeit des Königs, die Luft, die Ludwig athmet, eine Pestluft. Sein einstiger Erzieher wagt es nicht mehr, dem Monarchen moralische Rathschläge

Digitized by Google

und Verhaltungsmaßregeln zu ertheilen, die großen Herren von Versailles, der berüchtigte Herzog von Richelieu vorauf, trachten nach der traurigen, doch einträglichen Ehre, in gewissen zarten Angelegenheiten als Vermittler zu fungiren, und der erste Kammerdiener des Königs, Bachelier geheißen, — ein angesehener Mann beiläufig, mit fünfzigtausend Livres Renten, mit seinem Stadt- und seinem Landhause — kann es kaum erwarten, von seinem Gebieter zu allerhand geheimen Leistungen verwandt zu werden. Der Adel wünscht nichts dringender, als seine Frauen und Töchter zu königlichen Maitressen erhoben zu sehen. Ein König von Frankreich ohne erklärte Geliebte ist ja eine unfaßbare Erscheinung, eine Verleugnung der nationalen Galanterie, da ist gleichsam „ein Posten vacant, der besetzt werden muß." Niemand jedoch sieht einer regierenden Maitresse mit verlangenderen Blicken entgegen als die Feinde des Cardinals, die Streber, die Geld- und Stellenjäger, die da hoffen, wenn Ludwig der Fünfzehnte erst seine Geliebte habe, so werde der alte Minister fallen, der Knauser, der seine Hand so fest über den Truhen des Staates hält.

Die allgemeine Sehnsucht sollte gestillt werden, weit über das erhoffte und erwünschte Maß hinaus. Die Gräfin Louise Julie von Mailly, eine der fünf Schwestern Nesle, denen alle eine Rolle am Hofe von Versailles beschieden war, aus armem, aber vornehmem Hause, eröffnete den langen Reigen von Ludwig's des Fünfzehnten Favoritinnen, den die Pariser Lustdirne, „die Pförtnerin der Revolution," beschloß, jene Marie Jeanne Vaubernier Gräfin Du Barry, deren blutiges Haupt der Henker von Paris, „Monsieur Sanson," am 9. December des Jahres 1793 zu der um die Guillotine versammelten Menge mit den Worten emporhob: „Da seht Ihr Diejenige, die schuld ist an all' unserm Unglück!"

Wir werden noch Anlaß finden, diesen Versailler Damen, von denen die eine sich bis zur geschichtlichen Persönlichkeit aufzubauschen verstand, unsere Aufmerksamkeit zu widmen, zunächst aber werfen wir noch einen Blick auf das Stillleben der „guten Königin" Leczinska und ihrer Töchter, das, gleich einer vom Wogenschwall unberührten Insel, über der Fluth des zügellosen Carnevals empor-

Digitized by Google

ragte, in dem Königthum und Adel dem Tage des großen Gerichts entgegentaumelten, dem 14. Juli des Jahres 1789. Mit diesem Familienbilde, dessen milde Lichter auch die Gestalt Ludwig's des Fünfzehnten versöhnend umfließen, greifen wir allerdings der Periode vor, die der gegenwärtige Abschnitt unserer Darstellung umfaßt, es wird sich indeß hier am bequemsten und übersichtlichsten einreihen lassen und uns Wiederholungen ersparen, die bei späterer Anführung kaum zu vermeiden wären. Auch dies in so mancher Beziehung erquickliche Interieur des königlichen Hauses aber bekundet, wie die Frivolität der Herzenskälte, der in jenen Tagen selbst die Besten und Sittlichsten unter den Hochgestellten dieser Erde nicht ganz zu erwehren vermochten, so den tief innerlichen Widerspruch, die nicht zu überbrückende Kluft zwischen den Traditionen und Anschauungen des ablebenden Versailles und den Ideen und Strebungen der aufsteigenden neuen Zeit — es zeigt von anderer Seite wiederum, daß das alte Regiment, zum Tode reif, von selbst gefallen sein würde, auch wenn auf den Ruf seiner Denker das Volk nicht aufgestanden wäre, ihm den Gnadenstoß zu geben.

Man hat Ludwig den Fünfzehnten den „entarteten Ludwig den Vierzehnten" genannt; auch das Versailles Ludwig's des Fünfzehnten ist ein entartetes, nicht mehr das Versailles des „großen Königs." „Ludwig der Vierzehnte übte seine Monarchenpflichten mit der Sicherheit eines großen Schauspielers aus, der auf den Brettern steht, oder besser gesagt, mit der Würde eines Priesters, der das Hochamt abhält. Ludwig der Fünfzehnte hingegen, trotz seiner imposanten äußern Erscheinung und der Erfolge seiner ersten Regierungszeit, schien sich seines Königthums zu schämen." Alles Große ist ihm verhaßt; auch die großen Säle des Schlosses, jenen berühmten Spiegelsaal, in dem Ludwig der Vierzehnte wie ein Gott vor seinem Hofe erschien — in unsern Tagen die Geburtsstätte des neuen deutschen Reiches — er mag sie nicht leiden, „er liebt nur kleine Zimmer, kleine Soupers, kleine Unterhaltungen." Dort in jenen sogenannten „petits appartements," einer Reihe ineinander gehender Cabinets, lebte er mit dem Häuflein seiner Vertrauten. Dort entzog er sich den profanen Blicken, dort verbrachte

Digitized by Google

er seine Zeit mit Tändeleien und eines Souveräns unwürdigen Beschäftigungen. Dort stickte er wie eine Frau oder bereitete, wie ein Koch, sich und seinen Favoritinnen leckere Speisen, Trüffelpasteten und ähnliche Schüsseln. Dort suchte er im Champagnerrausche sein Gewissen zu betäuben, dort das Mittel gegen seinen leider unheilbaren Spleen, dort erlag er seinem Feinde — der Wollust, jenem grausamen Feinde, der Alles zerstörte, was an Ludwig dem Fünfzehnten gut und liebens- und achtungswerth war (Vergl. Imbert de Saint-Amand, S. 61 ꝛc.). Denn es gab eine Zeit, wo ganz Frankreich ihn aufrichtig den „Vielgeliebten" hieß, wo er mit seinem schönen sympathischen Gesichte, seinen großen tiefblauen Augen, seiner wohlwollenden Leutseligkeit, seinen einfachen und doch so eleganten Manieren Alle hinriß, die ihm näher traten — jene Zeit vor der Herzogin von Chateauroux, vor der Pompadour und der Du Barry, ehe ihm seine Buhlerinnen die Kraft geraubt hatten, König zu sein.

Nur Maria Leczinska hält in Versailles noch die Repräsentation Ludwig's des Vierzehnten aufrecht, nicht sowol aus Stolz, sondern aus Achtung vor dem alten Herkommen. „Um eilf Uhr Morgens hat sie bereits ihre erste Messe gehört, auf einen Augenblick den König gesehen, ihre Kinder um sich gehabt und ihre Damen empfangen. Um ein Uhr wohnt sie mit ihrem gesammten Hofstaate einer zweiten Messe bei; eine Stunde danach speist sie öffentlich, von einer Ehrendame und vier andern Damen in Gala bedient. Eine niedrige Schranke scheidet sie von der Menge, die jedes Mal zuströmt, die mit Recht allgemein geachtete Königin zu sehen. Gegen sechs Uhr Abends macht sie ihre Cavagnolpartie, ein damals sehr beliebtes Lottospiel. Ist der König dabei zugegen, so setzt sie sich nur nieder, wenn er sie dazu auffordert, selten aber tauschen die beiden Gatten mehr als ein paar gleichgültige Worte aus. Um zehn Uhr zieht sich die Königin zurück, um nach dem Souper nur einen ganz kleinen Cirkel bei sich zu sehen. Alle Sonntage finden die Vorstellungen der Damen statt, wobei die Königin auf einer mit einem Baldachin bedeckten Estrade Platz nimmt."

So ging Maria Leczinska's Leben in abgeschlossenster Regelmäßigkeit dahin, während rundum der tollste Cancan tobte und

Digitized by Google

Heldenmuth, Größe, Tugend, Ehre, alles Gute und Edle in seinen Strudeln versank. Es war das Leben eines verlassnen Weibes, einer Frau, von der sich der Mann abwendet, den sie zu lieben doch nimmermehr aufhören kann, dennoch aber war sie glücklicher, viel glücklicher als der König, denn das höchste Gut des Menschen, welches er längst verloren hat, ist ihr geblieben: der Seelenfrieden. Wohl mag sie bittern Schmerz über die Untreue ihres Gatten und über das Verderben empfinden, dem er sich tiefer und tiefer in die Arme wirft, ohne ihm indeß Vorwürfe zu machen, kniet sie vor dem Altare ihres Gottes und betet für den Schuldigen. Ihre Ruhe, ihre Resignation, ihre Menschenliebe, ihre Frömmigkeit, ihre ungemeine Freundlichkeit gewannen ihr alle Herzen, auch Derer, die es beklagten, daß eine geistig so beschränkte Frau dem schwachen, anlehnungsbedürftigen König zum Loose fiel. „Die gute Königin," so nennt sie das Volk.

Ludwig darf sich einen glücklichen Vater preisen. Sein Sohn Ludwig, der Dauphin — am 4. September 1729 zu Versailles geboren, 1745 mit der spanischen Infantin Maria Theresia Antoinette Raphaele, zwei Jahre darauf mit der sächsischen Prinzessin Maria Josepha, Ludwig's des Sechszehnten Mutter, vermählt, doch bereits am 20. December 1765 verstorben — ist ein vortrefflicher, gottesfürchtiger, unterrichteter junger Mann, dem Vater in Liebe und Ehrfurcht zugethan; die sechs Prinzessinnen, Elisabeth, Henriette, Adelaide, Victoria, Sophie und Louise, von denen nur die erstgenannte verheirathet ist, mit Don Philipp, dem Sohne des Königs von Spanien, „Mesdames de France," wie ihr officieller Titel lautet, haben sich inmitten der unsäglichen Immoralität des Hofes ihre Tugend makellos zu erhalten gewußt, sich durch nicht gewöhnliche Eigenschaften des Geistes und Herzens ausgezeichnet und eine, obschon bigotte, doch ungeheuchelte Frömmigkeit bethätigt. An Ludwig's des Fünfzehnten Töchter, deren letzte erst zu Anfange unsers Jahrhunderts im Exile endete, hat sich auch die Verleumdung nicht herangewagt, und selbst Cordeliers und Jacobiner, denen doch jeder Aristokrat von vornherein als sittliches Ungeheuer galt und die sich nicht entblödeten, der unglücklichen Marie Antoinette die un-

Digitized by Google

natürlichsten Laster anzudichten, haben wol die „alten Tanten Capet's" bespöttelt, ihren Ruf aber nicht angetastet.

Die Extreme berühren sich überall. So auch hier. Die jüngste von Ludwig's des Fünfzehnten Töchter, Madame Louise, fühlte sich mit der sie umgebenden Welt schließlich in einem solchen Zwiespalte, daß sie sich aus derselben in die Armuth und Abgeschiedenheit des Klosters rettete, nicht um, nach dem Vorgange anderer Fürstlichkeiten, der Aebtissin von Maubuisson und von Chelles ꝛc., dem königlichen Gepränge blos den Reiz eines neuen Schauplatzes zu verleihen und der Sinnenlust in anderm Gewande zu fröhnen, sondern im Ernste jedweder äußern Auszeichnung zu entsagen und unter demüthigen Nonnen der demüthigsten eine, mit peinlicher Pünktlichkeit den Regeln eines der strengsten Orden nachzuleben. Was man auch gegen eine Frömmigkeit einwenden mag, die sich nur in der Absperrung des Klosters genugthun zu können wähnt, der Entschluß, den höchsten Erdenglanz, den Luxus und die Freuden des prunkvollsten und üppigsten Hofes der Welt — Equipagen, Pferde, Dienerschaft und hundert andere von Kindheit an zu Bedürfnissen gewordene Attribute des königlichen Ranges — plötzlich mit der Dürftigkeit einer Carmeliterzelle und der Askese der härtesten Bußübungen, die Gewohnheit des Befehlens mit der Uebung des gebundensten Gehorsams zu vertauschen, hat etwas Heroisches; und gewiß Louise von Frankreich würde Anspruch auf unsre ungetheilte Bewunderung haben, hätte sie sich aus ihrem Kloster heraus, in verblendetem Hasse wider alles Deutsche, nicht zu einem Werkzeuge der Cabalen und Verlästerungen dargeboten, die das tragische Schicksal ihrer Nichte Marie Antoinette erfüllen halfen.

Marie Leczinska war, wie wir wissen, von scrupulösester Frömmigkeit und dem leichtfertigen Treiben um sie her völlig fremd, trotzdem scheint sie für das Wohl ihrer Töchter nicht so mütterlich gesorgt zu haben, wie man hätte erwarten sollen; auf die innigeren Beziehungen einer Mutter zu ihren Kindern würde das Verhalten der Königin mindestens nicht schließen lassen, müßte man nicht annehmen, daß Maria Leczinska nur ein sehr beschränkter Einfluß auf die geistige Ausbildung ihrer Töchter verstattet gewesen wäre. mäßig Prinzessinnen wuchsen zunächst ohne jedweden geregelten

Digitized by Google

Unterricht auf. Kaum aus der Wiege entlassen, nahmen sie bereits an allen Festlichkeiten des Hofes Theil und figurirten, nach ihren Eltern, mit dem Dauphin im ersten Range, empfingen fremde Gesandten und Fürsten, vorgestellte Damen und Herren und gaben Bälle und Maskeraden in einem Alter, wo andere Kinder noch mit der Puppe spielen. Für den Hofstaat der Prinzessinnen war schon von ihrer Geburt an auf das Umfassendste gesorgt; „Madame Première, Seconde, Troisième, Quatrième ꝛc.“ — so pflegte man dieselben zu unterscheiden — hatten jede eine erste Kammerfrau, eine Amme, acht gewöhnliche Zofen, einen Kammerdiener und einen Lakaien, einen Sänftenträger, eine Wäscherin und eine Köchin. Ebenso waren der Leibarzt, der Leibchirurg und der Silberdiener des Dauphin zugleich mit bei den Prinzessinnen angestellt, eines Lehrers oder Professors für sie finden wir dagegen nirgends Erwähnung gethan. Die alte Herzogin von Ventadour, die schon Ludwig's des Fünfzehnten Erziehung vorgestanden, bekleidete zwar die Hofcharge der „Gouvernante des Enfants de France“ und unter ihr fungirten die Herzogin von Tallard, die Damen de la Lande, de Villefort und de Muy als Untergouvernanten, mit der eigentlichen Erziehung hatten indeß alle diese hochadeligen Würdenträgerinnen wol nicht viel zu schaffen.

Nachträglich mag man aber doch eingesehen haben, daß für die geistige Ausbildung der „Töchter Frankreichs“ etwas gethan werden müsse, möglich auch, daß es Ludwig dem Fünfzehnten auf die Dauer lästig fiel, sich von einer so großen Töchterzahl umringt zu sehen, kurz, man schickte die Prinzessinnen, mit Ausnahme von Madame Adelaide, die sich durchaus nicht von Versailles entfernen wollte, nach dem in der Provinz Anjou gelegenen Kloster Fontevrault. Warum man jedoch ein von Versailles mehr als vierzig Meilen entferntes Stift wählte, während man der Klöster so viele nahe zur Hand hatte, ist nicht recht begreiflich. Dort bei den frommen Frauen von Fontevrault, denen eine ausgezeichnete Dame, Louise de Rochechouart-Mortemart, vorgesetzt war, sollten die Prinzessinnen der bisher vernachlässigten Erziehung theilhaftig werden.

Am 28. Juni 1738, nach einer Reise von dreizehn Tagen, die man gebraucht hatte, um jene vierzig Meilen zurückzulegen, langten

Digitized by Google

natürlichsten Laster anzudichten, haben wol die „alten Tanten Capet's" bespöttelt, ihren Ruf aber nicht angetastet.

Die Extreme berühren sich überall. So auch hier. Die jüngste von Ludwig's des Fünfzehnten Töchter, Madame Louise, fühlte sich mit der sie umgebenden Welt schließlich in einem solchen Zwiespalte, daß sie sich aus derselben in die Armuth und Abgeschiedenheit des Klosters rettete, nicht um, nach dem Vorgange anderer Fürstlichkeiten, der Aebtissin von Maubuisson und von Chelles ꝛc., dem königlichen Gepränge blos den Reiz eines neuen Schauplatzes zu verleihen und der Sinnenlust in anderm Gewande zu fröhnen, sondern im Ernste jedweder äußern Auszeichnung zu entsagen und unter demüthigen Nonnen der demüthigsten eine, mit peinlicher Pünktlichkeit den Regeln eines der strengsten Orden nachzuleben. Was man auch gegen eine Frömmigkeit einwenden mag, die sich nur in der Absperrung des Klosters genugthun zu können wähnt, der Entschluß, den höchsten Erdenglanz, den Luxus und die Freuden des prunkvollsten und üppigsten Hofes der Welt — Equipagen, Pferde, Dienerschaft und hundert andere von Kindheit an zu Bedürfnissen gewordene Attribute des königlichen Ranges — plötzlich mit der Dürftigkeit einer Carmeliterzelle und der Askese der härtesten Bußübungen, die Gewohnheit des Befehlens mit der Uebung des gebundensten Gehorsams zu vertauschen, hat etwas Heroisches; und gewiß Louise von Frankreich würde Anspruch auf unsre ungetheilte Bewunderung haben, hätte sie sich aus ihrem Kloster heraus, in verblendetem Hasse wider alles Deutsche, nicht zu einem Werkzeuge der Cabalen und Verlästerungen dargeboten, die das tragische Schicksal ihrer Nichte Marie Antoinette erfüllen halfen.

Marie Leczinska war, wie wir wissen, von scrupulösester Frömmigkeit und dem leichtfertigen Treiben um sie her völlig fremd, trotzdem scheint sie für das Wohl ihrer Töchter nicht so mütterlich gesorgt zu haben, wie man hätte erwarten sollen; auf die innigeren Beziehungen einer Mutter zu ihren Kindern würde das Verhalten der Königin mindestens nicht schließen lassen, müßte man nicht annehmen, daß Maria Leczinska nur ein sehr beschränkter Einfluß auf die geistige Ausbildung ihrer Töchter verstattet gewesen wäre. Die Prinzessinnen wuchsen zunächst ohne jedweden geregelten

Digitized by Google

Unterricht auf. Kaum aus der Wiege entlassen, nahmen sie bereits an allen Festlichkeiten des Hofes Theil und figurirten, nach ihren Eltern, mit dem Dauphin im ersten Range, empfingen fremde Gesandten und Fürsten, vorgestellte Damen und Herren und gaben Bälle und Maskeraden in einem Alter, wo andere Kinder noch mit der Puppe spielen. Für den Hofstaat der Prinzessinnen war schon von ihrer Geburt an auf das Umfassendste gesorgt; „Madame Première, Seconde, Troisième, Quatrième ꝛc." — so pflegte man dieselben zu unterscheiden — hatten jede eine erste Kammerfrau, eine Amme, acht gewöhnliche Zofen, einen Kammerdiener und einen Lakaien, einen Sänftenträger, eine Wäscherin und eine Köchin. Ebenso waren der Leibarzt, der Leibchirurg und der Silberdiener des Dauphin zugleich mit bei den Prinzessinnen angestellt, eines Lehrers oder Professors für sie finden wir dagegen nirgends Erwähnung gethan. Die alte Herzogin von Ventadour, die schon Ludwig's des Fünfzehnten Erziehung vorgestanden, bekleidete zwar die Hofcharge der „Gouvernante des Enfants de France" und unter ihr fungirten die Herzogin von Tallard, die Damen de la Lande, de Villefort und de Muy als Untergouvernanten, mit der eigentlichen Erziehung hatten indeß alle diese hochadeligen Würdenträgerinnen wol nicht viel zu schaffen.

Nachträglich mag man aber doch eingesehen haben, daß für die geistige Ausbildung der „Töchter Frankreichs" etwas gethan werden müsse, möglich auch, daß es Ludwig dem Fünfzehnten auf die Dauer lästig fiel, sich von einer so großen Töchterzahl umringt zu sehen, kurz, man schickte die Prinzessinnen, mit Ausnahme von Madame Adelaide, die sich durchaus nicht von Versailles entfernen wollte, nach dem in der Provinz Anjou gelegenen Kloster Fontevrault. Warum man jedoch ein von Versailles mehr als vierzig Meilen entferntes Stift wählte, während man der Klöster so viele nahe zur Hand hatte, ist nicht recht begreiflich. Dort bei den frommen Frauen von Fontevrault, denen eine ausgezeichnete Dame, Louise de Rochechouart-Mortemart, vorgesetzt war, sollten die Prinzessinnen der bisher vernachlässigten Erziehung theilhaftig werden.

Am 28. Juni 1738, nach einer Reise von dreizehn Tagen, die man gebraucht hatte, um jene vierzig Meilen zurückzulegen, langten

Digitized by Google

die drei jüngsten Prinzessinnen in der schon um das Jahr 1000 gegründeten Abtei an. Der König war bei der Abfahrt seiner Töchter in Rambouillet, er hielt es nicht der Mühe werth, von ihnen Abschied zu nehmen, obschon er sich auf Jahre von ihnen trennte. Das Gefolge, welches sie begleitete, hatte nur ein kleines sein sollen, dennoch bestand es aus einem Stallmeister, fünf Gefreiten und fünf und zwanzig Mann der Gardes du Corps — sämmtlich Cavalieren von vornehmstem Adel —, vier Pagen, einem Generalquartiermeister, acht achtspännigen Carrossen, zwei Caleschen und zwanzig Gepäckwagen. Der Intendant von Tours, der Oberbürgermeister von Angers und die Maréchaussée aus der ganzen Provinz ritten der Procession vorauf, die vier geharnischte Gendarmen eröffneten. Dergestalt hielten drei kleine Mädchen ihren Einzug in dem ihnen zum Erziehungshause angewiesenen Kloster.

Die Aebtissin selbst sollte den Unterricht der Prinzessinnen leiten, auch wurde ein gelehrter Abbé zum „Instituteur de Mesdames" ernannt, während zwei Nonnen sich ihnen ausschließlich zu widmen hatten. Wie es indessen trotz alledem mit der Erziehung der Königstöchter bestellt war, erhellt aus der Thatsache, daß Prinzessin Louise, wie sie selbst erzählt, im Alter von zwölf Jahren noch nicht einmal das ABC inne hatte und erst nach ihrer Rückkehr in das Schloß von Versailles geläufig lesen lernte. Dazu kam, daß die armen verlassenen Kinder durch schauerliche Buß- und Andachtsübungen, die sie oft mitten in der Nacht in dunken Capellen, ja in der Gruft des Klosters verrichten mußten, so furchtsam und nervös gemacht wurden, daß Madame Sophie ihr ganzes Leben hindurch ihre Aengstlichkeit nicht überwinden konnte und Jahre lang sich kaum ein Wort zu sprechen getraute.

In Versailles schien man mittlerweile die Kleinen so gut wie vergessen zu haben; kaum daß man ihrer gelegentlich einmal erwähnte. Zwar sandte der König für die „Promenaden der Prinzessinnen" — das erste Mal nach neun Jahren der Abwesenheit, daß er sich ihrer überhaupt erinnerte! — zwei Kutschen und eine Gondel nebst Kutschern, Postillonen, Reitknechten, Lakaien und zwei und dreißig Pferden, allein weder er noch auffallender Weise auch seine Gemahlin haben sich in der langen Zeit von mehr als

Digitized by Google

zwölf Jahren nur ein einziges Mal von dem Ergehen der Kinder in dem entlegenen Kloster persönlich überzeugt. Auf ihr flehentliches Bitten wurde der einen von den drei Prinzessinnen, Madame Victoria, die Heimkehr nach Versailles im Frühlinge des Jahres 1748 gestattet, die beiden jüngsten, Sophie und Louise, mußten noch zwei und ein halbes Jahr im Kloster ausharren. Dann erst, nach einer Abwesenheit von mehr als zwölf Jahren, nachdem sie während dieser langen Zeit buchstäblich sich selbst überlassen und ohne Aufsicht untergeordneten Personen preisgegeben waren, die allen ihren Launen willfahrten, um sich bei ihnen in Gunst zu setzen, wurden die armen Kinder wieder zum Kreise der Eltern und Geschwister herangezogen.

Ihre Abreise aus dem Kloster ging so förmlich von statten wie ihre Ankunft, und der König fuhr ihnen mit dem Dauphin und der Prinzessin Victoria eine Strecke entgegen. Die Königin empfing sie sehr zärtlich in der Galerie des Reformés des Schlosses und darauf fand in ihren Gemächern eine große Galacour statt, an der eine fabelhafte Menge von Prinzen, Prinzessinnen, Botschaftern, vornehmen Damen und Herren Theil nahm. Unmittelbar danach setzte sich die Königin an den ihr unentbehrlichen Spieltisch, „als sei der alltägliche Lauf der Dinge nicht alterirt worden," und Ludwig der Fünfzehnte zog sich, ebenfalls wie üblich, in seine „petits appartements" zurück.

Das war der Empfang der Töchter im — Elternhause, das sie seit zwölf Jahren nicht wieder gesehen hatten!

Die königliche Familie war denn jetzt vollständig vereinigt, außer der ältesten Prinzessin Elisabeth, die inzwischen, nachdem sie kaum das zwölfte Lebensjahr zurückgelegt hatte, wie bemerkt, dem spanischen Infanten Don Philipp verheirathet worden war. Wie dies ihre älteren Schwestern bereits die ganze Zeit über gethan, wohnten fortan auch die beiden den Kinderjahren noch nicht entwachsenen jüngsten Prinzessinnen sämmtlichen Fêten und Unterhaltungen des Hofes bei. Regelmäßig mußten sie sich vor Allem am Spiele der Königin betheiligen, jenem Cavagnole, welches tagtäglich nach dem Concert oder dem Schauspiele begann und den Etat für die „Menus plaisirs" der Töchter Frankreichs mit ganz

Digitized by Google

anständigen Ziffern belastete. Belief sich doch in einem einzigen Jahre der Spielverlust der beiden ältesten Prinzessinnen auf mehr denn viertausend Louisd'or.

Der König zeigte sich gegen seine Töchter sehr aufmerksam. Gewiß, er liebte sie, doch in seiner egoistischen Weise, wie er nicht anders zu lieben im Stande war. Er ergötzte sich an ihrem Geiste und an ihrer Anmuth, für ihre Zukunft oder weitere Ausbildung zu sorgen, fiel ihm nicht ein. Die letztere war vor der Hand noch eine so unglaublich geringe, daß keine der Prinzessinnen orthographisch, viel weniger correct schreiben konnte und von der Geschichte auch nur die allgemeinsten Elemente inne hatte. Erst der Dauphin, dessen Geistesrichtung, ganz der seines Vaters zuwider, eine aller Frivolität abholde, ernste und männliche war, machte ihnen das Beschämende ihrer Unwissenheit fühlbar und weckte in ihnen den Trieb nach Belehrung. Jeden Morgen hatten die Prinzessinnen beim Lever des Königs zu erscheinen, desgleichen bei dem sogenannten Débotter (dem Stiefelablegen nach der Jagd) um sechs Uhr Abends. Zu diesen Haupt- und Staatsactionen, zu denen blos den Ersten des Reichs die Ehre des Zutritts gewährt war, ging es jederzeit in Gala, mit ungeheuerm Reifrocke und mächtiger Schleppe, unter Vortritt und Nachfolge aller höhern Officianten ihres „Hauses." Der König küßte jede seiner Töchter auf die Stirn, worauf sich der feierliche Zug in der Ordnung, wie er gekommen, nach den Gemächern der Prinzessinnen zurückbewegte.

Auch bei den Hofjagden durften „Mesdames" nicht fehlen. Hoch zu Roß mußten sie mit dem gesammten Jagdgefolge dem flüchtigen Hirsche nachsetzen. Eine stehende Rubrik in ihrem Vergnügungsrepertoire aber bildeten die zahlreichen Bälle und Maskeraden, die sie auf den besondern Wunsch des Vaters zu veranstalten hatten. Schon als ganz kleine Mädchen tanzten sie in den steifsten Toiletten fast jede Woche bis zum hellen Morgen und wurden Nächte lang bei dem leidenschaftlichsten Spiele an den Cavagnoletischen festgehalten, in einem Alter, wo die Kinder des frühzeitigen Schlafes doch nicht entrathen können. Jetzt reihte sich ein Bal paré, ein Maskentanz an den andern. Der König beehrte diese Feste seiner Töchter in der Regel mit seiner Gegenwart,

Digitized by Google

häufig fand sich auch die Königin ein, der Erstere trug jedoch kein Bedenken, auch seine Maitressen mitzubringen und ohne Gêne mit ihnen zu verkehren. Den Prinzessinnen war somit das unheilvollste Beispiel beständig vor Augen gerückt; sie sahen das scandalöse Betragen ihres Vaters, der ohne sonderliche Rücksicht auf seine Kinder sich den unzweideutigsten Galanterien hingab, sie athmeten tagtäglich die berauschende Luft der Sinnenlust und Verführung, um so verdienstlicher bleibt deshalb die Festigkeit, mit der sie sich selber diese gefährlichen Einflüsse fern gehalten haben.

Von Zeit zu Zeit hatte Ludwig der Fünfzehnte wol auch seine Anwandlungen von familienhafter Gemüthlichkeit. So besuchte er mittels einer geheimen Treppe oft schon Morgens, ehe er „officiell aufstand," eine oder die andere seiner Töchter und brachte alle nöthigen Geräthschaften und Materialien mit, um sich seinen Kaffee höchsteigenhändig zu kochen. Die solchergestalt bevorzugte Prinzessin, meistens Madame Adelaide, die dritte seiner Töchter, an deren munterm Wesen der König großes Wohlgefallen fand, rief durch eine Klingel alsdann die übrigen Schwestern herbei, und Vater und Kinder empfanden es sonder Zweifel als eine Herzenserleichterung, einmal auf eine Viertelstunde sich menschlich einander angehören zu dürfen, von dem Eisengürtel der Etikette befreit, die das Versailler Leben zu einem eintönigen Automatenthum herabdrückte.

Allmählich hatten die Prinzessinnen begonnen, allen Ernstes das durch die Sorglosigkeit ihrer Eltern Versäumte nachzuholen, die Lücken ihrer Bildung nach Möglichkeit auszufüllen. Unter dem Einflusse ihres Bruders zogen sie sich, soviel es nur die Verhältnisse erlaubten, von den eitlen Zerstreuungen des Hofes zurück, mit denen sie bis dahin ihre Zeit verloren hatten, und widmeten sich, unter Beihülfe eines vortrefflichen Lehrers, eines der vierzig Unsterblichen von der Akademie, eifrig den Studien. Vornehmlich trieben sie eifrig Geschichte und lernten mehrere Sprachen, sogar die griechische. Zur Erholung von diesen wissenschaftlichen Anstrengungen wurde musicirt und gemalt. Prinzessin Adelaide hatte ein entschiedenes Talent für die Violine, Madame Victoria brachte es auf dem Clavier fast zur Meisterschaft und befaßte sich selbst mit der Maultrommel. Louise, die jüngste der Töchter Frankreichs, aber kehrte

Digitized by Google

sich schon jetzt, soweit des Hoflebens „immer gleichgestellte Uhr," die jeder Minute ihre besondere Etikettepflicht anweist, es irgend zulassen wollte, von weltlichen Bestrebungen und Unterhaltungen mehr und mehr ab und bereitete im Stillen den Schritt vor, mit dem sie nachher nicht blos Versailles und Frankreich, sondern alle Höfe Europa's in Staunen setzte.

„Mesdames werden hypochondrisch," schreibt einer der französischen Cavaliere jener Tage. „Sie geben keine Bälle und Maskenfeste mehr und machen sich selten am Hofe." Trotz dieser Zurückgezogenheit" verschlang indeß ihr Haushalt noch immer enorme Summen. Jede der Prinzessinnen verausgabte jährlich mehr als eine Million Livres. Ein Beleg für die abscheuliche Verschwendung, die am Hofe des fünfzehnten Ludwig herrschte; hatte sich doch z. B. die erste Kammerfrau der Königin lediglich durch fortgesetzte Plünderung der durch ihre Hände laufenden Garderobengelder eine jährliche Rente von mehr als achtzigtausend Franken gemacht. Und so ging es durch alle Zweige des Ausgabebudgets, so daß man sich nicht wundern darf, wenn, als der Krieg gegen Friedrich den Großen ausbrach, es Ludwig dem Fünfzehnten an den erforderlichen Geldern zur Ausrüstung der Armee gebrach.

Seit ihrer Rückkehr aus Fontevrault schon hatte Prinzessin Louise, von Geburt an sehr schwächlichen Körpers und durch einen unglücklichen Fall etwas verwachsen, dem Hofe gegenüber eine charakteristische Haltung angenommen, wie wol sie sich allen Anforderungen unterwarf, die an eine Tochter Frankreichs herantraten. Mit ihren Schwestern wohnte sie den großen Jagden bei und begleitete den König, wohin dieser es wünschte. Ebenso erschien sie im Theater und beim Spiele der Königin. „Ich lebte einmal am Hofe," schreibt sie selbst, „und so mußte ich mich gebahren, wie man sich bei Hofe gebahrt, allein das Alles lief meinen Neigungen schnurstracks entgegen und schadete ohnedies meiner Gesundheit." Die Kirche behauptete den ersten Platz in ihrem Herzen und die Verpflichtungen, die ihr die Welt auferlegte, betrachtete sie als von Gott geschickte Prüfungen.

Um diese Zeit hatte eine Hofdame, eine früher hochgefeierte Schönheit, den Schleier in einem Kloster der Carmeliterinnen ge-

Digitized by Google

nommen. Dies zeitigte die Ausführung des Entschlusses, mit dem sich Madame Louise schon mehrere Jahre hindurch getragen hatte. Im Geheimen unterrichtete sie sich von den Regeln des Ordens und las die Werke der heiligen Therese. „Ihr Herz war schon völlig auf Carmel, wol aber kostete es noch manchen schweren Kampf. Noch hing sie ja mit tausend Banden an den Annehmlichkeiten des Lebens, so daß ihr gar manchmal Zweifel aufstiegen über ihren Beruf zum Klosterleben. Doch sie überwand alle Anfechtungen, und lange, ehe sie von Versailles schied, führte sie bereits das Leben einer Nonne. Freiwillig setzte sie sich jeder Unbilde der Witterung aus, blieb im Winter ohne Feuer in ihrem Zimmer und trug, anstatt des seither gewöhnten feinen Linnens, das grobe Wollzeug der Carmeliterinnen auf dem bloßen Leibe. Befand sie sich Abends allein in ihrem Zimmer, so löschte sie die Wachskerzen aus und zündete Unschlittlichter an, um sich an den Geruch des Talges zu gewöhnen, der ihr früher unerträglich erschien. Bei Tafel unterzog sie sich allen erdenklichen Entbehrungen — obgleich sie, wie alle ihre Schwestern und wie ihr Vater, von Natur sehr zur Gourmandise neigte. — Ihre Juwelen verkaufte sie zum Besten der Armen, und halbe Nächte hindurch lag sie im Gebete auf ihren Knieen. Je mehr sie die groben Verirrungen ihres Vaters begriff und je schmerzlicher sie dieselben empfand, um so eifriger gab sie sich ihren Bußübungen hin, als wollte sie dadurch bei Gott Verzeihung erwirken für die Sündhaftigkeit des Königs." (Vergl. Edouard de Barthélemy, Mesdames de France, filles de Louis XV.).

Und offenbar ist der Gedanke, durch ihr eigenes Leben zu sühnen, was ihr Vater verschuldet, das Hauptmotiv gewesen, das sie in die Klosterzelle trieb. Der Tod ihrer Mutter, die am 26. Juni 1768 starb, als die letzte der Souveränin nen Frankreichs, die ihre Tage auf dem Throne beschlossen, ließ endlich alle Bedenken schwinden, die Prinzessin Louise noch an der Ausführung ihres Vorsatzes verhindert hatten. Der Erzbischof von Paris, Monseigneur de Beaumont, wurde nun mit dem heiklen Auftrage betraut, Ludwig dem Fünfzehnten von der Absicht seiner Tochter Kenntniß zu geben.

Der König war von der Eröffnung wie zu Boden geschlagen.

Digitized by Google

Schmerzlich bewegt, lehnte er sich in seinen Armstuhl zurück und blieb einige Minuten in tiefes Nachdenken verloren.

„Wie grausam! Wie grausam!“ wiederholte er mehrere Male. Dann setzte er hinzu: „In vierzehn Tagen soll sie Antwort haben.“

Während dieser Frist spielte er bei der Prinzessin mit keiner Silbe auf die ihm gewordene Mittheilung an, nach Verlauf der bestimmten Zeit aber händigte er Louise's Beichtvater einen ziemlich ruhig gehaltenen Brief ein, in dem er seine Einwilligung zu dem von ihr in Aussicht genommenen Schritt ertheilte.

Am 11. April 1770 trat denn Madame Louise in das Carmeliterinnenkloster zu Saint-Denis als Novize ein. Geflissentlich hatte sie sich gerade dieses Kloster erkoren, da es eines der ärmsten war, so arm, daß es in Wahrheit nicht wußte, wovon es von einem Tage zum andern leben sollte. Ausdrücklich machte sie sich durch den Almosenier des Hauses dabei zur Bedingung, daß ihre Zelle sich in nichts von den Zellen der übrigen Nonnen unterscheiden dürfe, nur erbat sie sich, da sie nur bequeme breite Treppen und auch diese immer blos mit Hülfe eines Hofjunkers zu ersteigen gewöhnt sei, daß man eine Schnur zum Anhalten neben den zu ihrer Wohnung führenden Stufen befestigen möge.

Der Minister des Auswärtigen zeigte allen am Hofe beglaubigten Gesandten und Geschäftsträgern den Schritt der Prinzessin an, wie er sich ausdrückte, „das exemplarische und rührende Ereigniß,“ — und die Welt staunte, der Hof von Versailles aber konnte sich lange Zeit von seiner Verwunderung nicht erholen.

Louise hatte den Klosternamen „Therese de Saint-Augustin“ angenommen und fügte sich von Anfang an in jedem Stücke der strengen Ordensregel. Zwar bemühte sich die Oberin, ihr den Beginn soviel wie möglich zu erleichtern, die Prinzessin wies indeß alle ihr angebotenen Vergünstigungen zurück und unterzog sich, neben den grausamsten Bußübungen und Kasteiungen, den härtesten und niedrigsten Arbeiten: sie reinigte z. B. die Wäsche des Klosters und scheuerte Flur und Dielen. Die Priorin wandte sich an den König, damit er seine Tochter von diesem übertriebenen Eifer abbringen möge. Allein auch die wahrhaft väterlichen Vorstellungen des Königs konnten die Entschlüsse der Schwärmerin

Digitized by Google

nicht beugen. Nach wie vor überließ sich die fürstliche Novize der entsagungsvollsten Askese und fühlte sich dabei, wie sie selbst einer ihrer Schwestern schreibt, „vollkommen glücklich, so glücklich wie noch nie zuvor."

Sie, die seither auf Daunen und seidenen Pfühlen geruht hatte, legte sich jetzt auf hartem Strohkissen zum Schlummer nieder und ließ unerbittlich selbst die dünne Matrazze wieder beseitigen, die ihr die Oberin aufnöthigen wollte. Mit Einem Worte, die hochgeborne und in aller Pracht des glänzendsten Königshofes aufgewachsene „Tochter Frankreichs" bestand ihr Noviziat in der vollen Schwere eines der strengsten aller geistlichen Orden. Gleich jeder gewöhnlichen Novize war ihr zur geistlichen Leitung eine ältere Nonne beigegeben, die sie Tag und Nacht nicht verließ und der sie wie die geringste der dienenden Schwestern gehorsamte. Nur besonderen frommen Listen der Priorin gelang es zuweilen, sie zur Annahme einer kleinen Erleichterung zu bewegen, ihr namentlich statt der derben Klosterkost hie und da etwas besser bereitete Speisen aufzudringen. Auch daß der Papst in einem eigenen Breve Schwester Thereſe de Saint-Augustin ermächtigte, die Regel des Ordens nach ihrem Gesundheitszustande mildern zu dürfen, vermochte nichts über ihre Standhaftigkeit.

Schon im September ward Madame Louise mit dem Nonnengewande bekleidet. Gegen ihren Willen ließ Ludwig der Fünfzehnte den Tag mit großem Pompe begehen. Abtheilungen der Französischen und der Schweizer Garde wurden an die Thore der Abtei postirt, während die königlichen Leibwachen im Innern der Kirche die Ordnung aufrecht erhielten. Der päpstliche Nuntius celebrirte in Person das Hochamt, bei dem die Prinzessin, angethan mit dem Mantel der heiligen Thereſe, als Communicantin erschien. Gegen drei Uhr Nachmittags traf die Dauphine in Begleitung ihres gesammten Hofstaates von Versailles ein, Madame Louise, von den Ihrigen umgeben, ging der Prinzessin bis zum äußern Klosterhofe entgegen und führte sie nach der Kirche, wo der Nuntius in Pontificalibus, von Bischöfen und Prälaten und von den obersten Hofchargen gefolgt, die Damen empfing und ihnen nach dem für sie hergerichteten Chorstuhle vorausschritt. Eine unendliche Menge

Digitized by Google

von Notabilitäten des Hofes wie der Stadt füllte das Schiff des Gotteshauses und blendete die Augen durch die Pracht ihrer Erscheinung. Vor allen jedoch leuchtete Louise hervor, heute zum letzten Male in vollem königlichen Schmucke. Ihre Gewänder funkelten von Gold und Edelsteinen, und auf ihrem Haupte ruhte das fürstliche Diadem, um der Welt zu veranschaulichen, wie sie all diesen Schimmer hingab, um fortan im Dunkel des Klosters zu verschwinden und sich jeglichen Beschwerden eines armen und demüthigen Lebens zu weihen.

Dem Bischof von Troyes war die Festpredigt übertragen, kaum aber hatte er seine Rede begonnen, so übermannte ihn das Ergreifende des Momentes und „er und sein Auditorium brachen in lautes Schluchzen aus," erzählt ein zeitgenössischer Schriftsteller. Nur die hohe Novize selbst bewahrte ihre Fassung. Mit fester Stimme beantwortete sie die bei dergleichen Ceremonien gebräuchlichen Fragen, entfernte sich dann, und als sie nach wenigen Augenblicken zurückkam, war sie alles königlichen Gepränges entkleidet und nahm aus den Händen der Dauphine das Ordensgewand entgegen. Sie, die noch vor Kurzem an den Stufen des Thrones gestanden hatte, umstrahlt von seinem Glanze, jetzt gleich einer Büßerin im groben Wollgewande vor dem Altare knien zu sehen — der Contrast war gewaltig! Von Neuem ging ein lautes Weinen durch die Versammlung. Untröstlich zumal erschien der Hofstaat der Prinzessin, der sie mit thränenden Augen umdrängte. Er glich einer Familie, die eine geliebte Mutter zur letzten Ruhe bestattet hat. Das Antlitz Louise's aber glänzte von tief innerer Freude; es war, als wollte es allen Weltmenschen zurufen, die sie umstanden: „Ihr irrt Euch; nicht mich braucht Ihr zu beweinen, ich finde ja mein Glück in der Entsagung, weint vielmehr über Euch selbst, welche die von Euch vergötterte Welt in den Abgrund des Verderbens hinabreißt."

Ein Jahr später legte sie das auf Lebenszeit bindende Gelübde ab und wurde nun, ebenfalls in Gegenwart des päpstlichen Nuntius, mit dem schwarzen Carmeliterschleier umhüllt: die Brücke zur Welt war damit abgebrochen. Schon Tags darauf erwählte das Kloster die königliche Nonne zur Novizenmeisterin, und nach allen

Digitized by Google

Zeugnissen erfüllte sie die schweren Pflichten dieses Amtes mit bewunderungswürdiger Aufopferung und unermüdlicher Treue.

Drei Jahre danach ward Prinzessin Louise einstimmig zur Oberin des Klosters erwählt. Auch jetzt aber blieben ihre Demuth und Selbstverleugnung die nämlichen wie zuvor. „Sie war stets die lebendige Regel," heißt es in den Acten von Saint-Denis. „Immer an der Spitze der Gemeinschaft, jederzeit die Erste bei allen unseren Uebungen, nahm sie auf ihre eigene Bequemlichkeit niemals die geringste Rücksicht; selbst wenn sie unpaß war, konnten wir nur mit Mühe von ihr verlangen, daß sie sich nur einige Ruhe gönnte. Gegen sich selber streng, ja hart, war sie für uns Schwestern stets nur Milde und Schonung, ohne daß darunter doch Gesetz und Ordnung gelitten hätten." Für sich selber und für ihren persönlichen Comfort verwandte Louise von den großen Mitteln, die ihr als königlichen Prinzessin zu Gebote standen, buchstäblich nicht einen Sou. Auch als Priorin und nachmals als Depositarin, d. h. Intendantin, des Etablissements bewohnte sie eine ganz ebenso dürftig ausgestattete Zelle wie als Novize. Einst kam der König von Schweden nach Saint-Denis und ließ sich bei der Prinzessin melden. Maßlos aber war sein Erstaunen, als er die Tochter Ludwig's des Fünfzehnten in einer Zelle antraf, deren ganzes Ameublement ein Strohstuhl, ein weißer Tisch von Tannenholz, ein Strohsack, ein irdener Krug, ein Crucifix und drei an die Wand genagelte Heiligenbilder ausmachten. Auch Kaiser Joseph der Zweite und Prinz Heinrich von Preußen mochten Paris nicht verlassen, ohne die merkwürdige Nonne gesehen zu haben Sie konnten indeß nicht bis in ihr Allerheiligstes vordringen, da Louise sich mittlerweile daran erinnert hatte, daß allein die „Söhne und Enkel Frankreichs," d. h. die Prinzen aus dem französischen Königshause, „das Recht hatten, in das Innere der Carmeliterfrauenklöster eintreten zu dürfen."

Ludwig der Fünfzehnte besuchte das Kloster oftmals, und immer ohne alles Ceremoniel, so daß häufig die anderen Nonnen von seiner Anwesenheit nichts erfuhren. Es war ihm in Saint-Denis ein kleines Gemach hergerichtet worden, wo er dann allein mit seiner Tochter zu speisen pflegte. Diese ließ keinen solchen

Digitized by Google

Besuch vorübergehen, ohne sich zu bemühen, die Gedanken des Königs auf die ernsten Dinge zu lenken, die ihr selbst so sehr am Herzen lagen, auf sein Seelenheil und auf die Aenderung seines Lebenswandels, und Ludwig der Fünfzehnte hörte von ihr Wahrheiten an, mit denen sonst Niemand seinem Ohre zu nahen gewagt hätte. Als der Prinzessin Kunde ward von der Krankheit, die den Tod des Königs herbeiführen sollte, war sie vom tiefsten Schmerze ergriffen, und man sah sie ganze Nächte am Altare hingestreckt, im Gebete mehr für die moralische als für die leibliche Genesung ihres Vaters. Gelegentlich ihres Profesßes hatte ihr der Papst ein durch seinen Segen geweihtes Crucifix überreichen lassen. Sie sandte dies dem sterbenden Vater, und es ward ihr mindestens der Trost, zu vernehmen, daß Ludwig der Fünfzehnte das kostbare Kreuz bis zu seinem letzten Augenblicke nicht wieder aus der Hand gelassen hatte. Bekanntlich fiel Ludwig den schwarzen Blattern zum Opfer, und man erzählt sich, er, der im Leben vordem der Abgott von Tausenden gewesen, sei von Allen, selbst von seinen Kindern gemieden, einsam gestorben wie ein verlassener aussätziger Bettler. Das ist jedoch auch eines der vielen Märchen, die in der Geschichte, der neuern nicht zum wenigsten, umher spuken. Allerdings floh die Schaar der gewöhnlichen Höflinge die verpestete Luft des Palastes, und die Aerzte selbst trafen für ihre Person die sorgsamsten Vorsichtsmaßregeln, die Töchter des Monarchen aber, Adelaide, Victoria und Sophie, die selbst noch nicht die Pocken gehabt hatten und nicht mehr jung, zudem auch kränklich waren, wichen nicht aus dem Krankenzimmer; Tag und Nacht saßen sie am Bette des Vaters. Jedermann machte ihnen Vorstellungen, daß sie auf diese Weise ihr eigenes Leben gefährdeten, ohne doch den Kranken retten zu können, nichts aber ist im Stande gewesen, sie an der Ausübung ihrer Kindespflicht zu verhindern. Erst als Ludwig der Fünfzehnte seinen letzten Athemzug gethan hatte, verließen sie Versailles, um sich nach dem Schlosse Choisy zu begeben. So berichtet die ehemalige Vorleserin der Prinzessinnen, Madame Campan, in ihren interessanten Denkwürdigkeiten.

Wie sehr Louise von dem Gedanken erfüllt und beherrscht wurde, ihr eignes Leben Gott zum Opfer zu geben zur Sühne für das

Digitized by Google

ihres Vaters, das beweisen zahlreiche Briefe, die uns von ihr erhalten sind. „Ich kann Sie versichern," schreibt sie u. a. an den Superior des Ordens in Frankreich, den Abbé Bertin, und Sie wissen es ja so gut wie ich, kein Gebet, keine heilige Handlung wird hier bei uns vollzogen, wobei nicht stets an erster Stelle des Königs gedacht würde: wir beten alle Tage für ihn und für seine Seele."

Ludwig der Sechszehnte bezeigte vom ersten Tage seiner Regierung an seiner Tante Louise einen wahrhaft kindlichen Respect und beeiferte sich, alle ihre auf das Kloster bezüglichen Wünsche zu erfüllen, bis sich die Prinzessin verleiten ließ, mit ihren noch lebenden beiden anderen Schwestern, Adelaide und Victoria, an die Spitze der höfischen Conspiration zu treten, die sich gegen die unglückliche Marie Antoinette vorbereitete, und überhaupt ihre Hand gern in politischen Dingen mit im Spiele hatte, in einer einfältigen Opposition gegen alle Tendenzen, die sie gottlose Neuerungen bedünkten. Auch der schwache Ludwig der Sechszehnte konnte das zuletzt nicht mehr ruhig hinnehmen; er verwies Madame Adelaide und Victoria vom Hofe, um sie in das prachtvolle Exil des Schlosses Bellevue bei Saint Cloud zu senden, und ließ seiner Tante im Kloster, die insbesondere auch wider die Bewilligung einiger Freiheiten an die so lange schmählich unterdrückten Protestanten zu intriguiren versucht hatte, höflichst bedeuten, daß sich die Sorge um weltliche Angelegenheiten mit ihrem heiligen Berufe nicht vertrüge.

Von da an hat sich die Prinzessin Louise mit den Dingen dieser Welt nicht mehr befaßt, sondern einzig und allein für die Interessen ihres Klosters und Ordens gelebt, ohne die ihr gewordne Abfertigung doch verwinden zu können. Jedenfalls ist das Scheitern ihrer fanatisch katholischen Pläne eine Mitursache ihres bald darauf erfolgenden Todes geworden. Im November des Jahres 1787 befiel sie ein heftiges Unterleibsleiden; allen Bitten zum Trotz lehnte sie jeden ärztlichen Beistand ab und bestand auch darauf, in ihrem harten Klosterregime nicht die mindeste Aenderung eintreten zu lassen. So siechte sie dahin, bis sie am 23. December bei vollem Bewußtsein ihren Geist aufgab, fünfzig Jahre alt. Ihr Tod war der Hingang eines reinen Gemüthes, das schon hienieden

Digitized by Google

den Frieden gefunden hatte. Die Freude, die sie fühlte, die Erde zu verlassen, um den Himmel zu gewinnen, nach dem seit langer Zeit all ihr Denken und Sinnen gestanden, malte sich in den verklärten Zügen ihres Antlitzes. „Es ist Zeit," sprach sie mit ersterbender Stimme; „auf jetzt! auf in Galopp, eilen wir, daß wir in das Paradies kommen!" Und wenige Minuten darauf, um halb fünf Uhr Morgens, hauchte sie ihren Geist aus.

Das war das Leben einer Tochter des übelberufensten aller französischen Könige. Ihre religiöse Beschränktheit, ihre klösterliche Bigotterie mögen wir belächeln, ihre kirchliche und politische Intoleranz müssen wir verdammen, in ihrer ganzen Erscheinung den Ausdruck einer dem Untergange geweihten Epoche erkennen — der Charakterstärke aber, mit der sie allen Erdenprunk eines Daseins voller Macht und Reichthum freudig zum Opfer brachte, um aus der sie umrauschenden Verderbniß ihre Seele zu retten und zu erfüllen, was sie als ihre Mission betrachtete: für die Sünden ihres Vaters zu büßen, wer könnte dem seine Hochachtung und Bewunderung versagen? Nur ein Act der Gerechtigkeit ist es, darauf hinzuweisen, daß auch dem wüsten Babel Ludwig's des „Vielgeliebten," diesem Gemälde voll der schwärzesten Schatten, einzelne herzerquickende Lichtpunkte nicht gefehlt haben. Die Tochter hat in der That das Andenken ihres Vaters gereinigt.

Digitized by Google

Zweites Capitel.

Die geistige Bewegung der französischen Gesellschaft. Die Frauen und die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts. Der Salon der Marquise von Lambert, „das Vorzimmer der Akademie." Frau Fontaine-Martel. Die lustigen Abende bei Frau Denis. Das Neuigkeitsbureau der Madame Doublet. Frau von Tencin.

I.

Ludwig der Fünfzehnte war nicht ohne den sprüchwörtlichen Esprit seiner Nation, jenen leichten Witz in der geselligen Unterhaltung, in dem die Franzosen die noch unerreichten Meister sind. Im Rausche seiner Feste, bei allen Gelegenheiten, wo der König zu repräsentiren hatte, zeigte sich der stets Gelangweilte kalt und trocken, schweigsam und unzugänglich; im Privatleben dagegen, in seinen vertrauten Cirkeln, bei den geheimen Freuden seiner „petits appartements" konnte er zuweilen nicht blos liebenswürdig, sondern auch schalkhaft und geistreich sein. Einmal ließ es sich sein Hofmaler La Tour beikommen, während er ihn portraitirte, von Staatsangelegenheiten zu reden. „In der That, Sire," begann er, „wir haben keine Marine." Ludwig wies den Künstler in seine Schranken und zu seinen Pastellstiften zurück, indem er fein entgegnete: „Haben wir denn nicht Vernet (den berühmten französischen Marinemaler Claude Joseph Vernet) mein Herr La Tour?"

Allen ernsteren geistigen Fragen aber ging der Monarch möglichst aus dem Wege. Das schöngeistige Wesen der Zeit war ihm wie seinem Mentor verhaßt; die neuen Ideen, die in den Köpfen gährten und bis in seine Kreise vorzudringen begannen, existirten für ihn einfach nicht. Seine Ueberzeugung von der Dauer und Taug-

Digitized by Google

lichkeit des Bestehenden erschien unerschüttert, während auch am Hofe nur Wenige noch den Glauben von sich abwehren konnten, daß die alte Herrlichkeit mit raschen Schritten ihrem Ende entgegengehe, freilich ohne nur den Versuch zu machen, zu retten, was sich davon noch retten ließ, und ohne dem gedankenlosen Müßiggange, dem schmachvollen Sinnen- und Sündentreiben Halt zu gebieten, dem der sociale und politische Bankrott unabwendbar folgen mußte. Die Welt von Versailles war durch und durch blasirt; von der Leere ihres Daseins angeekelt, doch ohne die Kraft, sich daraus zu erheben, jagte sie unaufhörlich nach wechselnden Zerstreuungen, nach neuen Vergnügungen, nach pikanteren Lüsten, um im Genusse ewig nach Begierde zu verschmachten. „Après moi le déluge!" lautete das geflügelte Wort Ludwig's des Fünfzehnten, das den Kern seiner Denk- und Empfindungsweise, die ganze Herzlosigkeit seines Egoismus enthüllte — „après nous le déluge" war der Trost des gesammten Vergnüglingsschwarmes, der ihn umgab. Die Sündfluth mußte kommen, darüber täuschte man sich nicht, wol aber schmeichelte man sich mit der selbstischen Hoffnung, sie werde erst Kinder und Enkel verschlingen, und sündigte fort.

So rollte das Rad des großen Freudenfaschings schneller und schneller, je qualvoller die Langeweile wurde, an der die Gesellschaft krankte vom König bis zum Bürger hinab, die Langeweile, von der wir in so vielen Briefen jener Tage lesen, der Dämon, „der die Genußsucht der Periode erklärt, ihre Scandale entschuldigt, ihre Verirrungen züchtigt." Man höre nur von den Zerstreuungen, die sich für Ludwig den Fünfzehnten in eine einzige Woche zusammendrängten. „Gestern Sonntags," erzählt der Herzog von Luynes in seinen Memoiren, „fand ich den König unterwegs zur Jagd in der Ebene von Saint-Denis; er hat in La Muette übernachtet, wo er heute und morgen zu jagen gedenkt. Dienstags oder Mittwochs wird er hierher (nach Versailles) zurückkehren, um noch am selben Tage den Hirsch zu hetzen." Zwei Monate später schreibt der nämliche Cavalier: „In der verflossenen und in dieser Woche ist der König alle Tage, mit Ausnahme der Sonntage, auf der Jagd gewesen und hat, seit dem Aufgange der letztern, von Rebhühnern allein dreitausend fünfhundert Stück erlegt." Derart ist

Digitized by Google

er fort und fort in Bewegung, von einer Jagd, von einer Luſtpartie, von einer Reſidenz nach der andern, von Verſailles nach Fontainebleau, nach Choiſy, Marly, nach La Muette, nach Compiegne, nach Trianon, nach Saint-Hubert, nach Bellevue, nach Rambouillet, und in der Regel mit ſeinem ganzen Hofe. Zumal in Choiſy und in Fontainebleau lebt all' dieſe Menſchheit vom Morgen bis zur Nacht in Saus und Braus. In Fontainebleau iſt „Sontag und Freitag großes Spiel; Montags und Mittwochs Concert bei der Königin; Dienſtags und Donnerſtags ſpielen die Komödianten vom Théâtre français; Sonnabends iſt italieniſche Oper," mithin hat jeder Tag ſein beſonderes Vergnügen. „In Choiſy," berichtet die Dauphine, die nachmalige Königin Marie Antoinette, aus einer freilich etwas ſpätern Zeit, „kommt man von ein Uhr Mittags, der Stunde des Diners, bis ein Uhr Morgens nicht wieder in ſein Zimmer . . . Nach dem Diner wird bis ſechs Uhr geſpielt, wo man dann ins Theater geht, welches bis halb zehn währt. Hernach kommt das Souper, von da ab wieder Spiel, oft bis halb zwei Uhr Morgens." In Verſailles iſt zwar nur zwei Mal in der Woche Schauſpiel und blos einmal Ball, alle Abende jedoch Appartement und Spiel bei dem König, bei ſeinen Töchtern, bei ſeinen Maitreſſen, bei ſeiner Schwiegertochter, außer den Jagden und wöchentlich drei kleinen Reiſen. Man hat ausgerechnet, daß in manchem Jahre Ludwig der Fünfzehnte kaum fünfzig Nächte in Verſailles zubrachte, und der öſterreichiſche Botſchafter ſagt mit Recht: „Die Lebensweiſe des Königs läßt ihm am Tage auch nicht eine einzige Stunde übrig, die er ernſten Geſchäften widmen könnte." (Vergl. H. Taine a. a. O. I. 142/143).

Wie hätte in einem ſolchen Getümmel das Ohr die Stimme der Zeit vernehmen, wie Verſailles Muße finden können, der anbrechenden Bewegung ſeine Aufmerkſamkeit zu ſchenken? Was jenſeit ſeiner verſchwiegenen Gemächer geſchah, davon mochte Ludwig am liebſten gar nicht reden hören. „Mögen meine Miniſter ſich mit den Parlamenten herumzanken, mag man in Paris thun und reden, ſingen und ſchreiben was man will, mir iſt das gleichgültig; ich habe das Scepter vor Ihrer Thür oder vielmehr zu Ihren Füßen niedergelegt, Marquiſe," ſo ſagte oder dachte er wol, wenn

Digitized by Google

er das Boudoir der herschenden Favoritin betrat, wie er bei jeder Rückkehr nach Trianon auszurufen pflegte: „Gott sei Dank, daß ich von der Welt hier nichts mehr sehe und höre!“ Und Paris sprach und sang und schrieb, wie es wollte. Ruhig schaute Versailles zu, wie die Ideen ihren Weg machten, wie die Freiheit endlich sich die Gasse erspähte, durch die sie ins Land schlüpfen konnte — und als man endlich der neuen Macht begegnen wollte, die man in sorgloser Trägheit und Frivolität hatte aufkommen lassen, da war es zu spät zum Widerstande, da war der Tag herangekommen, wo Versailles sich einer Welt beugen mußte, die es so lange gleichgültig und geringschätzend als nicht vorhanden betrachtet hatte.

Der Mittelpunkt dieser neuen Welt aber, die Seele der Zeit, das Vorbild, nach dem sich Alles modelte, der Gipfel, dem Alles zustrebte, das war die Frau. Die Frau war im achtzehnten Jahrhundert das herrschende Princip, der leitende Geist, die befehlende Stimme, die Frauen haben in gewisser Weise die Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts gemacht, wenigstens soweit Frankreich in Frage kommt, das damals in Wahrheit an der Spitze der Nationen einherschritt. Von der Erhebung des Cardinals Dubois zum Erzbischofe von Cambrai bis zur Entlassung des Herzogs von Choiseul sehen wir in Frankreich hinter Allem was steigt und fällt, ein Weib, immer und überall ein Weib. Von einem Ende des Jahrhunderts bis zum andern ist die Herrschaft der Frau die einzig sicht- und merkbare Regierung; von der Marquise von Prie bis zur Gräfin Dubarry sind es die Frauen, in deren Händen die Zügel des Staates ebenso wol wie der Gesellschaft ruhen. Die Frau schürzt die Fäden der innern und der äußeren Politik; sie ertheilt Ministern und Gesandten ihre Instructionen. Sie beschäftigt sich nicht allein mit den Interessen des Reiches, sie verfügt auch über das Blut seiner Söhne, denn sie schickt die Schlachtpläne an die Hauptquartiere der im Felde stehenden Truppen, jene Pläne, auf denen die Marquise von Pompadour die Aufstellung der verschiedenen Armeen durch — Schönpflästerchen bezeichnete! „Die Frau rührt an Alles. Sie ist allgegenwärtig. Sie ist das Licht, aber auch der Schatten jener Zeit, deren große geschichtliche Geheimnisse auf ihrem letzten Grunde immer die Leidenschaft eines

Digitized by Google

Weibes verbergen, die Liebe oder den Haß einer Frau, einen Kampf wie jene Eifersucht zwischen Frau von Prie und ihrer Mutter, die den Sturz des Staatssecretairs Le Blanc verursachte." (Vergl. Edmond et Jules de Goncourt, a. a. O. S. 321 fg.)

Vor Allem wurden die Frauen die Schützerinnen und Pflegerinnen der neuen Weltanschauung, die sich im Antagoismus gegen Versailles entwickelte, jener sogenannten Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts, die, zwar jenseit des Canals geboren, doch erst in Frankreich den Boden, mehr noch die Sprache fand, mit deren Hülfe sie die Geister eroberte. Die dem Franzosen eigenthümliche „Kunst des Wortes, die gefällige Beredsamkeit, mit der er die ernstesten Gegenstände zu behandeln versteht, das Talent, Alles klar darzulegen," waren es, die den Lehren der britischen Denker und Gelehrten die Popularität verschafften, durch die sie allein zu praktischer Wirkung gelangen konnten. Diese Verbreitung ging aber lediglich von der höhern Gesellschaft aus. Weltmänner waren die ersten Träger und Förderer der neuen Ideen und Bewegungen, die Hüter der neuen Hoffnungen und Errungenschaften. Die kritische, angreifende, verneinende Literatur der Epoche, deren revolutionären Tendenzen wir zum großen Theile unsere gegenwärtigen politischen und socialen Zustände zu verdanken haben, war zunächst eine Salonliteratur, wie die Literatur unter Ludwig dem Vierzehnten vorwiegend das Gepräge der Hofliteratur trägt, und Damen der großen Welt waren ihre Pathinnen. Erschien doch fast kein Buch, das nicht einen Mann, wol auch eine Frau der vornehmen Gesellschaft zum Verfasser oder zur Verfasserin gehabt hätte. In Fontenelle's „Unterhaltungen über die Mehrheit der Welten" ist es eine Marquise, an die sich die wesentlichen Punkte der Erörterung knüpfen. Voltaire schreibt seine „Metaphysik" und seine „Abhandlung über die Sitten" für Frau von Châteles, Rousseau seinen „Emil" für Frau von Epinay. Die gedankenreichste von Diderot's Schriften ist ein Gespräch, das Fräulein de l'Espinasse mit d'Alembert und Bordeu führt. „Dergestalt gehen die meisten der bedeutenderen literarischen Erzeugnisse der Zeit aus einem Salon hervor, immer jedoch ist es ein Salon, eine Frau oder eine Gruppe von Frauen, die sich der neuen Geistes-

Digitized by Google

schöpfungen in erster Stelle zu erfreuen haben." (Vergl. H. Taine, a. a. O. I. S. 331 und 332.)

Ohne die Gönnerschaft einer Dame der Gesellschaft darf kein Autor darauf zählen, daß seine Schriften gelesen, seine Dramen aufgeführt, seine Verdienste anerkannt werden. Selbst das Meisterwerk bricht sich nur langsam Bahn, wenn es nicht eine Frau unter ihre Fittige nimmt. Blos die Protection einer Tonangeberin der großen Welt führt den Poeten und Schriftsteller zum Ziele, zu Namen und Ruhm. Alles, was das Ministerium von Huld und Geld für Literatur und Wissenschaft verwendbar hat, Gnadengehalte, Zeitungsprivilegien ꝛc., geht nur durch den Canal der Frauen und an die Schützlinge derselben. Von den Frauen allein hängen Beifall und Erfolg ab; man kann sich daher denken, wie groß und glänzend die Schaar der Clienten ist, die sich um die schönen Patroninnen drängt. Während Rousseau von der Marschallin von Luxembourg protegirt wird, sehen wir Voltaire von der Herzogin von Richelieu beschützt, die dem Großsiegelbewahrer das Versprechen abzwingt, nichts gegen ihren Günstling veranlassen zu wollen, ohne sie vorher davon zu benachrichtigen. Florian begönnern zwei Damen, die Herzogin von Chartres und die Prinzessin von Lamballe; und so sind es noch viele Andere, die von den Frauen gefördert, unterstützt, auf die Stühle der Akademie gehoben werden. Denn auch die Akademie steht unter der Herrschaft der Frauen; die Frauen sind es, welche die Candidatenlisten für die Genossenschaft der Unsterblichen entwerfen, die Frauen, die den Ruhmestempel öffnen und schließen; wer die Frauen nicht auf seiner Seite hat, der bleibt obscur trotz Talent und selbst Genie, wie wir dies in dem öfters angezogenen interessanten Werke der Brüder Goncourt noch des Weitern nachlesen können.

Während in Deutschland Denker und Gelehrte sich in ihre Studirzimmer vergruben und nur für ein gleich exclusives Publicum schrieben, in einer Form, die ihre Bücher den Nichteingeweihten unzugänglich machte, sehen wir die französischen „Philosophen" Tag für Tag in der feinen Gesellschaft verkehren, die Zierden der eleganten Salons; ist doch „unter den gastfreien vornehmen Häusern von Paris wol keines, das nicht seinen officiellen Philo-

Digitized by Google

sophen, später seinen Oekonomisten, seinen Naturforscher hätte, deren Spuren wir in ihren Briefen und Memoiren von Salon zu Salon, von Schloß zu Schlosse verfolgen können." Auf solche Weise wird der französische Schriftsteller nothwendig zum Weltmann und seine Sprache die Sprache des Salons, in der er den tiefsten und schwierigsten Gedankeninhalt auszudrücken suchen muß, um diesen einem Publicum zu vermitteln, das zwar gern Alles wissen möchte, aber dazu eine sehr mangelhafte Vorbildung mitbringt, einem Publicum, das in der Mehrzahl aus Damen besteht, die allerdings meist die lebhafteste geistige Empfänglichkeit zeigen, doch häufig jeder positiven Vorkenntnisse entbehren, oft nicht einmal orthographisch schreiben können. Alle streng wissenschaftlichen oder abtsracten Bezeichnungen sind mit Rücksicht auf dergleichen Leser- und Leserinnenkreise daher auch in den logischen und metaphysischen Auseinandersetzungen unstatthaft; selbst mathematische Schriften müssen im Tone der Conversation gehalten sein, müssen plaudern, indem sie deduciren, dürfen nur Schritt für Schritt vorrücken und kein Mittelglied übergehen. Diese Methode ist der französischen Literatur des achtzehnten Jahrhunderts in so außerordentlichem Maße zu gute gekommen. Wie sie der französischen Prosa eine bewundernswerthe Klarheit und Präcision des Ausdrucks verliehen hat, ist es nicht zum wenigsten ihr Verdienst gewesen, daß die neuen Ideen so schnell zum Gemeingute der civilisirten Menschheit wurden und die moderne Macht der öffentlichen Meinung begründeten.

Haben wir das Interesse, welches die Frauen der französischen Gesellschaft unter Ludwig dem Fünfzehnten der geistigen Bewegung darbringen, im Allgemeinen als ein charakteristisches Zeichen der Zeit anzuerkennen — freilich auch als ein Product der Mode und der Langeweile eines inhaltsarmen Lebens — so sind es doch einige bestimmte Cirkel geistreicher Frauen, die als vorzugsweise literarische, als die eigentlichen Herde der französischen Aufklärungsliteratur noch besonders hervorgehoben werden müssen, jene so viel genannten „Bureaux d'esprit," deren wir in einem frühern Capitel bereits flüchtig gedachten. In diesen Salons geistreicher Frauen, bei diesen witzsprudelnden Mittags- und Abendessen vollzog sich die Trennung zwischen Paris und Versailles, verschärfte sich der Gegen-

Digitized by Google

satz zwischen dem einen und dem andern, machte sich das erstere zum Organe der Forderungen von Nation und Jahrhundert. Diese Bureaux d'Esprit sind es, von denen Voltaire schreibt, der selbst doch beständig mit einem Auge verlangend nach Versailles schielte: daß sie ihn über die Kritik der kleinen Stadt trösteten, die vier Stunden von Paris, aber fünfhundert Stunden vom guten Geschmack entfernt liege und der Hof hieße. Frömmelei und Ausschweifung, Jagd und Lustfahrten, kirchliche Schaustellungen und Festgepränge erschöpften den Lebensnerv von Versailles, in den Pariser Salons wehte der Odem der Zeit. Das Urtheil in Kunst und Literatur, in Politik und Wissenschaft bestimmend, wurden sie allmählich zu historischen Gewalten, denen sich die Blicke ganz Europa's zukehrten. Von ihnen ging die Demokratisirung der Gesellschaft oder, wenn man dies lieber will, die Aristokratisirung des Geistes aus; mochten ihre Herrinnen auch den Häusern der Finanz oder des Bürgerstandes entsprossen sein, wer frug danach? Ihre Kreise verdunkelten den Glanz der erlauchtesten Cirkel, und die vornehmsten Fremden in Paris trachteten nach der Ehre, Zulaß zu ihnen zu finden. In sittlicher Beziehung freilich standen diese literarischen Coterien meist nicht höher, als Periode und Welt, denen sie angehörten; die Mehrzahl der geistreichen Pariser Frauen hatte im Gegentheile auf dem Felde der Galanterie eine ebenso bewegte Vergangenheit hinter sich wie die Huldinnen von Versailles, aber sie hüllten ihre Leichtfertigkeit nicht in den Mantel der Heuchelei und rückten den vermorschten Ueberlieferungen in offenem Kampfe zu Leibe.

Den Salon der Marquise von Lambert haben wir schon früher genannt; er eröffnet die Reihe der Bureaux d'Esprit, welche die Geschichte als solche vermerkt. Mit seinen Traditionen noch in das siebenzehnte Jahrhundert hinaufreichend, behauptet er moralisch den Vorrang vor allen den andern, die ihm gefolgt sind, wie wol ihn diese an geistigem Einflusse überragen. Dem Beamtenadel entstammend, eine Tochter des Pariser Rechnungshofspräsidenten de Courcelles, verdankte die Marquise ihre ungewöhnliche Geistesbildung zumeist ihrem Stiefvater, einem Herrn von Bachaumont, der sich als Dichter bekannt gemacht hatte und in seinem Hause

Digitized by Google

die ausgewählteſte Geſellſchaft empfing. Schon als junges Mädchen griff ſie zur Feder und erwarb ſich, 1666 mit dem königlichen Generallieutenant, dem Marquis Henri de Lambert, verheirathet und ſeit 1686 Wittwe, den Ruf der eleganteſten Schriftſtellerin der damaligen vornehmen Welt Frankreichs. Selbſt von ſtrengeren moraliſchen Anſchauungen als das Gros ihrer Standesgenoſſinnen, wies ſie ihrem Sohne als höchſtes Strebensziel den Ruhm eines rechtlichen Mannes und bezeichnete als Pöbel Alles, was ſich niedriger und gemeiner Denkungsart ſchuldig macht, ſo daß in ihren Augen der Pöbel am Hofe zahlreich vertreten war. Mit dieſer in ihren Umgebungen ſeltenen Seelengröße verband ſie den feinſten geſellſchaftlichen Tact und eine im edelſten Sinne des Wortes vornehme Haltung. Die Erklärung, die ſie, in einer ihrer Abhandlungen, von der Höflichkeit und der Kunſt zu gefallen giebt, charakteriſirt ihr eignes Weſen und läßt uns entnehmen, welcher Ton in ihrem Hauſe herrſchte. Allerdings mögen die Memoirenſchreiber der Zeit wol Glauben verdienen, wenn ſie ſich darüber beklagen, daß es bei der Marquiſe von Lambert einigermaßen altmodiſch und feierlich hergegangen ſei.

Schon daß in ihrem Salon niemals Karten oder ſonſtige Glücksſpiele geduldet wurden, widerſprach völlig der obwaltenden Gewohnheit. War doch die bis in die unteren Stände graſſirende Spielwuth zu einer wahren Geißel Frankreichs geworden. Wer nicht ſpielte, der galt in der Geſellſchaft für ein überflüſſiges Möbel, und ſelbſt die leidenſchaftlichſten Liebhaber verließen ihre Schöne, ſobald die Karten gebracht wurden. Am tollſten ſpielte man am Hofe ſelbſt; gar viele große Herren richtete die Ehre, an der Spielpartie des Königs theilnehmen zu dürfen, zu Grunde. Ludwig's des Fünfzehnten Lieblingsſpiel, dem er im Appartement der Königin tagtäglich fröhnte, war das ſogenannte Landsknecht. In der Regel vereinigte der Tiſch zwölf Spieler, und der Satz war ein Louisd'or auf die Karte, der König aber und einige andere der Hauptſpieler, wie der Graf von Toulouſe, der Herzog von Grammont, ſetzten zwei, wol ſelbſt vier Louisd'or. Dabei war allen anſtändig gekleideten Perſonen der Eintritt in das Spielgemach und die Betheiligung am Spiele erlaubt, ſo daß ſich oft eine ziemlich gemiſchte

Digitized by Google

Gesellschaft um die grünen Tische versammelte. Selbst Lakaien und Kammerdiener setzten mit; einer derselben, Remy geheißen, und zum Hause des Herzogs von Bourbon zählend, wagte sogar, dem Könige hohe Wetten anzubieten. Die sonst so schroff betonten Standesunterschiede schwanden beim Spiele; Pariser Kaufleute, Schauspieler, Finanzpächter bildeten die Landsknechtscameraden der hochmüthigsten Prinzen und Seigneurs, wenn die „Roture" nur brav ihr Geld verlor. Manche der vornehmsten Häuser lebten blos von den Erträgnissen des Spieles, und zwei der ersten Notabilitäten des Hofes, der Gouverneur von Paris, Herzog von Gèvres, und der Prinz von Savoyen-Carignan, hatten das Privilegium erhalten, Spielhäuser errichten zu dürfen, deren Verpachtung jedem der beiden Cavaliere einen jährlichen Reingewinn von hundert und zwanzigtausend Franken abwarf. Sogar geistliche Herren benützten die allgemeine Spielsucht, sich oder doch ihre Kirchen und Anstalten zu bereichern. So war dem Pfarrer von Saint-Sulpice in Paris, einem Herrn Languet de Gergy, gestattet worden, behufs des Neubaus seiner Kirche eine Art Lotto ins Leben zu rufen, dem namentlich arme Dienstboten in einfältiger Bigotterie ihre Ersparnisse zum Opfer darbrachten — ohne daß der schlaue Pfarrer sich beeilte, den verheißenen Kirchenbau in Angriff zu nehmen. (Vergl. Mémoires de Charles-Louis Baron de Pöllnitz etc. III. S. 44/49.)

Jeden Mittwoch hatte Frau von Lambert ihren Gesellschaftstag. Bei einem erlesnen Mittagsmahle finden wir Fontenelle, den immerwährenden Secretär der Akademie, den uns von Sceaux her bekannten Präsidenten Hénault, den kaustischen Abbé Montgaut, den gelehrten Sacy und andere von den hervorragendsten akademischen Geistern als stehende Gäste, die dann während der Tafelfreuden ihre neuesten schriftstellerischen Arbeiten vorlasen, sich gegenseitig kritisirten und die Aussichten ihrer Werke discutirten. Man beschäftigte sich indeß nicht allein mit rein literarischen Fragen, man nahm auch reellere Dinge in die Hand. Mitten im geselligen Geplauder wurden die demnächstigen Wahlen für die französische Akademie festgestellt, deren Pforten die Marquise mehr denn zwanzig ihrer Schützlinge erschloß, so daß man ihren Salon „das Vorzimmer

Digitized by Google

der Akademie" zu nennen pflegte, wie nachmals die berühmteren Bureaux d'Esprit der Madame Geoffrin und des Fräuleins de Lespinasse. Regelmäßig bis zum Abend blieb der geistreiche und gelehrte Cirkel zusammen; „hierauf verwandelten sich Scene und Schauspieler: eine andere, Welt, junge Männer und Frauen ließen sich an einem glänzenden Abendtische nieder, der Ernst des Nachmittags mit seinen wissenschaftlichen Erörterungen und akademischen Bestrebungen räumte der Heiterkeit einer anständigen Galanterie das Feld." (Vergl. Mémoires de d'Argenson, vol. I. an versch. Stelle.) Frau von Lambert, die im Jahre 1713 im Alter von sechs und achtzig Jahren starb, ist die Verfasserin vieler noch jetzt geschätzter Schriften, u. a. des „Rathes einer Mutter an ihren Sohn," einer „Abhandlung über die Freundschaft" 2c. 2c.

Eine andere kleine literarische Coterie schaarte sich um eine Frau des höhern Bürgerstandes, Madame Fontaine-Martel. Es war ein Verein von lauter Schöngeistern, der hauptsächlich durch den beißenden Spott bekannt worden ist, mit dem ihn Voltaire begossen hat, weil die Dame vom Hause, selbst nicht sonderlich geistreich und gebildet, mit den Witz- und Dichterlingen, die sie fetirte, nur sich selbst in Relief setzen wollte und weil sie jeder Frau zu ihrem Kreise den Zutritt wehrte, die — einen erkürten Liebhaber hatte. Dergleichen sittliche Bedenken galten der damaligen französischen Gesellschaft ja kurzweg als Lächerlichkeiten.

Dagegen fühlte sich der Dichter des „Brutus" bei einer Madame Denis sehr behaglich, einer fröhlichen Frau, die einer Anzahl von Schriftstellern und Gelehrten allwöchentlich überaus belebte und leckere kleine Soupers bereitete, bei denen Jeder ungescheut seiner Laune den Zügel schießen ließ und ein Häuflein gottloser Abbés der Unterhaltung eine Würze verlieh, die unsre heutigen Nerven schwerlich vertragen dürften. Bei Frau Denis erholte sich Voltaire von dem Zwange, den ihm die Festlichkeiten in der großen Welt auferlegten, wie dies Marmontel in seinen an culturgeschichtlichen Einzelheiten so reichen Memoiren berichtet.

Ein Bureau ganz eigner Natur hatte sich in einem Pariser Frauenkloster aufgethan, bei den Filles Saint-Thomas. Vierzig Jahre hindurch lebte dort eine Madame Doublet, ohne nur ein

Digitized by Google

einziges Mal ihre Gemächer zu verlassen, in dieser Abgeschiedenheit aber wurden die Tagesneuigkeiten zurecht gemacht, die man dann in Paris und weiterhin verbreitete. Der klösterliche Salon war „das schwarze Cabinet, wo man über Männer und Frauen, über Priester und Gelehrte, über Hof und Minister im Geheimen zu Gerichte saß, wo alle Gerüchte ihren Widerhall fanden, welche die Stadt durchschwirrten, ein gefürchteter und geschmähter und doch beneideter und eifrig erstrebter Ort, dem als Eingeweihter anzugehören, als „Pfarrkind," wie man sich ausdrückte, Jedermann als hohe Gunst erstrebte." Um die Präsidentin der feierlichen Stätte gruppirte sich eine Anzahl von Literaten, Voisenon, die Abbés Legendre und Chauvelin, Mairan u. s. w., die alle zur gleichen Stunde erschienen, um Jeder unter seinem Portrait immer in dem gleichen Lehnstuhle Platz zu nehmen. Auf einer langen Tafel lagen zwei große Bücher aufgeschlagen, in deren einem jeder der Anwesenden verzeichnete, was ihm von den Tagesnachrichten glaubhaft erschien, während in das andere die zweifelhaften und unwahrscheinlichen Gerüchte eingetragen wurden. Solchergestalt entstand eine Art handschriftlicher Zeitung, die, von der Dienerschaft des Hauses copirt, in mehrfachen Exemplaren in der Stadt umlief und gegen einen monatlichen Abonnementspreis von sechs bis zwölf Livres auch in die Provinz versandt wurde. Man nannte sie „Feuille manuscrite" und schonte darin auch die Regierung nicht, so daß diese Madame Doublet zu wiederholten Malen die Warnung zugehen ließ, wenn sie nicht von der Verbreitung ihrer Nachrichten abstehe und den in ihrem Salon vorwaltenden Ton ändere, so werde der König sie in ein anderes Kloster einzusperren wissen, „wo sie so unverschämte und der Regierung so ungünstige Neuigkeiten" nicht werde in die Welt hinausschicken können. Trotz solcher unzweideutigen Winke aber fuhr der Salon der Madame Doublet in seinen oppositionellen Strebungen muthig fort, bis sich um die tapfere Frau eine kleine Fronde versammelte, an die sich die Polizei nicht heranwagte. Die Seele dieser Opposition war eine Frau von Argental, die später mit Hülfe der Feder ihres Kammerdieners Gillet eine neue noch kühnere handschriftliche Zeitung in Cours setzte, die den staatlichen Autoritäten manche bittere Wahrheit zu kosten gab, nie

Digitized by Google

jedoch das Ansehen der Doublet'schen Nachrichten erreichte, die eines so unbedingten Credites genossen, daß man, um die Zuverlässigkeit einer Mittheilung zu verbürgen, nur zu sagen brauchte: „Sie kommt von Madame Doublet."

II.

Alle die bisher genannten Cirkel stehen indeß unter den Pariser Bureaux d'Esprit blos im zweiten und dritten Range. Ihr Einfluß war mehr oder weniger nur localer und vorübergehender Art oder blieb im Allgemeinen doch auf die französische Gesellschaft beschränkt. Der erste jener literarisch-politischen Kreise, der die Augen der gesammten Welt der Bildung auf sich lenkte, weil er die geistige Bewegung der Zeit offen auf den Schild erhob und einen ihrer ernstesten und tiefsten Vertreter zu seinen intimsten Mitgliedern zählte, weist merkwürdigerweise auf eine wirkliche Klosterzelle zurück, nicht blos auf eines jener geistlichen Häuser, die gegen mäßigen Entgelt gewisse außerhalb ihrer Clausur gelegene Gemächer vornehmen Frauen oder Wittwen zur Wohnung einräumten, wo diese die Annehmlichkeiten der Zurückgezogenheit mit den Freuden der Geselligkeit zu verbinden wußten.

In dem Augustinerinnenkloster Montfleuri zu Grenoble hatte ein Fräulein Claudine Alexandrine de Tencin, einer adeligen Familie der Dauphiné entstammend, den Schleier genommen. Wie so manche andere Stätten jener Tage, die gottseliger Beschaulichkeit und frommen Uebungen dienen sollten, gereichte auch Montfleuri den gläubigen Gemüthern zu schwerem Aergernisse, so daß seine oberen Vorgesetzten gegen den Scandal einzuschreiten versuchten und der strenge Cardinal Le Camus mit harten Strafen drohte. Die weltlustigen Nonnen kehrten sich an dergleichen Mahnungen jedoch nicht viel, setzten im Gegentheil ihren vergnüglichen Wandel schwunghaft fort und sahen tagtäglich eine heitere Gesellschaft von Herren und Damen um sich versammelt. Unter solchen Umständen konnte die anziehende Persönlichkeit des Fräuleins de Tencin nicht lange unbeachtet bleiben. Ohne eine eigentliche Schönheit zu sein, übte das junge Mädchen mit den halbverschleierten schmachtenden Augen, mit den einschmeichelnden und doch großen Manieren, mit dem

Digitized by Google

feinen Tacte, den es besaß, einen mächtigen Zauber aus, den die seltene Schärfe und Schlagfertigkeit seines Geistes noch erhöhten. Aebtissin und Beichtvater waren diesem Zauber völlig unterlegen, und so wurden der verführerischen Nonne wol noch größere Freiheiten gewährt, als das leichtlebige Kloster seinen Conventualinnen an sich vergönnte. Freilich keimte dadurch in ihrer Brust auch mehr und mehr das Verlangen, alle klösterlichen Banden abzuschütteln, was ihr unter Anleitung ihres gefälligen Seelsorgers vorerst in so weit gelang, daß sie nach dem Stifte von Neuville bei Lyon versetzt wurde, wo sie nur noch das Gelübde der Ehelosigkeit daran erinnerte, daß sie der Welt entsagt hatte. Sie konnte bei sich empfangen, wen sie wollte, konnte reisen, wohin sie mochte, ihren Aufenthalt nehmen, wo ihr beliebte. Sie wandte sich darum im Jahre 1714 nach Paris, um hier fortan mit ihrem Bruder, dem Abbé de Tencin, zusammenzuwohnen. Böse Zungen behaupteten, daß allerlei bedenkliche Abenteuer sie zu solchem Domicilwechsel genöthigt hätten.

Bruder und Schwester waren einander werth; Beide sittenlos, Beide ränkesüchtig, Beide nicht verlegen hinsichtlich der Wahl der Mittel und Werkzeuge, um zur Erreichung ihrer ehrgeizigen Pläne zu gelangen. Beide folgten daher zunächst der Fahne Dubois. Frau von Tencin, wie sie sich nunmehr nannte, schämte sich sogar nicht, die Geliebte des Lasterhaften zu werden, während Abbé de Tencin in Rom die Verhandlungen betreiben mußte, die den Erstern in den Besitz des erstrebten Cardinalshutes bringen sollten, und Beide betheiligten sich an den Law'schen Finanzoperationen in einer Weise, die den öffentlichen Unwillen gegen sie herausforderte. Trotzdem wurde der Bruder nach seiner Rückkehr aus Rom, wo er durch die frechste Ausschweifung seinen Herrn und Meister würdig vertreten hatte, zum Erzbischofe von Embrun befördert, die Schwester aber von einem Hofstaate beflissener Bewunderer umringt, unter ihnen dem damals als Verbannter in Frankreich lebenden Lord Bolingbroke und dem schon oben angeführten Neffen Corneille's, Bernard Le Bovier Fontenelle, der, heute fast verschollen, zu seiner Zeit als Akademiker und vielseitiger Schriftsteller in hohem Ansehen stand. Seine Verbindungen waren es, welche die Exnonne

Digitized by Google

auch von den letzten Fesseln befreiten, die sie noch an das Kloster knüpften.

Diese Fesseln hatten die Leichtfertige allerdings niemals in ihren galanten Bewegungen gehemmt. Ist es doch von ihr selbst nicht abgeleugnet worden, daß sie mehreren Kindern das Leben gab, von denen sich eines später einen berühmten Namen machte. Von den herzlosen Eltern — als Vater ward ein Ingenieurofficier, der Bruder des Dichters Destouches, bezeichnet — auf den Stufen der gegenwärtig abgebrochenen Kirche Saint-Jean le Rond am 17. November 1717 ausgesetzt, wurde das schwächliche Kind einer armen Glaserfrau, Namen Rousseau, zur Pflege übergeben, die sich des verlassenen Kleinen mit herzlicher Liebe annahm, welcher sich nachmals als Saint-Jean le Rond d'Alembert durch seine mathematischen Schriften, hauptsächlich jedoch durch seine Betheiligung an der Herausgabe der Encyklopädie, deren wissenschaftliche Einleitung er verfaßte, einen europäischen Ruf erwarb. Seiner vortrefflichen Pflegerin mit inniger Dankbarkeit ergeben, blieb d'Alembert bis zum Jahre 1765 bei ihr wohnen — in einem elenden, finstern Quartier einer entlegenen, engen Gasse — nachdem sich längst die erlesenste Gesellschaft um den geistreichen Gelehrten drängte, seine gewissenlose Mutter aber wies er verachtungsvoll zurück, als sie sich in späteren Jahren dem gefeierten Sohne zu nähern versuchte.

Nach Dubois' und Philipp's von Orleans Tode, als der fromme Fleury die Seele der Staatsgeschäfte war, hielt es Frau von Tencin für vortheilhafter, der Galanterie zu entsagen und sich der Stimmung bei Hofe zu bequemen. Fleury empfand zwar einen Widerwillen gegen das frivole und intriguante Weib, wagte aber nicht, ihm offen entgegenzutreten, ja er ließ sich, ohne es zu wissen, selbst nicht selten von den Eingebungen der Frau von Tencin leiten. Denn seine alte Freundin, Frau von Carignan, die auf seine Entschlüsse nicht ohne Einfluß blieb, war ein gefügiges Instrument in den geschickten Händen des einstigen Klosterfräuleins. Die kleine, nervöse Frau mit dem schmalen Vogelgesichte entwickelte eine wunderbare Thätigkeit, zugleich Feuer und Kaltblütigkeit, einen erstaunenswerthen Ueberblick der Situation, eine überraschende Menschenkenntniß, eine Phantasie, die immer neue Hülfsquellen zu

Digitized by Google

ersinnen wußte. Eine Zeit lang war Frau von Tencin in der That die Herrscherin von Versailles. Selbst den König hatte sie von zwei Seiten zu fassen verstanden, durch den Herzog von Richelieu und durch die Herzogin von Châteauroux, Ludwig's des Fünfzehnten damalige Favoritin. Sie war es, die den apathischen Monarchen dazu vermochte, zu seinem in Flandern kämpfenden Heere zu gehen und sich im Ruhme des Sieges von Fontenay zu sonnen, wie wol sie ihrem Bruder schrieb: „Unter uns gesagt ist Ludwig der Fünfzehnte nicht im Stande, auch nur eine Grenadiercompagnie zu commandiren, seine Gegenwart aber wird viel thun. Die Truppen werden dann ihre Schuldigkeit noch besser erfüllen und die Generäle werden es nicht mehr wagen, ihre Pflicht so eclatant zu verletzen."

Dieser Bruder war der Gegenstand von Frau von Tencin's lebhaftester Sorge, durch ihn hoffte sie ja dauernd die Zügel der Gewalt an sich reißen zu können. Um ihn zu fördern, führte sie offen und heimlich Krieg gegen die Minister und gegen Alles, was am Hofe dem Aufsteigen des Abbés im Wege stand. Diesem zum Cardinalshute zu verhelfen, verbündete sie sich mit den Jesuiten und war den Maßregeln nicht fremd, die wider die Jansenisten ins Werk gerichtet wurden. Allein das große Ziel ihres Ehrgeizes vermochte sie doch nicht zu gewinnen — ihre Hoffnung, den Bruder an der Spitze des Ministeriums zu sehen, verwirklichte sich nicht. Und so zog sie sich allmählich von dem politischen Schauplatze zurück, um sich nur ihrem literarischen Mäcenatenthume zu widmen, dessen Blüthe in die Tage der Fleury'schen Verwaltung fällt.

Keines von allen den nachfolgenden Bureaux d'Esprit wurde von einer so ausgewählten und geistigen Coterie gebildet wie der Salon der Frau von Tencin. Es war eine Vereinigung, wo der Geist wahrhaft heimisch zu sein schien, wo die Intelligenz sich in voller Freiheit bewegen konnte, wo die Männer der Literatur „den Empfang, den Rath, den Beifall fanden, die ermuthigen und begeistern, und eine Hausherrin, die hört und begreift, welche die großen Züge und die kleinsten Nuancen erfaßt, die wie ein Weib fühlt und wie ein Mann denkt." Der Salon der Frau von Tencin war der erste, wo der Mensch galt, was er geistig werth war, wo

Digitized by Google

der Schriftsteller die große Rolle zu spielen anhob, die ihm in der Gesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts zugetheilt war, von Frau von Tencin aus sehen wir ihn sich aller bedeutenderen Pariser Cirkel bemächtigen und zu der socialen Stellung aufschwingen, die ihm gegen Ende des Jahrhunderts einen so hervorragenden Rang im Staatsleben einräumte. Marmontel schildert in seinen „Denkwürdigkeiten eines Vaters" den Kreis der Frau von Tencin folgendermaßen: „Ich traf dort Montesquieu, Fontenelle, Mairan, Marivaux, den jungen Helvetius, Astruc und Andere, sämmtlich Schriftsteller und Männer der Wissenschaft, und in ihrer Mitte eine Frau von außerordentlichen Talenten und scharfem Urtheile, die aber in ihrer einfachen äußern Erscheinung mehr einer Haushälterin als der Herrin des Salons glich ... freilich bemerkte ich auch, daß jeder der Gäste seinen Geist zeigen wollte, und daß der Wunsch, zu glänzen, oft der Unterhaltung einen einigermaßen geschraubten und unnatürlichen Anstrich verlieh. Jeder schien nur auf den günstigen Moment zn warten, wo er sein bon mot und seine Anekdote anbringen, seine Maxime äußern oder seinen Witz leuchten lassen könne, und dieser passende Augenblick war zuweilen etwas mit den Haaren herbeigezogen. So konnte Niemandem entgehen, wie ungeduldig Marivaux darauf lauerte, seinen Scharfsinn und seine Feinheit an den Tag zu legen. Montesquieu wartete zwar mit größerer Ruhe, bis die Reihe an ihn kam, allein er wartete nichts desto weniger auch; ebenso Mairan, nur Fontenelle suchte die Gelegenheit nicht und machte von der Aufmerksamkeit, mit der er allezeit angehört wurde, einen so mäßigen Gebrauch, daß seine witzigen Bemerkungen und reizenden Geschichten immer blos ein paar Minuten in Anspruch nahmen. Helvetius sprach selten; bescheiden und aufmerksam dem Gespräche der Anderen lauschend, sammelte er für die Zukunft."

Marmontel war freilich ein ziemlich seichter Beobachter, auch der Gesellschaft nicht gewachsen, die er im Salon der Frau von Tencin fand, indeß waren diese Geist- und Effecthascherei, dieses stete Inparadestehen, um sich bewundern zu lassen, diese Sucht, seine Gedanken zu lauter blitzenden Facetten zu schleifen, allen dergleichen Pariser Coterien gemeinsam, die Kehrseite der blendenden

Digitized by Google

Medaille, das Gebrechen der gesammten höhern Gesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts oder doch bis in dessen zweiten Hälfte, wo ein Extrem das andere ablöste, die Geistreichen den Empfindungsseligen wichen. Jedes Gefühl ward sozusagen zu Geist verflüchtigt, das Sprühfeuer des Witzes sollte die Herzenskälte erwärmen, ohne daß man doch im Stande war, die Langeweile zu überwinden, die Empfindung der Leere, des Unbehagens, der fieberhaften Unruhe zu bannen, an der die feine Welt siechte, vorweg die Frauen. Noch mehr als die Männer litten sie an dieser Krankheit des Jahrhunderts, „der providentiellen Strafe einer Gesellschaft, die nur für das Vergnügen lebt, die nur durch die Intelligenz sich Befriedigung schaffen kann, die feig ist der Pflicht gegenüber, die von Aufopferung nichts weiß, kaum noch andere Tugenden kennend, als die Tugend der Geselligkeit, deren Interessen und Gewissen im Salon ersticken," einer Gesellschaft, welcher der Kopf Alles, das Herz nichts bedeutet. Horace Walpole kennzeichnet die Frauen des achtzehnten Jahrhunderts treffend als „Geisteswüstlinge" — débauchées d'esprit —; „sie hatten eine einfältige Bewunderung für Alles, was geistreich hieß," sagt eine der berühmtesten Salonköniginnen selber, aber sie besaßen kein Gefühl, das ihnen Schwung gab, keine höhere Kraft, die sie stützte, keinen Liebesquell, der ihren Durst stillte, nichts als eine gewisse Thätigkeit des Gehirns, eine Gedankenlibertinage, aus der sie fort und fort enttäuscht in die Prosa des Lebens zurücksanken. Ihr Herz trieb umher, ohne den festen Punkt zu finden, wo es ankern konnte, während ihre Geisteskräfte des Bandes ermangelten, das sie zusammenhielt, und eines Zweckes, der sie über sich selbst erhob. Dergestalt kam ihnen jenes Gefühl der Müdigkeit, jener „Aschengeschmack," den sie an Allem fanden, was sie kosteten, jene Entnervung, aus der sie sich mit Gewalt aufzurütteln trachteten, indem sie sich kopfüber in die Welt, in die Strudel eines Gesellschaftstaumels stürzten, ohne doch dem Feinde entrinnen zu können, der sie mitleidslos verfolgte. Den gefeiertsten und umworbensten Frauen jener Tage erging es wie dem Sterbenden, der voller Abscheu seinen Kopf der Wand zukehrt, weil Alles ihn anekelt, was lebt, das Leben selbst. „Es gibt Frauen, welche die Bäume beneiden, weil diese keine Langeweile

Digitized by Google

empfinden," schreibt die Marquise du Deffand an Horace Walpole, jene berühmte Präsidentin einer der vornehmsten Pariser Bureaux d'Esprit, „die lieber einen Minoritenbruder zur Gesellschaft haben als ihre Abende allein zubringen mochte." (Vergl. Edmond et Jules de Goncourt, a. a. O. S. 356 u fgg.)

Gemüthlos und egoistisch, gespreizt und blasirt, anmaßend und kokett, gewähren diese Kreise trotz ihres Geistesaufwands ebenso wie die Gesellschaft selbst, aus der sie erwachsen, ein nichts weniger als herzerquickendes Bild. Ihre civilisatorische Bedeutung aber darf man nicht gering schätzen; sie waren die Vorversammlungen, in denen die literarischen Parteiführer „anregten und vorbereiteten, durchdachten und durchsprachen," was sie vor die Oeffentlichkeit bringen wollten, und meist kecker und gewaltiger, als sie es nachher in ihren Schriften sagten. Der Salon der Frau von Tencin reichte zwar noch in die ältere Gesellschaft hinein, er enthielt indeß schon die Keime der Richtung, die man unter dem Namen der encyklopädistischen zu begreifen pflegt. Getäuschter Ehrgeiz hatte die Hochstrebende in die Bahn der Opposition getrieben, und sie war scharfblickend genug, um zu erkennen, wie Vieles faul im Staate und bei Hofe war, und besaß alle die Eigenschaften, ihre Ueberzeugung Anderen mitzutheilen. Ihr Geist, ihr feiner Tact, der Reiz ihrer Unterhaltung erregten Bewunderung, so daß die Zahl ihrer Verehrer sich täglich mehrte und ihr Cirkel von den berühmtesten Männern der Zeit gebildet wurde. Zu ihren näheren Freunden gehörte auch der Papst Benedict der Vierzehnte, der als Cardinal Lambertini einer der fleißigsten Besucher ihres Salons gewesen war. Bei seiner Erhebung auf den heiligen Stuhl sandte er Frau von Tencin sein Bildniß als einen Beweis seines treuen Andenkens und stand in regelmäßigem Briefwechsel mit ihr, wie wol ihre Antecedentien keineswegs dazu angethan waren, der sich um sie versammelnden Gesellschaft die Hochachtung abzunöthigen, die der sittliche Charakter sich immer erzwingt. Blieb doch, von ihren vielen Leichtfertigkeiten abgesehen, fast kein Zweifel daran übrig, daß sie einen ihrer Liebhaber in ihrem eignen Hause hatte ermorden lassen, und wenngleich sie der Haft bald wieder entlassen wurde, die ihr die That zuzog, so geschah dies lediglich,

Digitized by Google

weil ihr mächtige Gönner und Verwandte das Wort redeten, nicht weil ihre Unschuld erwiesen worden wäre.

Unsere Zeit ist sittlicher als die unsrer Aelterväter. Dergleichen Vorkommnisse würden heute einen Menschen in der bessern Gesellschaft für immer unmöglich machen, damals waren sie kein Hinderniß, in der vornehmen nicht nur, sondern selbst in der gebildeten Welt eine leitende Stellung zu erlangen. Es kennzeichnet ja das achtzehnte Jahrhundert, daß die meisten Führer der großen Freiheits- und Aufklärungsbewegung in Frankreich, von Frau von Tencin bis auf Mirabeau hinab, von der Immoralität ihrer Zeit angesteckt waren. Kein Mensch aber nahm einen Anstoß an der Unsauberkeit der Hände, welche die heiß ersehnten Gaben darreichten.

Als Schriftstellerin heute vergessen, obschon ihr Roman „die Belagerung von Calais" sich durch Eleganz des Stils, durch feine Darstellung und spannende Handlung auszeichnet, hat sich Madame de Tencin viel größeres Verdienst um die Literatur, als durch ihre eigne Feder, insbesondere durch die Förderung von Montesquieu's epochemachender Schrift „Geist der Gesetze" erworben. Der rasche Erfolg dieses genialen Buches, das die Grundlagen und Bürgschaften der staatlichen Freiheit und ihre zweckmäßigste und dauerverheißende Gestaltung dargelegt, kommt wesentlich auf Rechnung des Eifers, mit dem Frau von Tencin für die Verbreitung des Werkes sorgte, indem sie selbst eine große Zahl von Exemplaren desselben kaufte und unter ihren Freunden und Freundinnen vertheilte. Auch Helvetius' Buch „Ueber den Geist," das durch seine materialistische Weltanschauung einen so gewaltigen Sturm hervorrief, empfing, wenngleich erst nach ihrem Tode, im Jahre 1758, veröffentlicht, seine ersten Anregungen im Salon des ehemaligen Klosterfräuleins von Montfleuri. Trotz alledem aber, trotz ihres Interesses für Literatur und Literaten und trotz des werkthätigen Schutzes, den sie Beiden angedeihen ließ, vermochte Frau von Tencin sich ihrer aristokratischen Ansichten über die Stellung der Wissenschaft und deren Jünger in der Gesellschaft doch niemals völlig zu entäußern. So pflegte sie ihre literarischen Gäste nur ihre Bestien, ihre Menagerie zu nennen und an jedem Neujahrstage unter hochmüthig scurrilen Scherzen mit „zwei Ellen Sammet zur Erneuerung ihrer Beinkleider" zu beschenken.

Digitized by Google

Wir machen uns heute nur schwer einen Begriff von der außerordentlichen Macht, die vom Beginn des Jahrhunderts bis zur Revolution die Frauen in Frankreich besaßen, und durch dieses mehr oder minder auch in anderen Ländern. Gewiß aber ist, daß ohne ihre Mithülfe für die geistige und politische Entwickelung nichts Nachhaltiges geleistet werden konnte. Wem von ihnen nicht die Siegesbahn geöffnet wurde, der blieb zur Seite stehen, während ihm untergeordneten Geistern von zarten Händen die Ruhmeskränze um die Stirne gewunden wurden. Wenn Diderot's Namen sich den Glanz der Namen Voltaire's und Rousseau's nicht errang, zweifellos ist dies zum Theile wenigstens der Thatsache zuzuschreiben, daß ihn die Gunst der Frauen nicht in gleichem Maße wie jene getragen und gehoben hat. Ein andres Beispiel dieser erstaunlichen Macht gibt uns das Schicksal eines vornehmlich auf Lord Bolingbroke's Veranlassung im Jahre 1724 zu Paris gegründeten politisch-literarischen Clubs. Es war ein Verein von näheren Freunden, der von Zeit zu Zeit zusammenkam, um die politischen Tagesfragen zu discutiren, und nach dem dazu gewählten Locale, dem Entresol im Hotel des Präsidenten Hénault, als der „Club de l' Entresol" bekannt wurde. An seiner Spitze stand der Abbé Alary, eines der eifrigsten Mitglieder aber war der liebenswürdige Schwärmer, der Abbé de Saint-Pierre — nicht jener Bernardin de Saint-Pierre, dessen „Paul und Virginie" sich unverdienten Weltruf gewann. Er las der Gesellschaft seine Träume von einem allgemeinen Weltbunde und von einer Universalreligion vor, schonte indeß auch die Schäden des Staates nicht und geißelte den Müßiggang der höheren Classen.

Mehrere Jahre hindurch ließ man den Club ruhig gewähren. Dann aber begann er Fleury gefährlich zu bedünken und empfing die Weisung sich aufzulösen, ohne daß man darum viel Aufsehen erhob und die Mitglieder des Vereins mit der Bastille oder sonstigen Gewaltmaßregeln schreckte. So dachte bald Niemand mehr an die verscheuchten Clubisten, zumal die Frauen, in ihrer Eitelkeit verletzt, daß ein solches Unternehmen ohne ihre Mitwirkung hatte ins Werk gesetzt werden können, die ganze Sache von vornherein ignorirten. Wie in stillschweigendem Gelübde erwähnte keine von ihnen eines Vereins,

Digitized by Google

bei dessen Gründung nicht einmal ihr Rath und Urtheil eingeholt worden waren. Welchen Fehler hatten die Herren vom Entresol begangen, als sie sich vermaßen, ohne einen Factor zu rechnen, der nachgerade unentbehrlich und fast allmächtig geworden war! Unter dem Präsidium einer der modischen Damen der großen Welt wäre der Club de l' Entresol sicherlich unbehelligt geblieben. Getraute sich doch weder Fleury noch einer der übrigen Minister gegen die Abende der Frau von Tencin vorzugehen, die ja einen weit staatsgefährlichern und destructivern Einfluß ausübten, als die menschenfreundlichen Phantasien des greisen Abbé de Saint-Pierre, den der Spötter Voltaire einen „homme moitié philosophe moitié fou" genannt hat. Und mit jedem Tage steigerte sich dieser Einfluß der Frauen, mit jedem Tage gelangte er zu allgemeinerer Anerkennung, mit jedem Tage häuften sich die Beweise, daß es nicht mehr der Gunst des Hofes oder der Protection der Minister bedurfte, um sich Ansehen und Bewunderung zu sichern. Eine empfehlende Aeußerung der Frau von Tencin und später ihrer Nachfolgerinnen, der Madame Geoffrin oder des Fräuleins de Lespinasse, hatte in der Gesellschaft höhere Geltung als der Schutz Fleury's oder selbst Ludwig's des Fünfzehnten.

Frau von Tencin, der im Jahre 1749 der Tod das Scepter ihrer Salonherrschaft entwand, war unleugbar eine Gesellschaftskünstlerin ersten Ranges. Auch die nach ihr kommenden, zum Theil von mannigfaltigeren Elementen belebten Bureaux d'Esprit haben ihren Kreis nicht in Schatten zu stellen vermocht, wie denn kein Geringerer als Goethe es ist, der ihre Bedeutung in der vornehmen Welt des achtzehnten Jahrhunderts mit den Worten charakterisirt: „Im geselligen und thätigen Leben entwickelte sie die größten Vorzüge; sie verbarg unter der äußern, unscheinbaren Hülle einer gutmüthigen Gevatterin die tiefste Menschenkenntniß und das größte Geschick, in weltlichen Dingen zu wirken."

Die Freundschaft eines Montesquieu hat die Vergangenheit der einstigen Nonne zwar nicht auslöschen können, aber der Nachwelt zu milderm Urtheil empfohlen.

Digitized by Google

Drittes Kapitel.

Denker- und Dichterstillleben in Cirey. Voltaire und seine „göttliche Emilie."

I.

„Von der Parteien Gunst und Haß entstellt,
Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte" —

— wol dürften sich im langen Laufe der Zeiten nur wenige Namen hervorragender Menschen auffinden lassen, bei denen wir uns lebhafter an dies vielgebrauchte Dichterwort gemahnt fühlten als bei dem Namen Voltaire's. Mischt sich doch noch heute der Ton einer gewissen Leidenschaftlichkeit, die das gerechte Abwägen von Vorzügen und Schwächen des großen Schriftstellers und Aufklärungsphilosophen verhindert, in die Beurtheilung seiner Wirksamkeit. Wie den lebenden Voltaire die Einen als den Todfeind von Tugend und Sittlichkeit, als einen verworfenen Gottesläſterer, als Volksverführer und Aufwiegler verdammt, die andern ihn als Abgott auf das Piedestal gestellt, als Schutzgeist des Menschengeschlechts, als den glänzendsten Genius aller Völker und Zeiten verherrlicht haben — in ganz ähnlich befangner Weise sehen wir den Mann noch heute gewürdigt, der mehr als zwei Menschenalter hindurch gegen Aberglauben und Vorurtheil zu Felde gezogen ist, mit dem Unterschiede vielleicht, daß die Schmäher jetzt noch lauter ihre Stimmen erheben als damals, obschon die Zahl derer, die Voltaire's Schriften wirklich noch lesen, zu einem kleinen Häuflein zusammenschmilzt, mithin Lobgesang und Zetergeschrei meist nur ein gewohnheitsmäßiges Nachbeten Anderer, der Ausfluß vorgefaßter Meinung sind, ohne auf der Untersuchung zu beruhen, ob und wie weit beide berechtigt sein mögen oder nicht.

Digitized by Google

Wer könnte freilich in Abrede stellen, daß Voltaire der Mensch kleiner war als Voltaire der Schriftsteller und Lichtspender, mit schweren sittlichen Gebrechen behaftet? Sein „Fluch war seine mephistophelische Natur," so charakterisirt ihn Hermann Hettner in seiner „Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts" (II. S. 151) mit glücklichem Ausdrucke, und Friedrich der Große macht sich kaum einer Uebertreibung schuldig, wenn er an Algarotti schreibt: „Es ist ein Jammer, daß mit einem so herrlichen Genie eine so nichtswürdige Seele verbunden ist!" während ein anderer von Voltaire's Freunden, der Graf des Alleurs, französischer Botschafter in Constantinopel, in einem Briefe an die Marquise du Deffand über ihn sagt: „Man kann seine Verse bewundern, muß seinen Geist hochschätzen, sein Charakter aber wird uns immer gegen seine Talente einnehmen." Das sittliche Bewußtsein war es, die Seelengröße, der Hauch, der aus der Ewigkeit zu wehen scheint, was Voltaire fehlte; nicht sowol sein unabweisbares inneres Gefühl, seine moralische Entrüstung über das die Welt beherrschende Unrecht, als sein feuriger Geist, seine gewaltige Begabung rissen ihn fort, die Erlösung der Menschheit aus den Fesseln von Feudalismus und Aberglauben anzubahnen, der Rächer der von staatlicher Gewaltthat Mißhandelten, der Freund und Helfer der Unglücklichen und Bedrängten, der Förderer des socialen und materiellen Fortschritts zu werden.

Eine ungemessene Eitelkeit ließ ihn nimmer ruhen und rasten. Sie erklärt uns viele seiner bei einem Manne von Voltaire's geistiger Ueberlegenheit fast unbegreiflichen Verirrungen und Kleinlichkeiten. Die Sucht zu glänzen, sich allenthalben vorangestellt, von Anderen bewundert und ausgezeichnet zu sehen, trieb ihn zu den lächerlichsten und verächtlichsten Mitteln, seine Persönlichkeit in Relief zu setzen. Er schmeichelte in unwürdigster Weise nicht blos den Großen dieser Erde, sondern auch ihren gemeinsten Günstlingen und Buhlerinnen. Denselben Königen, die er hinter dem Rücken in giftigen Versen verspottete, heuchelte er in's Angesicht die tiefste Ehrerbietung, um sich vor der Welt mit seinen hohen Bekanntschaften brüsten zu können. Huld und Vertrauen gekrönter Häupter zu erringen, war bis in seine spätesten Jahre das große

Digitized by Google

Ziel seines Ehrgeizes, wie wol er von ihrer Geltung und Majestät eine so geringe Meinung hatte. Wissen wir doch, daß es lediglich von Ludwig dem Fünfzehnten abhing, den kecken Witzling in einen geschmeidigen Höfling umzuwandeln, und seinem Geiste vielleicht andere Wege zu weisen, wenn der bigotte Monarch nur zu bewegen gewesen wäre, die Widmung der politische und kirchliche Freiheit, Toleranz und Aufklärung feiernden „Henriade" anzunehmen. Wie fast an alle europäischen Fürsten, so wußte der „Philosoph" sich sogar an den Papst zu drängen und mit ihm in Briefwechsel zu setzen. Um unabhängig zu sein, hat nicht leicht Jemand sich so abhängig gemacht, wie Goethe in „Wahrheit und Dichtung" so bezeichnend von Voltaire bemerkt. Ebenso ist es wahr, was ein neuerer französischer Autor sagt: „Der nämliche Mann, der der Kirche das Wort in's Gesicht geschleudert hat: ‚Ecrasons l'infâme!' — er kniete vor einer königlichen Maitresse und verschwendete an sie die fadeste Schmeichelei. Das Weihrauchsfaß, das er aus den Kirchen verbannt wissen wollte, er schwang es in inbrünstiger Andacht vor dem Alkoven einer Pompadour." (Vergl. Imbert de Saint-Amand, Les Femmes de la Cour de Louis XV. S. 280.)

Diese grenzenlose Eitelkeit war es auch, was Voltaire bis zum bittersten Ingrimm reizte, wenn er vom obscursten Kritiker eine tadelnde Beurtheilung erfuhr. Mit einer kindischen Wuth verfolgte er daher seine literarischen Gegner, allerdings mit glänzendem Witze, aber auch mit einer Bosheit ohne Gleichen, die vor den gehässigsten Verleumdungen nicht zurückbebte und oft erst bei der Vernichtung des Widersachers Halt machte. So wurde u. A. der Herausgeber des kritischen Blattes „Lettres sur quelques écrits du temps," Elie Cathérine Fréron, ein achtungswerther und keineswegs geistloser Schriftsteller, durch Voltaire zum Gespötte der literarischen Welt und sein Name gewissermaßen zum Schimpfworte, ja der arme Mann um seine bürgerliche Existenz und in Noth und Mangel gebracht.

Nicht blos die Eitelkeit jedoch, sondern auch Geldgier und, um uns keines härtern Ausdruckes zu bedienen, eine aus moralischer Feigheit entspringende Unaufrichtigkeit befleckten Voltaire's Charakter. Schon während der Law'schen Mississippiperiode ergab sich der

Digitized by Google

junge Mann mit Leidenschaft dem Börsenspiele, später, nachdem namentlich die Erfolge seiner Henriade den Grund zu seinem Vermögen gelegt hatten, dehnte er seine Finanzspeculationen ins Größere und Große aus, auf Betheiligung an Staatsanleihen, auf Armeelieferungen und Güterkäufe, so daß er allmählich zu einem der reichsten, wenn nicht zum reichsten Schriftsteller seines Jahrhunderts nicht nur, sondern aller Jahrhunderte seit Seneca wurde. Zu welchen zweideutigen Mitteln und unsauberen Kniffen er bei diesen financiellen Unternehmungen nicht selten griff, das beweisen seine häßlichen Operationen mit den entwertheten sächsischen Steuerscheinen, die nach einer Stipulation des den zweiten schlesischen Krieg abschließenden Dresdener Friedens preußischen Staatsangehörigen zum vollen Nominalbetrage abgenommen werden mußten, und sein Scandalproceß mit dem Juden Abraham Hirsch zu Berlin, den er durch Bestechung der Richter und zwei offenkundige Fälschungen zu gewinnen suchte und in der That gewann, obgleich er keinen Menschen über den wahren Sachverhalt zu täuschen vermochte. Es ist die Schmutzgeschichte, welche die Endverse von Lessing's bekanntem Epigramm mit den Worten geißeln:

„Und kurz und gut den Grund zu fassen,
Warum die List
Dem Juden nicht gelungen ist;
So fällt die Antwort ungefähr:
Herr V.** war größrer Schelm als er."

Von seiner Unaufrichtigkeit aber zeugen die wiederholten Ableugnungen seiner Schriften, wo es sich darum handelte, sie als Autor den verfolgenden Behörden gegenüber zu vertreten. Nicht allein seine „Pucelle" verleugnete er mit frecher Lügnerstirn, sondern nachmals noch verschiedene andere seiner Werke, falls sie ihn ins Gedränge zu bringen drohten, so sehr auch die Sensation, die sie hervorriefen, seine Eitelkeit kitzelte. „Man muß niemals seinen Namen geben," schreibt er perfid bei einer solchen Gelegenheit an Helvetius. (Vergl. H. Hettner a. a. O. II. S. 153.)

Dennoch aber, ziehen wir eine Parallele zwischen der Summe seiner Fehler und der Summe, wir sagen nicht seiner Tugenden, sondern seiner Verdienste, seiner Großthaten für das Menschen-

Digitized by Google

geschlecht, so wird die Wagschale der ersteren hoch emporschnellen von der Wucht der letzteren. Er hatte die Herrschaft Ferney, zwei Stunden westlich von Genf, in dem gegenwärtig zum Departement de l'Ain gehörigen Pays de Gex, gekauft, und von hier aus, vom Schlosse des ärmlichen Fleckens, den er mit Handel und Betriebsamkeit erfüllte, überraschte er die Welt durch einen Act der Großmuth und Menschenliebe nach dem andern. Von hier aus that der kränkelnde, schwache Greis jene gewaltigen Schläge gegen Unduldsamkeit und Glaubenswahn, die durch den ganzen Erdkreis widerhallten, von hier aus rettete er unschuldig hingeopferten und verurtheilten Menschen, wenn nicht mehr das Leben, so doch die Ehre und bürgerlichen Wohlstand, hier ward er der großherzige Rächer jener Calas und Sirven, der de la Barre und Montbailli, dessen Namen die Geschichte der Humanität mit unvergänglichen Lettern in ihre Tafeln gegraben hat.

Kein Schriftsteller hat jemals auf seine Zeit so mächtig eingewirkt wie Voltaire, mehr als allen Anderen hat die Aufklärungsphilosophie des achtzehnten Jahrhunderts ihm ihre Verbreitung zu verdanken. Er war es, der sie „gleich einem Springquell nach allen Seiten übersprudeln ließ, der sie Allen credenzte, alle Tage und unter allen Gestalten, in breiten Strömen und in kleinen Tropfen, in Poesie und in Prosa, in ernsten Gedichten und scherzenden Epigrammen, in Geschichte und in Romanen, in Flugschriften und in Reden, in Encyklopädien und in Briefen, öffentlich und im Stillen, damit sie in allen Geistern und Gebieten Eingang finde." Und wer verstände gleich ihm, einen Gedanken klar darzulegen und zu populariſiren? In dieser Hinsicht hat er weder vor ihm noch nach ihm seines Gleichen gehabt. „Wie spielend und ohne aus dem Tone der gewöhnlichen Conversation zu fallen, weiß er die größten Entdeckungen und Hypothesen des menschlichen Geistes, die Lehren Descartes' und Malebranche's, Leibnitz's und Newton's, die verschiedenen alten und neuen Religionen, Physik und Physiologie, Geologie und Moral, Naturrecht und Volkswirthschaft, kurz, alle möglichen Kenntnisse und Disciplinen, das gesammte Wissensgebiet, das sich das achtzehnte Jahrhundert zu eigen gemacht hatte, in kleine sozusagen tragbare Sätze zu pressen — freilich nicht

Digitized by Google

immer, ohne daß er große Ideen und Dinge verkleinert und verflacht, um sie allgemeiner zugänglich zu machen, denn nicht alle Gedanken und Begriffe, Anschauungen und Systeme lassen sich dergestalt in kleine Münze umsetzen." Welchen Reiz aber mußte ein solcher Schriftsteller auf die Gesellschaft, zumal auf die französische, ausüben, der das ganze menschliche Wissen in pikanten Worten und witzigen Sätzen mitzutheilen verstand! Daraus erklärt sich, wie die erstaunliche Verbreitung seiner Werke, so Voltaire's weitreichender Einfluß, sein von keinem andern Autor jemals gewonnener Einfluß auf die vornehme und gebildete Welt des gesammten Europas, seine bestimmende Einwirkung auf die sich vorbereitende politische und sociale Umwälzung, die Begeisterung, mit der die jüngeren Stimmführer der Bewegung, die Schule der Encyklopädisten, ihn als ihren „Patriarchen" anerkannten. Wolle man Voltaire und seine Thätigkeit aus der Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts hinwegnehmen, so würde dies einen größern Unterschied in der jetzigen Lage der Dinge hervorbringen, als dies von irgend einem andern Menschen der letzten Jahrhunderte gesagt werden könne, äußert darum Thomas Carlyle mit gutem Grunde. (Vergl. H. Taine a. a. O. I. S. 342 fgg. und H. Hettner a. a. O. II. 145.)

Eine eingehendere Charakteristik Voltaire's liegt unsrer Aufgabe fern, haben wir den großen Aufklärer doch hier nur insoweit ins Auge zu fassen, als seine Beziehungen zur Frauenwelt, insonderheit zu den geistreichen Tonangeberinnen der damaligen französischen Gesellschaft in Betracht kommen, denn auch Voltaire ist den Frauen ein Stück seines Ruhmes und seiner Geltung, jedenfalls die Eröffnung seiner Siegeslaufbahn schuldig geworden, stets aber glücklich gewesen in ihrer Huld.

Portraits, die wir aus seinen älteren Tagen besitzen, zeigen uns unter einer gewaltigen Allongenperrücke ein Antlitz von fast abschreckender Häßlichkeit — hat man doch in Ferney selbst, das, beiläufig, heute nur noch wenige Spuren von dem Gedeihen aufweist, das ihm durch seinen einstigen Herrn zu Theil geworden war, als Schild eines Gasthauses eine entsetzliche Fratze angebracht, die Voltaire's Bildniß vorstellen soll — zeitgenössische Berichte, die freilich wol mehr oder weniger mißgünstig gefärbt sind, schreiben dem gefeierten Manne die Physiognomie eines boshaften Affen zu, trotzdem aber

Digitized by Google

steht fest, daß die Frauen sich von ihm angezogen fühlten und er der Held manches galanten Abenteuers wurde. Seine Gesichtszüge traten zwar stärker hervor, als es den Schönheitslinien entspricht, in seinen Augen aber blitzte das Feuer eines durchdringenden Geistes, und seine Manieren waren so fein und anmuthig, sein äußerer Anstand und seine verbindliche Artigkeit hatten etwas so Bezauberndes, daß die Unschönheit des Gesichts darüber verschwand. Seine Stimme war von ungemeiner Biegsamkeit, jetzt sanft und schmeichelnd, dann scharf und schneidend, je nachdem er seine Liebenswürdigkeit oder den beißenden Witz hervorkehren wollte, der ihm wie wenigen Anderen zu Gebote stand.

Noch ein Knabe erfreute er sich der Huld der greisen Ninon de Lenclos, in deren Hause die interessantesten Persönlichkeiten von Paris und Versailles verkehrten. Die Verse, die der zwölfjährige Arouet für einen invaliden Officier an den Dauphin gerichtet, bewogen die wohlwollende Dame, dem jungen Dichter in ihrem Testamente zweitausend Franken zur Anschaffung von Büchern zu vermachen. Um dieselbe Zeit sah er sich durch seinen Onkel, einen Lebemann der großen Welt, auch in andere vornehme Kreise eingeführt und überall von den Frauen gehätschelt, die gegen die poetischen Galanterien des geistvollen Jünglings nicht unempfindlich waren. Später, als 1718 sein „Oedipe" das Gespräch des Tages bildete, erschlossen sich ihm der großen Häuser immer neue, zumal solche, wo man gegen Philipp von Orleans zu frondiren suchte, wie wir ihm ja als einem der Gäste der Herzogin von Maine im Schlosse von Sceaux begegnet sind. Alle diese Beziehungen zur französischen Frauenwelt blieben indeß nur oberflächlicher und vorübergehender Art. Anders gestaltete sich ein Verhältniß, das Voltaire in einem ihn innerlich befriedigenden und durch aristokratischen Comfort geschmückten Stillleben mehr denn vierzehn Jahre von Paris fern halten sollte, vielleicht die glücklichsten seiner langen Erdenlaufbahn.

Ein Streit, den er bei Tafel mit dem Chevalier von Rohan bekam, zog Voltaire einen brutalen Angriff des hochmüthigen Edelmanns zu. Dieser ließ den Dichter nächtlicher Weile von seinen Lakaien überfallen und durchprügeln. Voltaire forderte den Cavalier

Digitized by Google

zum Zweikampfe heraus und mußte, auf Anzeige der Familie, dafür in die Bastille und nachher ins Exil nach England wandern. Nach einer Abwesenheit von zwei Jahren aus London heimgekehrt, wo ihm in der Schule der britischen Denker seine Lebensaufgabe: die Verbreitung der freiheitlichen Ideen, aufging, sehen wir ihn bald in Paris, bald in Rouen, bald in Holland, unschlüssig, wo er sich niederlassen soll, da ward ihm die Frau in den Weg geführt, die über seine nächste Zukunft entschied. Im Jahre 1733 machte er in Paris die Bekanntschaft der Marquise du Châtelet, und zwei Jahre darauf wurde er in der Einsamkeit ihres an der Grenze der Champagne in Lothringen gelegenen Schlosses Cirey ihr Hausgenosse, um das stille Asyl erst nach ihrem Tode im Jahre 1749 wieder zu verlassen.

Gabriele Emilie Letonnelier de Bréteuil, in ihrem neunzehnten Jahre mit dem Marquis du Châtelet-Lomont, Oberhofmarschall des Königs Stanislaus Leczinski, vermählt, zählte zu den gelehrtesten Frauen Frankreichs. Sie verstand Griechisch und Lateinisch, studirte Leibnitz und Newton und war in den mathematischen Wissenschaften außerordentlich bewandert, so daß Ampère von ihr ausruft: „C'est un génie en géometrie!“ Ihre sittlichen Anschauungen waren die ihrer Zeit. Trug die junge Marquise, deren hochgewachsene, biegsame Gestalt und schöne blaue Augen ihres Eindruckes nicht verfehlten, doch nicht das leiseste Bedenken, die Huldigungen des damals auf der Höhe seines galanten Ruhmes stehenden Herzogs von Richelieu anzunehmen und in seiner Begleitung sich öffentlich zu zeigen. Die Welt ihrerseits fand kein Aergerniß daran; sie sah nur die vornehme Dame, die sich luxuriös zu kleiden und geistreich zu converfiren verstand und leidenschaftlich jagte und spielte. Auch der Gemahl war ein Cavalier à la mode; dergleichen Abwechselungen wurden ja zu den berechtigten Eigenthümlichkeiten der vornehmen Gesellschaft gerechnet. Das Verhältniß mit Richelieu bildete unter den mehrfachen Abenteuern der Marquise indeß nur ein kurzes Zwischenspiel, endete aber, unähnlich den meisten derartigen Liaisons, nicht mit jähem Bruche, wurde vielmehr zu einer gegenseitigen herzlichen und dauernden Freundschaft. Lesen wir doch in einem der Briefe der Marquise an ihren vormaligen Verehrer die

Digitized by Google

von der Frivolität jener Tage zeugenden Worte: „Ich bin stolz auf Ihre Freundschaft und liebe in Ihnen den Freund meines Geliebten (Voltaire's). Dieses Gefühl würde das Vergnügen erhöhen, das mir unsere Freundschaft gewährt, hätte ich selbst mir es nicht vergällt. Denn ich kann mir nicht verzeihen, jemals andere Empfindungen Ihnen gegenüber gehegt zu haben, wie oberflächlich dieselben auch gewesen sein mögen."

Eine höher angelegte Natur, wie es die Marquise war, konnte indeß von den Zerstreuungen der fashionablen Welt auf die Länge nicht ausgefüllt werden. Sie ward der nichtigen Freuden darum bald müde und wandte sich mit verdoppeltem Eifer den schon früher begonnenen Studien zu. Der nachmals von Friedrich dem Großen nach Berlin gezogene und dort zum Präsidenten der Akademie ernannte Pierre Louis Moreau de Maupertuis wurde ihr Lehrer in der Geometrie, in der sie später nicht Gewöhnliches leistete. An der Spitze der Akademiker, die durch eine genaue Gradmessung die Gestalt der Erde bestimmen sollten, im Jahre 1736 von Ludwig dem Fünfzehnten nach Lappland gesandt, war er nach seiner Rückkehr in Paris der Löwe des Tages und namentlich der eleganten Frauenwelt. Wenn er im Tuileriengarten lustwandelte, folgte ihm stets ein Schweif bewundernder Damen, die plötzlich die Geometrie zu ihrer Lieblingsbeschäftigung erkoren, gerade so wie es nachher zum guten Tone gehörte, sich an den Puppenkomödien zu begeistern. Bei Frau von Châtelet war die mathematische Passion freilich mehr als eine momentane Modespielerei — sie wurde ihr zum Lebensgewinn und Lebensinhalte. Vor Allen zog sie Newton an, und schon damals mögen die Vorarbeiten zu ihrer Uebertragung von seinen „Principia" begonnen worden sein, wenn die Schrift, von werthvollen algebraischen Erläuterungen begleitet, auch erst nach ihrem Tode im Drucke erschien.

Während sie sich in diese Studien versenkt hatte, lernte sie Voltaire kennen, der selbst dem großen britischen Forscher eine enthusiastische Bewunderung zollte und noch ganz in den englischen Erinnerungen und Wahrnehmungen lebte, die für die Richtung seines Geistes und seiner Thätigkeit von so entscheidendem Einflusse wurden. Die Gemeinsamkeit ihrer wissenschaftlichen Neigungen und

Digitized by Google

Bestrebungen bot jedenfalls die erste Anknüpfung zwischen den beiden bedeutenden Menschen und sicherte die Dauer der merkwürdigen und vielbesprochenen und bespöttelten Verbindung zwischen der „göttlichen Emilie" und dem berühmtesten Pfadfinder einer neuen lichtvollern und freiern Zeit.

Die Marquise hatte ihr achtundzwanzigstes Jahr noch nicht vollendet, Voltaire ging den Vierzigern entgegen, als er dem Rufe der Geliebten nach dem abgeschiedenen Schloße folgte, mehr als von ihrer Schönheit wol von den geistigen Sympathien gefesselt, die er mit seiner gelehrten Freundin, der von ihm in einer poetischen Epistel als Urania Verewigten, theilte. Konnte es auch nicht fehlen, daß das Verhältniß der Beiden ein gewisses Aufsehen in der Pariser Gesellschaft erregte, so war es doch nicht das sittlich Anstößige der Sache, was man kritisirte, dergleichen „Escapaden," wie man sich auszudrücken pflegte, figurirten ja unter den tagtäglichen Vorkommnissen, man höhnte nur darüber, daß ein Mann wie Voltaire, dem die ganze vornehme französische Welt mit Freuden ihre Pforten öffnete, sich in einer halbbarbarischen Provinz vergraben konnte mit einer Frau, die allerdings der Lachlust mancherlei Anhalt gewährte. Dürfen wir auch das gehässige Charakterbild nicht buchstäblich nehmen, das die herzlose Marquise du Deffand von ihrer „Freundin" entwirft, ebenso wenig, wie die boshaften Schilderungen der Frau von Staal, die sich darüber ärgerte, daß Voltaire nicht ihr die Aufmerksamkeiten erwies, durch die er seine Emilie auszeichnete, so scheint sich doch nicht ableugnen zu lassen, daß in ihrer äußern Erscheinung die Uebersetzerin des Newton sich mitunter einigermaßen komisch darstellte. Mit ächtem und unächtem Geschmeide überladen, mit buntem Tand und Firlefanz behangen, überschwänglich frisirt und parfümirt, mochte sie in der That mehr den Eindruck einer Theaterprinzessin als einer vornehmen Dame machen, zumal sie ihren an sich ziemlich lebhaften Teint noch durch einen namhaften Kunstaufwand zu erhöhen suchte. Auch ihre wissenschaftlichen Liebhabereien weckten die Spottsucht der frivolen Welt, um so mehr als die Marquise sich dabei in ihren Galanterien niemals irgend welchen Zwang auferlegt, ja in ihren Ausschreitungen zuweilen bis zum Cynismus verirrt haben soll.

Digitized by Google

Räthselhaft dünkt uns heute die Stellung, die der Marquis du Châtelet zu dem Verhältnisse nahm. Daß ihm die Beschaffenheit desselben verborgen geblieben, erscheint undenkbar, war es doch notorisch und in der Gesellschaft gewissermaßen anerkannt, zweifellos ist aber, daß er wider Voltaire's Anwesenheit auf seinem Schlosse nichts einzuwenden fand, im Gegentheile sich geschmeichelt fühlte, einen Mann von europäischem Rufe als Gast in seinem Hause bewirthen und den Mäcenas spielen zu dürfen. Ohnedies hielt er sich nur selten längere Zeit in Cirey auf, verweilte vielmehr in der Regel zu Luneville beim König Stanislaus oder bei dem Regimente, dessen Oberst er war. Blieb er einmal mehrere Tage oder Wochen auf seinem Schlosse, so sah er sich von seiner Frau sowol wie von Voltaire mit ehrfurchtsvollster Aufmerksamkeit behandelt und dachte nicht daran, den Beziehungen des Paares hindernd in den Weg zu treten. Gewiß, eine verwunderliche Toleranz und Leichtlebigkeit, allein wir dürfen nicht vergessen, daß jede Zeit ihre eigene Sittlichkeit hat und danach, nicht nach der unsrigen, beurtheilt werden muß. Uebrigens bemühte sich Voltaire, mindestens den Schein zu wahren, indem er behauptete, seine Verbindung mit der Marquise trage einen lediglich freundschaftlichen Charakter und beruhe auf der gegenseitigen Theilnahme an den von ihnen gepflogenen Studien und literarischen Beschäftigungen. „Ich muß bekennen," äußert er in einem seiner Briefe, „sie ist eine Tyrannin. Man muß mit ihr über Metaphysik sprechen, während man ihr lieber den Hof machte. War es früher Ovid, dem ich huldigte, so ist Locke jetzt mein Meister."

Eine Frau, der ein Voltaire fast fünfzehn Jahre seines Lebens widmete und der er bis zu seinem Tode in Liebe gedachte, konnte bei all ihren kleinen Lächerlichkeiten kein geistig unbedeutendes Weib sein. Läuft auch jedenfalls einige Phantasie mit unter, wenn der Freund sie als „erhabnes Wesen" besingt und ihr „reizendes Vergessen der eignen Schönheit" feiert, so wird man Frau von Châtelet, ihrer moralischen Mängel ungeachtet, doch seltene Seeleneigenschaften und eine das Gemüthsniveau der Mehrzahl ihrer Zeit- und Standesgenossinnen übersteigende Herzenstemperatur zuerkennen müssen. Eine zuverlässige Freundin, war sie Voltaire treu und aufrichtig

Digitized by Google

ergeben — bis zuletzt doch die Sinne mit der Leichtfertigen durchgingen. Der unschwer verletzten Empfindlichkeit des Philosophen keine Nahrung zu geben, dem ja der elendeste Scribler die Galle erregte, blieb eine ihrer Hauptsorgen. Nach Möglichkeit suchte sie ihm daher die Invectiven und Schmähschriften seiner Feinde verborgen zu halten, während sie selbst die ihr geltenden Angriffe mit einer wahrhaft vornehmen Gleichgültigkeit zu ignoriren pflegte. Eines Tages ward ihr eine Brochüre vorgelegt, die in unsinnigster und gemeinster Weise über sie herfiel. „Hat der Verfasser seine Zeit mit solchem einfältigen Zeug vergeudet," antwortete sie gelassen, „so will ich mit dem Lesen derselben doch nicht die meinige verlieren." Kurz darauf erfuhr sie, daß der Verleumder ins Gefängniß gesperrt worden war, und auf der Stelle that sie Schritte zu seiner Freilassung. Ihre Anstrengungen hatten den erwünschten Erfolg, nie aber ließ sie den Pasquillanten wissen, wem er die rasche Wendung seines Geschicks verdankte. (Vergl. Julius Kavanagh, a. a. O. 124 u. fgg.)

Die Marquise liebte die Wissenschaften um ihrer selbst willen, nicht um damit zu prunken und literarische Cirkel um sich zu versammeln, zu deren Leitung sie doch besser befähigt gewesen wäre, als so manche der geistreichen Damen in Paris. Sie vermied im Gegentheil alle eitle Schaustellung ihrer Talente und Gelehrsamkeit, so daß manche ihrer Bekannten erst durch die Berichte Dritter eine Ahnung von der ungewöhnlichen Geistesbegabung einer Frau empfingen, die so oft den Gegenstand ihrer Witzeleien gebildet hatte. Dieser edlen Geringschätzung nichtiger Auszeichnungen hielten freilich außer den oben erwähnten Makeln große Charakterschwächen das Gleichgewicht. All ihre Philosophie half ihr nicht über einen ungemessenen Geburts- und Rangdünkel hinweg, der sie ihre Untergebenen mit hochmüthiger Kälte behandeln ließ. Dabei war sie herrschsüchtig und heftig und verfuhr selbst gegen ihren Freund mit einer gewissen despotischen Willkür, seine persönliche Freiheit beschränkend, so viel sie nur konnte. Voltaire wußte indeß seine geistige Selbständigkeit zu behaupten, und wenn auch die eine und die andere seiner Arbeiten den Wünschen der Marquise ihren ersten Anstoß verdanken mag, so u. A. sein berühmter „Essai sur

Digitized by Google

les moeurs et l'esprit des nations," so folgte er im Allgemeinen doch seinen eigenen Impulsen und ließ sich durch seine „göttliche Emilie" namentlich von der Poesie nicht abwendig machen. Gebrach es dem Verhältnisse der Beiden mithin auch nicht an zeitweiligen Verstimmungen und Mißverständnissen, so zogen, bei der herzlichen Zuneigung, von der das Zusammenleben des Paares getragen wurde, die leichten Wolken doch immer rasch vorüber, wie wol Voltaire's satirische Ader gelegentlich auch die Geliebte nicht verschonte und über deren eigenthümliche Mischung von Putzsucht und Algebra spöttelte — ohne selbst eine elegante Toilette unter seiner Philosophenwürde zu erachten.

II.

Cirey war bisher von der Marquise selten, wenn überhaupt, besucht worden und befand sich daher, als Voltaire dahin kam, in ziemlicher Verwilderung, bis Frau von Châtelet es im nächsten Jahre einer völligen Metamorphose unterwarf. Die kleine Schloßcolonie bestand nun aus der Frau vom Hause, der „göttlichen Emilie," aus dem Sohne derselben, dessen Erzieher und unserm Dichter und Philosophen. Daneben sprachen die in der Nachbarschaft ansässige Gräfin Neuville und eine Frau von Champbonin, eine ehemalige Pensionscameradin der Marquise, zu häufigen Besuchen in Cirey ein. Insbesondere die letzterwähnte der beiden Nachbarinnen, der daselbst bald ein stehendes Quartier eingeräumt wurde.

So wäre das Ganze das allerliebste Still- und Landleben gewesen, das man sich nur ausmalen mag, hätte Voltaire überhaupt verstanden, der Ruhe zu genießen. Selbst mitten in den Freuden der Freundschaft und Liebe vergaß er indeß nicht, seinen Börsenagenten in Paris, in London und Amsterdam die nöthigen Aufträge und Weisungen zur Vermehrung seiner weltlichen Habe zu ertheilen, zu deren Hauptverwalter er seltsamer Weise einen Geistlichen bestellt hatte. Auch lag es nicht in seinem Naturell, nur einen Augenblick ohne Reibungen, ohne literarische Streitigkeiten und Klopffechtereien bleiben zu können. War die eine Schwierigkeit überwunden, rasch hatten seine Unbesonnenheit, seine Reizbarkeit und Bissigkeit sich neue Verlegenheiten bereitet. Selbst an der Seite

Digitized by Google

der schönen Emilie lebte er in beständiger Aufregung und hatte fortwährend irgend einen Federkrieg zu führen, einen Scandal zu beschwichtigen, die er in der Regel selbst heraufbeschworen. Sein grimmigster Feind war ein Abbé Desfontaines in Paris, der keine Gelegenheit vorüberließ, den Dichter anzugreifen, und jetzt eben wieder dessen „Tod Cäsar's" unbarmherzig verarbeitet hatte, worauf Voltaire von seinem lothringer Asyle heraus mit den giftigsten und verleumderischesten Persönlichkeiten antwortete. Auch seine Tragödie „Alzire," ebenfalls in Cirey geschrieben, trug ihm manche bittere Kritik ein, obschon sie in Paris an zwanzig Abenden hinter einander mit außerordentlichem Erfolge aufgeführt wurde und der Theatercasse die damals seltene Einnahme von fünfzig- und einigen tausend Franken brachte. Man beschuldigte vor Allem Voltaire, daß er in seinen Werken nehme, wo er Passendes finden könne, und nicht immer mit Unrecht. Sämmtliche Schriften des großen Autors, seine Trauerspiele zumal, sind voller Reminiscenzen aus anderen Büchern, die sonder Zweifel sich nicht auf bloßen Zufall zurückführen lassen. Hat doch sein ganzes Leben lang Voltaire sich nicht bedacht, gelegentlich Mein und Dein zu verwechseln, in seinen Schriften ebensowol wie in seinen Finanzoperationen.

Mittlerweile verschönte sich Cirey mit jedem Tage. Frau von Châtelet widmete all ihre geistigen und materiellen Mittel dem Ziele, ihr Schloß zu dem feenhaften Tempel der Liebe und Freundschaft umzugestalten, wo der Poet und sie die glücklichsten Tage ihres Lebens verbrachten. „Emilie," meldet Voltaire seinem Freunde Thiériot in Paris, „hat nunmehr ihr Werk fast vollendet. Aber die fünfzig Fuß breiten Terassen, die mit Steinbaluſtraden eingefaßten Höfe, die Porcellanbäder, die gold- und silbergeschmückten Gemächer, die Nischen mit den chinesischen Pagoden — das Alles kostet viel Zeit." Jetzt war das Schloß in der Verfassung, die verwöhntesten Gäste durch seinen Luxus zu überraschen. Kein Reisender von Rang passirte denn auch die Champagne und Lothringen, ohne der Marquise und ihrem Dichter seine Huldigungen darzubringen und von den in Cirey geschauten Wundern zu erzählen, so daß in den Pariser Salons bald die fabelhaftesten Berichte von der Pracht des Poetenwinkels im Schwange gingen.

Digitized by Google

Ueberdies sprach man von allerhand Zauber- und Schwarzkünsten, die Voltaire und seine Göttin treiben sollten. Die mannigfaltigen physikalischen Instrumente und Apparate, von denen man die Marquise in ihrem Boudoir umgeben fand, mögen, hauptsächlich durch das Geschwätz unwissender Domestiken, zu jenen unheimlichen Gerüchten Anlaß gegeben haben. Von dem Schloßherrn, dem Marquis, war dagegen im Publicum niemals die Rede. Kein Mensch bekümmerte sich darum, wo er sich aufhielt oder was er vornahm, während seine Gattin mit ihrem etwas faunischen Adonis koste, studirte und philosophirte. Daß er Voltaire sich zum Danke verpflichtet fühlte, weil ihm dieser zum glücklichen Ausgange eines Erbschaftsprocesses verholfen und ihn so einer ziemlich precären Lage entrissen hatte, erklärt vielleicht seine ehemännische Nachsicht.

Wie das Dichter- und Philosophenasyl in Wirklichkeit beschaffen war, davon hat uns eine Dame der vornehmen Pariser Gesellschaft jener Tage, Frau von Graffigny, die sich später durch ihre „Lettres péruviennes auch als Schriftstellerin einen Namen gemacht, eine sehr interessante und detaillirte Schilderung hinterlassen in ihrem „Vie privée de Voltaire et Madame du Châtelet.“ Eine Lothringerin von Geburt, dem Namen „Isenburg“ nach von deutscher Abkunft, sah sich Frau von Graffigny nach Lösung einer höchst traurigen Ehe in sehr bedrängter äußerer Lage und lebte als Freundin und Gesellschaftsdame der Marquise längere Zeit auf Schloß Cirey, auch von Voltaire auf das Freundschaftlichste empfangen. Ihre Schilderungen, die selbst die geringfügigsten Einzelheiten umfassen, uns die Farbe jeder Tapete und die Anzahl der in den Kaminen täglich verbrannten Holzscheite angebend, stammen aus dem December des Jahres 1738 und führen uns zunächst die Persönlichkeit der Marquise selbst vor, der Nymphe, wie sie dieselbe heißt. „Ihr Geplauder,“ schreibt sie, „ist bewundernswerth. Sie spricht außerordentlich schnell, aber wie ein Engel. Sie trägt ein Kleid von Indienne und eine Schürze von schwarzer Seide. Ihr schwarzes Haar ist sehr lang, hinten bis zum Wirbel aufgesteckt und gelockt gleich dem eines Kindes, was ihr sehr gut steht.“

Dann begeben wir uns mit ihr in die von Voltaire bewohnten Zimmer. „Der Dichter haust in einem mit dem Hauptbau un-

Digitized by Google

mittelbar verbundenen Seitenflügel," sagt sie. „Er hat ein ganz kleines Vorzimmer; hierauf kommt sein Wohngemach, ebenfalls nicht groß, mit carmoisinrothem Sammet tapezirt und mit einer von goldenen Fransen umhangenen Nische. In den Lambris sind reizende Gemälde eingelassen. Große Spiegel, Eckschränke von wunderbarer chinesischer Lackarbeit, Porcellanfiguren, Pagoden, eine von seltsam gestaltetem Ungeheuer getragene Standuhr, zahllose andere Gegenstände in demselben Geschmacke, kostbar und höchst gewählt, eine offene Cassette voller Silbergeschirr — kurz, Alles, was nur der Ueberfluß, dies so nothwendige Ding, hat ersinnen können, ist im Zimmer des Poeten vorhanden. Und welches Silberzeug! Wie herrlich gearbeitet! Wie reich ciselirt namentlich das Schmuckkästchen, in dem außer zwei großen Brillantringen zwölf Ringe von geschnittenen Edelsteinen funkeln! Aus diesem Zimmer tritt man auf eine kleine Galerie von etwa dreißig bis vierzig Fuß Länge hinaus. Zwischen ihren Fenstern stehen zwei wunderschöne Statuen auf Postamenten, die mit ostindischem Lack überzogen sind. Die eine ist die farnesische Venus, die andere ein Hercules. Der Fensterseite gegenüber erblickt man zwei große Schränke von geschnitztem Holze. Der zur Linken ist mit Büchern, der zur Rechten mit physikalischen Instrumenten angefüllt. Zwischen beiden birgt sich in der Mauer ein Ofen, der, ungesehen, mitten im Winter eine Frühlingsluft hervorzaubert. Vor ihnen befindet sich ein erhabener Sockel und auf diesem ein pfeilschießender Amor von ziemlich umfänglichen Dimensionen mit der Inschrift:

„Qui que tu sois, voici ton maître!
Il l'est, le fut, et le doit être!"

Die Wände des Raumes sind mit Holz getäfelt und lichtgelb gefirnißt. Pendulen, Tische, Bureaux, wie sich denken läßt, nichts hiervon mangelt. Nur ein einziges Sopha schmückt das Gemach, desgleichen blos eine kleine Anzahl niedriger Fauteuils; man sieht, daß die körperliche Bequemlichkeit nicht als Hauptsache in's Auge gefaßt ist. Die Felder in der Holztäfelung der Wände werden von seltenen chinesischen Tapeten bedeckt. Ebenso bekleidet sind die Fensterschirme, und überall offenbart sich der ausgesuchteste Geschmack." Ueber der aus der Galerie direct in den Garten, zunächst

Digitized by Google

in eine reizend angeordnete Grotte führenden Thür hatte Voltaire die nachfolgenden Verse anbringen lassen:

„Asile des beaux arts, solitude où mon coeur
Est toujours occupé dans une paix profonde,
C'est vous qui donnez le bonheur
Qui promettait en vain le monde,"

Ueber dem Eingange des kleinen Observatoriums aber, wo die Marquise zu studiren pflegte, las man:

„Du repos une douce étude;
Peu de livres, point d'ennuyeux,
Un ami dans la solitude,
Voilà mon sort! — il est heureux."

Oeffnete Voltaire die Thür seines kleinen Salons, so konnte er die Ceremonie der Messe mit ansehen und anhören, was er „aus Gewohnheit" selten versäumte. Während die übrigen Schloßbewohner dem Gottesdienste in der Capelle beiwohnten, saß er hier an seiner Thür, bei kühlerem Wetter durch einen Schirm geschützt.

„Aber Voltaire's Appartement," fährt Frau von Graffigny fort, „ist, bei all seiner Eleganz, doch nichts im Vergleiche mit der Pracht in der Wohnung der Marquise!" Das Zimmer freilich, das man der Freundin selbst in diesem Feentempel der Liebe und Freundschaft anwies, contrastirte einigermaßen mit dem in so ekstatischen Worten beschriebnen Luxus. Es war ein ungeheurer Saal mit klappernden Fenstern, die allen Winden freien Einlaß gewährten, und mit verschossenen Gobelintapeten behangen, deren häßliche Gestalten Schauder einflößten." Gleich anderen Mitgliedern der vornehmen Welt, sah die Marquise mehr auf ihr eignes Behagen als auf das ihrer Umgebung. Für sich selbst verschwenderisch, knauserte sie zumal mit Lohn und Beköstigung ihrer Dienerschaft. Auch Voltaire war bekanntermaßen im Allgemeinen nicht von sehr freigebigen Gewohnheiten.

Das Tagewerk in Cirey bewegte sich in der strictesten Regelmäßigkeit. Bis gegen zehn Uhr Morgens blieb jeder Gast auf sich selbst angewiesen. Alsdann ward zum Kaffee gerufen, den man in Voltaire's Galerie einzunehmen pflegte. Darüber verging eine, höchstens fünfviertel Stunde. Um zwölf Uhr gingen die Kutscher zu Tische. Doch wen verstand man in Cirey unter den

Digitized by Google

Kutschern? Den Marquis, wenn er zufällig einmal im Schlosse anwesend war, die obengenannte Frau von Champbonin und ihren Sohn. Alles, was nicht in die Kategorie der „Kutscher" gesetzt war, blieb nach dem Frühstück noch eine halbe Stunde zusammen und plauderte mit Voltaire und der Marquise, die freilich oft erst zum Souper aus ihren Zimmern herabkam, wo sie nach einem Schlafe von meist nur drei oder vier Stunden über Newton's und Leibnitz's Werken saß und eine lebhafte Correspondenz mit ihren Freunden, mit Richelieu, mit Maupertuis und Diderot, zumal aber mit Mairan, dem Secretair der Académie des Sciences, unterhielt. Nahm sie gelegentlich an der Gesellschaft Theil, so sprach man von Geometrie und Literatur, denn, wenn auch fast ausschließlich mit mathematischen Studien beschäftigt, besaß doch Frau von Châtelet ein sehr scharfes und richtiges Urtheil auch in Fragen der schönen Künste und lieh ihren Ansichten mit einer erstaunenswerthen Klarheit und Eleganz Ausdruck. Auch Processe und eine Menge anderer Dinge aus dem praktischen und täglichen Leben wurden verhandelt, worauf Voltaire sich erhob, den Anwesenden eine tiefe Verbeugung machte und sie damit ohne große Ceremonie entließ. Man war an diese ungenirte Verabschiedung so gewöhnt, daß Niemand etwas Befremdliches oder Verletzendes darin erblickte und auch die Marquise dem gegebenen Winke stets pünktlich Folge leistete. Dann und wann vereinigte man sich gegen vier Uhr wol zu einem leichten Goûter, in der Regel blieb indeß Jedermann bis zu dem um neun Uhr stattfindenden Souper auf seinem Zimmer.

Das Abendessen war die einzige Mahlzeit in Cirey, welche diesen Namen verdiente. Frau von Châtelet verstand sich auf die Freuden der Tafel, und ihre Freundin weiß von den köstlichen Gerichten in Cirey viel zu erzählen. Voltaire war bei Tische überaus liebenswürdig; immer aber mußte man ihn erst mit Gewalt von seinem Schreibtische losreißen. Meist erschien er erst bei Tafel, wenn das Souper schon zu drei Vierteln vorüber war. Dann pflanzte sich sein Kammerdiener hinter seinem Stuhle auf und wich nicht wieder von der Stelle, ehe man abgespeist hatte. Wie bei Hofe die Pagen den königlichen Kammerherren die verschiedenen Schüssel reichten und von diesen hochadeligen Händen erst die geheiligte Majestät

Digitized by Google

bedient wurde, so gab der Kammerdiener des Philosophen die Vermittelung ab zwischen der erhabnen Person seines Gebieters und der Plebs der aufwartenden Lakaien. Keine Secunde ließ Voltaire seine göttliche Emilie aus den Augen und verstand in jede kleine Aufmerksamkeit die feinste Grazie zu legen. War der Marquis zugegen, so fiel er den Liebenden nicht besonders lästig. Sowie er nicht mehr aß, schlief er alsbald ein, sprach selten ein Wort und hatte die Rücksicht, sich rasch in seine Gemächer zurückzuziehen.

Nun begann die Conversation. Und welche Conversation! Das heißt, wenn Voltaire, was, auch seiner Huldin gegenüber, oft der Fall, nicht gerade schmollte. All den Glanz, all die attische Feinheit, die ganze leichte Anmuth seines schriftlichen Ausdrucks besaß auch seine mündliche Unterhaltung. Der große Schriftsteller war zugleich der vollkommene Weltmann, der sich damit begnügt, bei allen Gegenständen des Gesprächs geistreich zu sein, aber Tiefe und Pedanterie ebenso sehr vermeidet wie Monotonie und Langweiligkeit. Er wußte, daß er gewöhnlich nur mit Frauen oder mit frivolen und oberflächlichen großen Herren sprach, deren Eigenliebe man nicht verletzen darf, und war viel zu sehr Höfling und selbst viel zu eitel, um nicht auch an Anderen die Eitelkeit zu achten. Sein feiner Tact aber sagte ihm, was diese auch nur auf das Leichteste verwunden konnte.

Häufig beherbergte das schöne Cirey auch eine Schaar von auserlesenen Gästen. Der liebenswürdige Präsident Hénault ließ sich mitunter Wochen lang im Schlosse nieder und brachte die neuesten witzigen Bosheiten aus dem Salon seiner alten Freundin, der Marquise Du Deffand, im Kloster Saint-Joseph mit. Einmal kam ein preußischer Edelmann, vom Kronprinzen Friedrich von Preußen gesandt, um Voltaire das Portrait seines Gebieters und der Marquise die Verse zu überreichen, die der nachmalige Philosoph von Sans-Souci auf Venus-Newton gedichtet hatte, wie er Frau von Châtelet scherzend zu nennen pflegte. Ebenso brachten Voltaire's schwatzhafte Nichte, Madame Denis, und der nachmals von Friedrich dem Großen nach Berlin gezogene Marquis d'Argens, der Verfasser jüdischer, cabalistischer und chinesischer Briefe, die das herrschende System in Staat und Kirche mit großer Kühnheit angriffen, oft

Digitized by Google

längere Zeit in Cirey zu, während Maupertuis und König, Clairault und Algarotti mitunter zu mathematischen Erörterungen mit der gelehrten Emilie einsprachen, nicht ohne, daß Voltaire dann sich einigermaßen eifersüchtig darüber zeigte, daß die wissenschaftlichen Besuche weniger ihm als seiner Freundin galten. Indeß behandelte er die berühmten Besucher stets mit der zuvorkommendsten Höflichkeit. „Wir lesen," berichtet er während Algarotti's Aufenthaltes im Schlosse, „ein paar Gesänge meiner ‚Pucelle' oder eine meiner Tragödien, auch einen Abschnitt aus dem ‚Jahrhundert Ludwig's des Vierzehnten,' darauf kehren wir zu Locke und Newton zurück. Auch genießen wir des Champagners und der guten Küche, denn wir sind sehr üppige Philosophen." Die Marquise verstand es übrigens, dem Ernst der wissenschaftlichen Unterhaltungen durch allerhand heitere gesellschaftliche Zwischenspiele, in denen sie selbst immer die leitende Rolle übernahm, eine ausspannende Abwechselung zu verleihen. War aber Voltaire unpaß, der fünfzig Jahre lang bekanntlich allen seinen Freunden und Gönnern zu schreiben pflegte, „er sei jetzt positiv dem Tode nahe, dann „ließ Frau von Châtelet Studien und Vergnügungen bei Seite, um am Bette des Kranken zu sitzen und ihm die Werke Cicero's und Virgil's, Pope's oder Newton's in der Ursprache vorzulesen."

Gelegentlich unternahm die Marquise wol einen Spazierritt, während Voltaire, dessen Verdauung nicht die beste war und ab und zu einer kräftigen Leibesbewegung bedurfte, in den Cirey umziehenden Wäldern der Jagd oblag. Er hatte sich zu diesem Besuche von Paris eine vollständige Waidmannsausrüstung kommen lassen, war jedoch, wie man sich wol vorstellen kann, nur ein sehr mittelmäßiger Nimrod. Wäre die Küche des Schlosses blos auf das Wildpret angewiesen gewesen, das er ihr lieferte, so hätte es mit der Tafelbestellung jedenfalls gar mißlich ausgesehen.

Auch noch andere Ausnahmen erlitt der regelmäßige Verlauf des Lebens in Cirey. Es kamen Feste, Tage voller Tumult und Aufregung, die das Oberste zu unterst kehrten. Das Schloß hatte sein eignes Theater und seine eigenen Schauspieler, die es mit den Pariser recht wohl aufnehmen konnten. Meist spielte man Voltaire'sche Stücke, doch daneben auch andere der beliebten Dramen, selbst

Digitized by Google

Possen, und Frau von Graffigny, Frau von Champbonin und ihr Sohn zählten zu dem darstellenden Personale. Die Marquise betrat ebenfalls die Bretter und sang und spielte mit einem so ausgesprochenen mimischen und musikalischen Talente, daß Voltaire, entzückt davon, nach einer ihrer dramatischen Leistungen — zu Anet bei einem Besuche der Herzogin von Maine, dessen wir bereits in einem frühern Capitel gedachten — die galanten Verse an sie richtete:

„Charmante Issé! vous nous faites entendre
Dans ces beaux lieux les sons les plus flatteurs —
Ils vont droit à nos coeurs;
Leibnitz n'a point de monades plus tendres
Newton d'†† plus enchanteurs."

So gar Seiltänzer und Marionetten producirten sich auf der Bühne von Cirey und ergötzten Voltaire höchlichst. Oder dieser selbst unterhielt wol die Gesellschaft mit seiner Zauberlaterne und gab zu den Schattenbildern die witzigsten und sarkastischsten Erläuterungen, Improvisationen, die der Fixirung durch Schrift und Druck werth gewesen wären.

So war zweifelsohne es ein nur wenigen auserlesenen Sterblichen vergönntes Poeten- und Philosophenstillleben, was der Tempel der Liebe und Freundschaft in Cirey umschloß. Nichts destoweniger scheint Voltaire, wie glücklich er sich im Umgange mit seiner „göttlichen Emilie" auch fühlen mochte, das lothringer Schloß doch immer nur als ein Exil betrachtet zu haben, und wie sich später Frau von Staël aus ihrem reizenden Landsitze zu Coppet am Genfer See schmerzlich zurücksehnt nach der düstern Rue du Bac im Faubourg Saint Germain, so klagte er mitten aus seinem süßen Tusculum heraus, daß Tempel und Göttin, denen er opferte, sich in der Provinz, der fernen barbarischen Provinz, nicht in dem unvergleichlichen, dem einzigen Paris befanden, wie er nachmals ähnliche Stoßseufzer als Grand Seigneur der Herrschaften Tournay und Ferney in die Welt hinaus sandte. Indeß machte das Paar fast alljährlich einen Ausflug nach dem unvergeßlichen Paris, wo es im Palais des Herzogs von Richelieu sein zeitweiliges Domicil aufzuschlagen pflegte. Die durch ihre Schönheit ausgezeichnete

Digitized by Google

junge Herzogin, die ihrem treulosen Gemahl mit einer an Verblendung grenzenden Leidenschaft anhing, gehörte zu den vertrautesten Freundinnen der Marquise und war selbst eine eifrige Jüngerin der Mathematik, über die sie, wie Voltaire erzählt, dem Hofe von Versailles sogar Vorlesungen hielt, die rauschenden Beifall erndteten.

Leider sollte die Rococoidylle in Cirey ein recht unerquickliches Ende nehmen. Den ersten Stoß erlitt sie durch Voltaire. Er wurde allmählich kühler und kühler gegen seine gelehrte „Nymphe," und es kam zu stürmischen Erörterungen, bis sich die Marquise in die Wendung der Dinge fügte und sich an der Freundschaft des geliebten Mannes genügen ließ, der ihren Vorwürfen mit den allerliebsten Versen begegnete:

„Si vous voulez que j'aime encore,
Ah, vendez-moi l'âge des amours!" etc.

Beide lebten denn in der alten Weise mit und nebeneinander fort, da führte eine Reise, die sie gemeinschaftlich an den Hof des in Lüneville residirenden Exkönigs Stanislaus von Polen unternahmen, das Verhängniß herbei — in der Gestalt eines Officiers, Saint-Lambert, der später als Verfasser einer dem Englischen nachgeahmten Dichtung, „Die Jahreszeiten," sich einigen Ruhm erwarb. Die Marquise verliebte sich in den durch die Aufmerksamkeit der geistreichen vornehmen Dame geschmeichelten jungen Mann und knüpfte mit ihm ein inniges Verhältniß an. Voltaire war außer sich über den Verrath seiner Freundin und schickte sich an, sich von ihr zu trennen; allein die große Aufrichtigkeit, mit der sie ihm Alles offenbarte, besänftigte seinen Zorn. Er lebte mit ihr weiter, als hätten ihre gegenseitigen Beziehungen keine Trübung erfahren.

Mit einer wunderbaren Hast ging nun die Marquise an die Vollendung ihrer Bearbeitung von Newton's „Principia." Sie mochte ahnen, daß ihre Erdentage gezählt seien, und riß sich darum Tag und Nacht nicht los von ihrem Schreibtische. Voltaire sowol wie Saint-Lambert in seinen Briefen mühten sich, den Trübsinn zu verscheuchen, der sich ihrer Seele bemächtigt hatte. Doch vergeblich. Sie fiel in immer tiefere Schwermuth, bis sie auch

Digitized by Google

leiblich erkrankte und am 10. August des Jahres 1749 im Kindbette starb.

Voltaire fühlte den Verlust auf das Schmerzlichste, obschon er sich nicht verhehlen mochte, daß das tragische Ereigniß ihn einigermaßen der Lächerlichkeit preisgab. Mehrere Wochen nach dem Hinscheiden der Geliebten machte er seinem gepreßten Herzen in einem Briefe an d'Argental Luft. „Ich gehe auf zwei Tage nach Cirey," schreibt er, und von dort zu einer Freundin der unglücklichen Frau ... Das Haus, das sie einst bewohnt hat, wird mich zwar mit unsäglicher Traurigkeit erfüllen, ist mir indeß nicht zuwider. Ich fürchte mich nicht vor meinem Schmerze und vor den Erinnerungen, die es in mir erwecken wird: ich liebe Cirey, aber Luneville wäre mir unerträglich. Der Ort, den sie einst verschönert hat, bleibt mir theuer. Nicht die Geliebte ist es, die ich verloren habe — ich habe die Hälfte meines Seins verloren, eine Seele, für welche die meinige geschaffen, eine Freundin, mit der ich zwanzig Jahre lang verbunden war, die ich von ihrer Geburt an kannte. Der zärtlichste Vater kann für seine einzige Tochter keine andere Liebe fühlen. Ich freue mich, wann und wo immer ich ein Andenken von ihr finde." Die Zeit, die jeden Kummer lindert, milderte natürlich auch Voltaire's Trauer; nie aber hat er der Freundin vergessen, und so oft er ihren Namen nannte, jederzeit geschah es in wehmüthiger Erinnerung und stets in begeisterter Bewunderung ihrer außerordentlichen Talente. Auch Andere, obschon nicht blind gegen die Verirrungen der Marquise, erkannten die seltenen Eigenschaften an, welche die Herrin von Cirey über die Mehrzahl ihres Geschlechtes emporhoben. So war Alexis Claude Clairault, der einst mit Maupertuis an der Meridianmessung in Lappland theilgenommen und nachher für Frau von Châtelet seine noch heute mustergültigen „Eléments de géometrie" und „Eléments d'algèbre" geschrieben hatte, untröstlich über den Tod der von ihm hochgeschätzten Schülerin und setzte derselben in vielen schriftlichen und mündlichen Aeußerungen ein Ehrendenkmal, wie er sogar Trauerkleidung um die Heimgegangene anlegte. Nur die Damen der großen Welt, die sogenannten Freundinnen der Marquise, unterließen nicht, das Andenken der Verstorbenen zu verhöhnen

Digitized by Google

und zu beschimpfen, worauf die kaustische Du Deffand, die jenes carrikirte Portrait von ihr zeichnete, dessen wir weiter oben gedachten.

Und doch stand Frau von Châtelet bei all ihren Fehlern, die sicher Niemand beschönigen kann, nicht nur durch den Umfang ihres Wissens und den männlichen Gebrauch, den sie von demselben zu machen wußte, sondern auch sittlich höher als ihre Lästerinnen — sie war frei von eitler Ostentation und Ränkesucht und durfte sich eines Besitzes rühmen, mit dem die französische Gesellschaft ihrer Zeit keinen Aufwand treiben konnte; sie hatte für ihre Freunde ein Stück von ihrem Herzen übrig, während die sie umgebende Welt, in dem Bestreben, gegen Jedermann liebenswürdig zu sein, ihr Herz in lauter kleine Münze vereinzelte, so daß für Niemanden etwas Erkleckliches in Vorrath blieb.

Unzertrennlich verbunden mit dem Namen Voltaire's, der in Cirey mehrere seiner berühmtesten Werke verfaßte oder doch vorbereitete — die Elemente der Newton'schen Philosophie, die Untersuchungen über das Feuer, die ersten Abschnitte des Jahrhunderts Ludwig's des Vierzehnten, die Disposition zu seinem Versuch über den Geist und die Sitten der Völker, seine Dramen Alzire und Zulime, Mahomet und Merope, seine famöse Jungfrau ꝛc. — wird der Name der Marquise du Châtelet auf die spätesten Geschlechter kommen. Der lateinische Hexameter, der von ihr einst auf den Freund gedichtet und nachher auf dessen Grabmal geschrieben wurde, gilt, unter gewisser Einschränkung, auch von ihr:

„Postgenitis hic carus erit, nunc carus amicis."

(Vergl. Julia Kavanagh, a. a. O. und Gustave Desnoirsterres: „Voltaire et la société an XVIIIième Siècle. II.)

Digitized by Google

Viertes Capitel.

Die Geistesbildung der deutschen Frauen in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Adel und höherer Bürgerstand. Die Mode der Frauenkleidung von Ludwig dem Fünfzehnten bis auf Ludwig den Sechszehnten.

Ein altes Sprüchwort sagt: Die Frau ist die beste, die am wenigsten von sich reden macht. In gewisser Beziehung hat es Recht, seine Wahrheit aber ist blos eine bedingte und mehr negativer als positiver Art. Gewiß können die Frauen der französischen Gesellschaft, von denen so viel gesprochen wurde und die selbst so viel von sich sprachen, nicht als Muster ihres Geschlechts aufgestellt werden, im Gegentheile oft als die Verkörperung einer sehr entarteten Weiblichkeit; dafür waren sie indeß meist hochmerkwürdige Erscheinungen, deren Namen die Geschichte in ihre Jahrbücher einzeichnen mußte. Von den gleichzeitigen deutschen Frauen wurde allerdings wenig gesprochen — warum sollte man auch von ihnen sprechen? Als historische Gestalten hoben sich, wie wir bereits früher darlegten, nur wenige aus der großen Allgemeinheit heraus, diese letztere aber stand noch auf einer so niedrigen Stufe geistiger Bildung, daß sie ein lebhafteres Interesse nicht auf sich zu lenken vermochte und selbst nicht das Bedürfniß eines Hervortretens aus dem Dunkel empfand, während der Drang nach Anerkennung und Geltung, nach Vorgang und Herrschaft die französische Frauenwelt zwar krankhaft bewegte und die Grenzen der Sitte verletzen ließ, ihrer intellectuellen Entwickelung jedoch mächtigen Vorschub leistete.

Von einer freiern deutschen Bildung konnte damals überhaupt nicht die Rede sein. Erst gegen die Mitte des Jahrhunderts, durch

Digitized by Google

die von Friedrich dem Großen gegebenen Anregungen und das dadurch im Volke neu erwachende Selbstgefühl entfaltete sich das Leben der Nation auf breiterm Grunde und zu höhern Gesichtspunkten. Bis dahin und noch längere Zeit nachher war es mit dem Erziehungs- und Unterrichtswesen in Deutschland übel genug bestellt. Die traurigen Zustände der eigentlichen Volksschule hier ganz bei Seite lassend, deren Lehrer in der Regel selbst kaum in die Geheimnisse des A-B-C eingedrungen waren und die Jugendunterweisung blos als Nebenerwerb zu betreiben pflegten, wenn sie nicht gerade die Schneidernadel führten oder vor dem Webstuhle saßen, finden wir den Unterricht in den Städten auf nur wenig bessrem Fuße eingerichtet. In den sogenannten Lateinschulen schwang der engherzigste Pedantismus das Scepter. Die alten Sprachen gaben den ausschließlichen Lehrgegenstand ab, nicht um der humanistischen Elemente willen, die sie dem Geiste der Schüler zuführen konnten, sondern um der trockensten philologischen Kleinkrämerei und Silbenklauberei Nahrung zu bieten. Lateinschreiben und Lateinsprechen galt als die erhabenste pädagogische Aufgabe, so daß die Schulgesetze wol ausdrücklich befahlen: „Die Schüler der ersten Classe sollten in der Schule, außer der Schule, in der Kirche und an allen Orten lateinisch sprechen, wenn sie dawider handelten, aber gestraft werden." (Vergl. Biedermann, a. a. O. II. 1. S. 511.)

Der nämliche Geist der Pedanterie und Beschränktheit kennzeichnete die Mehrzahl der Universitäten. Auch sie gewährten der lernbegierigen Jugend außer den nicht minder zopfig behandelten Brodwissenschaften fast nichts Anderes als „Latein, Griechisch, Hebräisch, scholastische Logik und Metaphysik," wie wir in jenen Tagen von so vielen Seiten klagen hören. Die deutsche Sprache ward zum Gebrauche der Wissenschaft noch immer für unwürdig erachtet, und so geschah es, daß der Gelehrte verlernte, seines Mutteridioms sich nur mit einiger Gewandtheit und Anmuth zu bedienen und jenes schwerfällige und barbarische Sprachgemeng, jene schleppende und verschnörkelte Ausdrucksweise entstand, die in den deutschen Büchern zum Theile selbst die classische Periode unsrer neuern Nationalliteratur überdauert haben und nicht die

Digitized by Google

letzte Ursache des Vorzugs wurden, den unsre elegante Welt der in ihren Formen bereits so vollendeten, so abgeschliffenen und dem Gedanken so beweglich sich anschmiegenden französischen Sprache einräumte. Denn wen könnte es Wunder nehmen, wenn man lieber Montesquieu und Voltaire, wol auch Marmontel und Crébillon las als das „Theatrum Europaeum“ und Baumgarten-Semler's „Welthistoria,“ die „moralischen Wochenschriften,“ als Gottsched und selbst Gellert, die doch bereits die deutsche Sprache zu reinigen und präsentabler zu machen begannen?

Die geistige Ausbildung des weiblichen Geschlechtes aber, auch in den Schichten des Bürgerthums, die wir heute den höhern Mittelstand nennen, war mit seltenen Ausnahmen eine ungemein dürftige, blos auf die nächstliegenden Zwecke von Wirthschaft und Haushalt und eine mehr mechanische als lebendige Frömmigkeit gerichtet. Orthographisches oder gar correctes Schreiben eigneten sich nur wenige Frauen dieser Classen an, stand man doch in dem Gedanken, „es sei für den Unterricht der Mädchen genug, wenn man sie die Buchstaben zusammensetzen und dieselben, zuweilen schlecht genug, nachmalen lehrte,“ und „wenn sie die Schule verließen, so verließen sie, außer etwa einem Gebetbuche, zugleich alle Bücher,“ höchstens kam es nachher, „wenn überhaupt etwas gelesen wurde,“ zur Lectüre eines „läppischen oder närrischen Romans.“ Mit diesen Worten entwirft uns eine weibliche Feder der Zeit selbst das Bild von der Erziehung, wie sie in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts den Töchtern „guter bürgerlicher Häuser“ zu Theil zu werden pflegte. Dazu kam, daß nicht nur dem Verkehr in der Familie die zwanglose Unbefangenheit gebrach, sondern daß man auch aller freiern und leichtern Geselligkeit entbehrte. Nur die Männer kamen gesellig zusammen in ihren sogenannten „Leisten“ oder „Zunfthäusern,“ auch in öffentlichen Gast- und Trinkstuben oder bei dem Apotheker, der mit seinem Aquavit zugleich die jüngste Zeitung credenzte, später in den überall entstehenden Kaffeehäusern und in den großen Buchläden, wo sich gewisse literarische Cirkel etablirten; die Frauen sahen sich auf die kleine Welt ihrer Häuslichkeit beschränkt, die vielleicht ein oder zwei Mal im Jahre durch ein großes „Tractament,“ das man der „Freundschaft“ schuldete,

Digitized by Google

öfter durch die „Visite" einer Nachbarin oder Frau Base eine Abwechselung erfuhr, die den nothwendigen Bedarf von Stadtneuigkeiten und Stadtklatschereien lieferte. Wie hätte in so beengten Daseinsverhältnissen nicht auch der geistige Horizont der Frauen ein sehr enger bleiben müssen? Wie hätten diese im Allgemeinen Gelegenheit finden sollen, sich außerhalb der beschränkten Sphäre bemerklich zu machen, in deren einförmiger, aber meist nutzbringend und segensreich ausgefüllter Bahn ihre Tage verliefen? Erst im zweiten Drittel des Jahrhunderts trat allmählich eine größere Beweglichkeit des deutschen Frauenlebens ein. Häufiger und häufiger sah man die Frauen in der Gesellschaft ihrer Gatten und Väter auch außer dem Hause und an den Gesprächen der Männer theilnehmen, so daß sich mit dem Umfange ihrer Interessen nothwendig auch der Umfang ihrer Bildung erweiterte.

Noch lange freilich blieb, eine Folge des alten Feudalunwesens, des alle Classen durchdringenden Kastengeistes und des beständigen Buhlens um die Gunst Höhergestellter und Einflußreicher, ohne die damals das bürgerliche Gedeihen in der That unmöglich war, die steifste Förmlichkeit im mündlichen und schriftlichen Umgange, selbst in den vertrautesten Verbindungen der Menschen, zwischen Ehegatten, zwischen Eltern und Kindern, zwischen Freund und Freunde, die Niemanden aus sich herausgehen ließ, die Sitten und Manieren verkünstelte und auf Schrauben stellte, die namentlich den Frauen jede natürliche Regung und Aeußerung versagte, jene geistige Effusion hemmte, ohne die eine Einwirkung auf weitere Kreise nicht gedacht werden kann, wie sie das weibliche Geschlecht in Frankreich ausübte, das, nicht in solche Banden eingeschnürt, sich als die Seele, als das belebende und ordnende Princip der Gesellschaft betrachten durfte.

Wol lesen wir auch von Frauen des Bürgerstandes, die sich durch eine höhere Bildung hervorthaten. Meist aber schoß man dann alsbald über das Ziel hinaus, indem man den Mädchen — vornehmlich den Töchtern von Gelehrten — eine sogenannte classische Erziehung zu geben trachtete, sie Latein und Griechisch, selbst Hebräisch lehrte und in alle Spitzfindigkeiten scholastischer Dialektik einzuweihen suchte. So finden wir unter den Mitgliedern der von

Digitized by Google

Gottsched im Jahre 1727 umgewandelten „Deutschen Gesellschaft," die sich die Aufgabe stellte, die Muttersprache in gebundener und ungebundener Form zu verbessern und zu pflegen, eine Reihe gelehrter Frauen, und von seiner eignen Gemahlin Louise Adelgunde Victoria, gebornen Culmus aus Danzig, wissen wir, daß sie ihren Gatten an Geist und Wissen überragte. Sie sprach und schrieb das Französische mit Geläufigkeit und Eleganz, verstand Griechisch und Lateinisch, hatte in der Geographie und Geschichte nicht gewöhnliche Kenntnisse, componirte Cantaten und „Claviersuiten" und dichtete Lustspiele und Tragödien, die jedenfalls nicht schlechter waren als viele andere der stelzfüßigen Dramen ihrer Tage. Vielleicht zu noch größerm Verdienste aber muß ihr angerechnet werden, daß sie, wie dies ihre von ihrer Freundin, Frau von Runkel, in drei Bänden herausgegebenen „Briefe" beweisen, ein ganz genießbares Deutsch schreiben konnte, wenn gleich ihr Hofmeister ihr einreden wollte: es sei gemein, deutsche Briefe zu schreiben. (Vergl. Biedermann, a. a. O. II. 1. S. 547.) Nicht vergessen dürfen wir endlich, daß sie die Bestrebungen der Caroline Neuber um die Reform der deutschen Schauspielkunst nach Kräften zu fördern bemüht war.

Daß die Bildung des deutschen Adels und des vornehmen Beamtenthums, besonders wo dieses mit den Höfen in Berührung kam, auch der reichern Kaufmannshäuser eine fast ausschließlich französische geworden war, haben wir bereits gesehen. In allen diesen Kreisen galt es gewissermaßen für eine Ehrensache, die deutsche Sprache zu verachten und ihren Gebrauch nach Möglichkeit zu vermeiden, höchstens im unerläßlichen Verkehre mit Dienerschaft und „Volk" als nothwendiges Uebel zu dulden. Ueber ganz Deutschland spann sich ein Netz von französischen Erziehern und Erzieherinnen nicht allein, sondern auch von französischen Zofen und Tanzmeistern ꝛc., und wie nachhaltig durch dieses fremde Element die Schädigung der deutschen Gesinnung und Gesittung gewesen ist, wie sehr wir an den Nachwirkungen derselben noch heute leiden, dem hat man kaum noch so gründlich nachgeforscht, wie es die Wichtigkeit der Sache erheischte. Zweifelsohne jedoch sind jene von Familie zu Familie, von Geschlecht zu Geschlecht vererbten fran-

Digitized by Google

zösischen Einflüsse, Einflüsse oft recht fragwürdiger Persönlichkeiten, unter den Haupturſachen der moraliſchen Fäulniß anzuführen, von der wir die höheren Stände Deutſchlands und Preußens und die Mehrzahl der deutſchen Staatenlenker angefreſſen finden, ehe der Blitzſchlag von Jena die verkommene Geſellſchaft aus ihrem Taumel aufſcheuchte.

Die Frauenwelt erlag dieſer Franzöſirung noch ſchneller und leichter als die Männer, zumal inſoweit, als es ſich um das Enſemble von leiblicher und geiſtiger Toilette handelte, das die Worte Ton und Mode andeuten ſollen. Die Feinheit und Grazie, den Schwung und Schimmer des Urbildes vermochte die Copie allerdings nicht zu erreichen, dafür blieb ſie aber glücklicher Weiſe — Ausnahmen beſtätigen wie immer nur die Regel — auch in der genialen Entäußerung von Scham und Schicklichkeitsgefühl hinter ihren Pariſer und Verſailler Muſtern zurück. Vielleicht iſt es daher hier am Orte, zu vervollſtändigen, was in einem andern Abſchnitte unſrer Schilderungen blos flüchtig berührt wurde, indem wir an der Hand von Gemälden und Kupferſtichen, von Büchern und Schriften der Periode die je nach dem herrſchenden franzöſiſchen Geſchmacke wechſelnde äußere Erſcheinung der Frauen jener Tage zu zeichnen verſuchen, Coſtumbilder, die ſich auf die Zeitdauer von zwei Menſchenaltern vertheilen.

Zu Ausgang der Regierung Ludwig's des Vierzehnten war die Damentoilette ſo zu ſagen eine mythologiſche, als habe ſie ihre Modelle bei den Göttinnen des Olymps geholt. Sehr elegant und anmuthig jedenfalls, doch beinahe auch ebenſo luſtig und hüllenlos wie die Gewänder jener Unſterblichen ſelbſt, nichts als Gaze und Brocat, Flor und Krepp, mit deren leichten Falten jeder Lufthauch kokettirte, das ächte Coſtum für den heidniſchen Carneval der Regentſchaft, für die Feſte Auguſt's des Starken zu Dresden und Karl Alexander's zu Ludwigsburg, jenes Württemberger Herzogs, deſſen Bruſt — wie der Befund ſeines Leichnams ergab — „vom Staub und Rauch und Dampf des Faſchings und der Oper ſo voll war, daß eine Suffocatio sanguinis nothwendig erfolgen mußte.“ Als man aus dieſer allegoriſch-mythologiſchen Wolke zur Erde hinabſtieg, kam die eigentliche Toilette des achtzehnten Jahrhunderts an

Digitized by Google

die Reihe, das sogenannte große Gewand — grande robe —, das bereits auf den Gemälden Antoine Watteau's erscheint und in den bekannten 1725 von Octavien entworfenen „französischen Modegestalten" wiederkehrt. Dieses vom Rücken, beinahe vom Nacken, ausgehende weite, fast formlose Gewand ähnelt einem modernen Damenschlafrocke oder einem Domino, aus dessen Spitzenmanschetten, den Engageanten, wie man sie hieß, die nackten Arme hervorsehen. So stellen sich die Frauenfiguren auf den Bildern de Troy's dar, eines Malers der Watteau'schen Schule. Alle tragen sie das erwähnte Morgencostum mit Knöpfen und Knopflöchern von Diamanten, auf dem Kopfe aber, der niedrig und durchaus mit kleinen Locken frisirt ist, eine Spitzenhaube mit in die Höhe gestülpten Streifen oder auch eine Art Capuze, die später „Thereſe" genannt wird. Den Hals bedeckt ein faltiger Mantelkragen, oder ein leichtes Spitzentuch, auch wol eine Perlenschnur. Vom Halse bis zu den an der Spitze aufwärts gebognen, absatzlosen Pantoffeln hinab hüllt die grande robe den ganzen Körper des Weibes ein, nur an der Brust läßt sie, halb offen, die Bandschleifen des Mieders sehen, die unter dem Busen meist staffelartig geordnet sind.

Um diesem weiten, wallenden Kleide mehr Halt und Form zu geben, ward der Panier, der Fischbeinkorb, und damit der famöse Reifrock erfunden. Wie es scheint, im Jahre 1714 aus England gekommen, verbreitete sich dieser Korb, oft aus leibhaftigen hölzernen Reifen zusammengesetzt, rasch über ganz Europa und selbst über die anderen Erdtheile und nahm mit jedem Jahre an Umfang und Ungeheuerlichkeit zu, dermaßen, daß die vornehmen Damen immer neben sich einen zweiten Stuhl brauchten, um ihren Reifrock darauf unterbringen zu können und die Satire, in Carricaturen, in Spottliedern und Komödien, sich des Monstrums bemächtigte. Was frug aber die Mode, mit der selbst Götter vergebens kämpfen würden, nach allen diesen Sticheleien? Widerstand sie doch selbst den Bannsprüchen der Kirche, die von den Priestern auf die Reifröcke geschleudert wurden, indem sie die Trägerinnen der letzteren als „Pförtnerinnen des Teufels" brandmarkten und mit allerhand häßlichem Gethier der Naturgeschichte verglichen. Von Tag zu Tage kamen vielmehr neue Formen und Arten von Reifröcken zur Welt.

Digitized by Google

Da hatte man sogenannte „Gondeln" und andere, die unten nicht breiter waren als oben und dem weiblichen Körper das Aussehen eines Fasses verliehen. Eine gewisse Sorte hieß Cadetten — cadets — weil sie nur bis etwas unter das Kinn hinabreichten, während die Bourrelets im Gegentheile unten von einer dicken Wulst eingefaßt waren, welche den Rock ausweitete. Am beliebtesten waren die Ellbogenreifröcke, die, oben umfänglicher, ein besseres Oval bildeten, auf dem die Ellbogen ruhen konnten; sie bestanden in der Regel aus einer fünffachen Reifenreihe. Die „Schreihälse" — criardes — so bezeichnet nach dem Geräusch, das ihre gummirte Leinwand hervorbrachte, wurden blos auf der Bühne und von den größten Modedamen getragen. Um die Mitte des Jahrhunderts verschwanden indeß alle diese Ueberschwänglichkeiten; der Reifrock war dann nur noch ein auf Fischbeinstäbe genähter Unterrock von Leinwand, der bald den „Jansenisten" Platz machte, d. h. Halbreifkörben. Zehn Jahre später versetzte dasselbe große Schneidergenie, das Kleider mit einem Besatze von künstlichen Blumen erfunden hatte, die den Wohlgeruch natürlicher Blumen aushauchten, der Sieur Pamard, dem Reifrock den Todesstoß durch die Schöpfung der „Considérations," die dem Kleide eine gefällige Stütze gaben, ohne daß man zu vielen Unterröcken und Reifen seine Zuflucht zu nehmen hatte. Einzig und allein bei Hoffestlichkeiten blieben fortan die „Jansenisten" noch in Anwendung.

Die Jansenisten? fragt wohl der Leser. Wie kommen sie dazu, einer solchen Toilettenfrivolität ihren ernsten Namen zu leihen? Die Antwort ist sehr einfach; es war damals in Frankreich Mode — zum Theil ist es ja noch heute der Fall — die Schlagworte des Tagesinteresses, große und kleine Begebnisse, Siege und Niederlagen, Scandale und Lächerlichkeiten 2c. zur Bezeichnung von Gegenständen des täglichen Lebens, zumal aber der überflüssigen Nichtigkeiten des weiblichen und männlichen Putzes zu benützen. Als Law den Staat regierte, hatte man z. B. „Systemtressen" — galons du système —; als am 4. Mai 1734 der Marschall Berwick mit den französischen Truppen bei Straßburg den Rhein überschritt, kamen die Rheinübergangstaffete — taffetas du passage du Rhin gewellt wie die Wogen eines Stromes, und die Rheinübergangs-

Digitized by Google

bänder — rubans du passage du Rhin — in Gunst, die in groben Umrissen einen weißen oder himmelblauen Grenadier zwischen einem weißen und einem rubinrothen oder smaragdgrünen Zelte abzubilden suchten. Als 1742 ein Komet am Himmel erschien und viel bewundert wurde, zog er eine ganze Welt à la comète nach sich; ebenso einige Jahre später ein Rhinoceros, das die Pariser in Erstaunen setzte. Da gab es nun Hüte und Mützen, Tücher und Handschuhe, Spitzen und Sonnenschirme à la rhinocéros. Bald darauf erschienen Hauben à la Crefeld, Bänder à la Zorndorf und Fächer à la Hokirchen (Hochkirch bei Bautzen.) Die Streitigkeiten mit den Parlamenten riefen den Parlement hervor, eine Art seidnen Halstuches mit Capuze. Das Ministerium Turgot setzte die Schnupftabacksdosen à la Turgot in Cours, die man auch Platituden zu nennen pflegte; nach Cagliostro wurden die Bänder à la Cagliostro getauft, welche pyramidalische Figuren auf rosafarbigem Grunde zeigten, und nach der Schreckenszeit ersann man sogar eine Frisur à la Guillotine, mit im Nacken kurzgeschnittnem Haare, wie der Henker die Toilette der zu Enthauptenden herrichtete, und trug kleine Guillotinen als Berloquen an der Uhrkette.

Betrachten wir ferner die Gemälde Lancret's, auch eines von Watteau's Schülern, oder die nach ihm von Dupuis gestochenen schönen Blätter, so sehen wir durchgängig das sogenannte grand habit des achtzehnten Jahrhunderts, das, trotz aller Veränderungen in seinen Einzelheiten und in seinem Ausschmuck, doch als die traditionelle weibliche Tracht der Zeit betrachtet werden kann, die sich bis zur französischen Revolution erhielt und ihre Reise um die Welt machte, außer den Frauen des eigentlichen Volkes vom gesammten weiblichen Geschlechte, ebenso wol in Frankreich wie in Deutschland und England ꝛc. gebraucht, natürlich je nach Stand und Mitteln ihrer Trägerinnen von mehr oder minder kostbaren Stoffen, mehr oder minder reich und elegant verziert, hie und da vielleicht auch etwas modificirt und vereinfacht. Dieses grand habit ist die Toilette, die wir auf den meisten Frauenportraits in unsern Rococoschlössern erblicken, in der unsere eigenen Urältermütter abgebildet sind, die hervorgesucht wird, wenn es sich um einen Ball oder ein Fest im Costüme des vorigen Jahrhunderts handelt.

Digitized by Google

Unsere neuesten Frauenkleidermoden sind bekanntlich Nachahmungen dieses grand habit à la française, dessen ziemlich decolletirte und zur Wespentaille eingeschnürte Robe, vorn ohne Falten, hinten aber mächtig aufgebauscht, sich in Gestalt eines Dreiecks über einem Unterkleide öffnete, das mit kreuzweis gestellten Streifen garnirt war und in der Mitte einen Blumenstrauß aufwies. Dieses Unterkleid, oder vielmehr das von ihm gebildete Dreieck nannte man den Falbala, woraus unser deutsches Falbel entstanden ist, freilich mit etwas anderer Bedeutung. Die kurzen Aermel des Kleides hatten drei Reihen von Manschetten; die Handschuhe reichten bis zu den Ellbogen. Ein breiter Kragen oder Médicis von schwarzen Blonden umgab den Hals. An der linken Seite der Brust war in der Regel ein riesenhaftes Bouquet befestigt, das bis über die Schulter emporstieg. Die Anordnung des Kopfes entsprach dieser zugleich imposanten und theatralischen Toilette: die Frisur erhob sich in vier Locken von der Stirn empor, à la physionomie élevée lautete der Kunstausdruck, während hinter dem linken Ohre eine einzelne lange Locke, der Confident, auf den Nacken hinabfiel. Eine Perlenschnur schlang sich durch das Haar; desgleichen schmückten Perlengehänge die Ohren.

Dies war der feste Rahmen, in dem sich die Frauentoilette jener Tage bewegte. Welche endlose Abwechselung und Mannigfaltigkeit aber von Eleganz und Luxus, von Zierlichkeit und Koketterie fanden in diesem Rahmen Spielraum zu ihrer Entfaltung! Da hatte man Kleider von durchwirkter, geriefter und gestreifter weißer Seide, mit Rosetten von Goldfäden und Chenille durchzogen; mit Blumen übersäete Kleider von Silberstoff, von dem sich Bouquets von violetten und weißen Federn abhoben; Kleider von Mosaikatlas mit Silber und Gold guillochirt und mit Myrthenguirlanden besetzt; Kleider, deren Federgarnitur viertausend armen Nußhähern oder indischen Raben das Leben kostete; Kleider, die mit ihrem feenhaften Ausputze je auf zehntausend Livres und wol noch mehr zu stehen kamen. Zahlte doch eine der damaligen Modeheldinnen, eine Frau von Matignon, für die Anfertigung einer einzigen Robe ihrer Nähterin eine jährliche Leibrente von sechshundert Livres! Noch kostbarer mag ein Kleid gewesen sein, das

Digitized by Google

die Herzogin von Choiseul am Hochzeitsfeste eines Verwandten trug. Es war, wie es Horace Walpole in einem seiner Briefe schildert, eine Robe von blauem Atlas, mit Marterpelz besetzt, mit Gold und Diamanten überstreut, von welchen letzteren jeder einzelne aus einem silbernen Sterne mit goldnen Strahlen hervorblitzte. Und kaum minder elegant und luxuriös waren die verschiednen Arten sogenannter Deshabillés und Negligés, die unsern Urältermüttern zu Gebote standen — wenn sie das Schicksal mit den dazu erforderlichen Glücksgütern gesegnet hatte, Polonaisen, Circassiennen, Caracos, Leviten und wie die meist aus leichten Stoffen, aus Gaze und Muslin, aus indischer Leinwand und gekräuselten Spitzen bestehenden Gewänder noch hießen, reizende Morgen- und Promenadentoiletten, allerdings mitunter etwas allzukokett und piquant mit ebenso verführerischen Schäferhüten, von denen lange Straußfedern herabwallten. Beim Spaziergang kam zur flatternden Circassienne oder zum Caracos noch ein hoher Ebenholzstock mit Elfenbeinknopfe, unter dem andern Arm ein kleiner Bologneserhund mit einer rosenrothen Bandschleife auf dem Kopfe.

All dieser Glanz und Geschmack nahm natürlich seinen Ursprung in Paris. Dort, in der Rue Saint-Honoré, stand die berühmte Puppe, eine stets nach der neuesten Mode, nach der letzten Erfindung und Laune angethane Gliederfigur in Menschengröße, nach der die Frauenwelt von ganz Europa vertrauensvoll und sehnsüchtig ihre Blicke wandte. Unaufhörlich an- und aus- und wieder angekleidet je nach der Caprice, die bei einem Souper von vornehmen Stutzerinnen, in der Loge einer Operntänzerin, im Kopfe einer fashionablen Modistin aufgetaucht war, wanderte diese Musterpuppe über Berge und Meere, nach England und nach Deutschland, nach Italien und nach Spanien, ja bis in das Innere der morgenländischen Serails. Erst später kamen die Modejournale, die gewichtige Puppe der Rue Saint-Honoré zu ersetzen, wie sie es in ihren Ankündigungen aussprechen, damit „die Fremden nicht mehr nöthig haben, sich Gliederfiguren herstellen zu lassen, die immer unvollkommen und sehr theuer sind und höchstens Eine Schattirung unserer Mode repräsentiren."

Welch' großer Mann der Haarkräusler im vorigen Jahrhundert

Digitized by Google

war, weiß alle Welt. Den Gipfelpunkt seines Ruhmes erreichte er indeß erst unter Ludwig dem Fünfzehnten und mehr noch unter dessen Nachfolger. Bis dahin blieb die Frisur der Frauen eine verhältnißmäßig einfache und stabile. Dieselben beiden englischen Damen, die 1714 den Reifrock nach Paris brachten, sollten auch auf längere Zeit die weibliche Coiffüre bestimmen. Die Anordnung ihres Haares hatte dem greisen Könige besser gefallen als die seither in Frankreich übliche, und sofort ward die englische Mode zum Gebote für alle vornehmen und eleganten Frauen Frankreichs und anderswo. Es war dies eine auf dem Scheitel ziemlich niedrige Frisur, mit dicken Locken um den Kopf, die dem Arrangement der Männerperrücken glich und auch von den das männliche Publicum bedienenden Haarkünstlern ins Werk gerichtet wurde. Auf dem also aufgeführten Lockengebäude ward eine Feder, ein Diamant, ein kleines Häubchen mit hängenden Streifen angebracht, und die Frisur war fertig. Da kam endlich die gewaltige Umwälzung des weiblichen Haarschmuckes — aus der Küche. Der frühere Koch eines Grafen von Bellamare, Legros ist sein unsterblicher Name, verstieg sich zu dem großen Gedanken, eine Frisirakademie ins Leben zu rufen, in der er, stufenweise durch drei Classen, Kammerdiener, Zofen und Haarkräuslerinnen die Kunst des Coiffirens „von Grund aus" lehrte. Zwei Jahre darauf veröffentlichte er sein Werk: „l'art de la coeffure des dames françaises," das sich bereits der Erfindung von zwei und vierzig „von Hof und Stadt mit Beifall aufgenommenen" Frisuren rühmt und auf acht und zwanzig Kupfertafeln die „glücklichen Contraste" darstellt, die mit den verschiedenen Arten von Locken, Winkellocken, gebrochnen Locken, Patronenlocken, Krückenlocken, verkehrten Locken, Muschel- und Schneckenlocken, Rosettenlocken u. s. w. u. s. w., hervorzubringen sind. Der Anstoß war jetzt gegeben, und bald schwirrte es in Paris von berühmten Friseuren in rothen Röcken, schwarzen Kniehosen und grauseidnen Strümpfen, die sich gegenseitig heftig befehden, aber gemeinschaftliche Sache machen, wenn es gilt, gegen die Zunft der Barbiere vorzugehen, die sich ebenfalls herausnehmen, als Haarkräusler zu fungiren.

Auf den großen Legros, der sich unter den Unglücklichen befand, die bei den gelegentlich Marie Antoinette's Vermählung auf

Digitized by Google

dem Platze Ludwig's des Fünfzehnten veranstalteten Festlichkeiten zerquetscht, zertreten, erstickt wurden, folgten die noch größeren Léonard, Lagarde und Lefèvre, und fast tagtäglich wechselten nun Gestalt und Anordnung der Damenfrisuren, tagtäglich thürmte sich ihr Gebäude höher und höher auf, tagtäglich ward ihr Charakter theatralischer und verwickelter. Ganze Blumengärten sprießten auf den Köpfen der Frauen empor mit Wiesen, mit Bäumen und Büschen. Stachelbeeren und Kirschen, Granatäpfel und Pomeranzen, schaukeln sich auf den Haaren oder auf den Hauben, und schließlich entwickeln sich völlige Landschaften darauf mit Wäldern, in denen Bäche rinnen, wo Lämmer weiden und Schäfer und Schäferinnen erscheinen. Man hat Hauben à la Blumenbeet — au parterre — und Hauben à la englischer Garten — au parc anglais, bis sich alle die Namen der fashionablen Damencoiffüren kaum mehr aufzählen lassen: die Coiffüren à la Candeur (Unschuld), à la Frivolité, der Tiegerhut, die Badehaube, die Haube au Colisée, à la Gabrielle de Vergy, à la Füllhorn (Corne d'abondance), au Mystère, der Hut à la Corse, à la Caravane, der liegende Hund, der Puff à l'Asiatique, die Coiffüre aux Insurgents, die eine auf das Genauste nachgeahmte Schlange darstellte. Die Coiffüre à la Mappemonde (Weltkarte) zeichnete sämmtliche fünf Erdtheile auf das Haar, die Haube à la Belle-Poule trug eine Fregatte mit aufgespannten Segeln, die Zodiacale wies auf einem Stück von himmelblauem Atlas den Mond und die Sterne, eine andere, l'Aigrette parasol, schlug sich auseinander und diente zugleich als Sonnenschirm. Außerdem gab es Frisuren, die nach sämmtlichen Göttinnen des Alterthums getauft waren, zugleich solche, welche die Namen berühmter Schriftsteller trugen. Bis zu welcher absurden Ueberschwänglichkeit zuletzt diese Haarmonumente gediehen, ist kaum glaublich. So war die Herzogin von Chartres, die Gattin des nachmaligen Orleans Egalité, einst mit einer Coiffüre geschmückt, die eine in einem Armstuhle sitzende Frau sehen ließ, die einen Säugling im Arme hielt, was den Herzog von Valois und seine Amme vorstellen sollte. Beim Tode Ludwig's des Fünfzehnten erschienen die Coiffüren à la Circonstance mit Cypressen und Trauerweiden, und die Einführung der Kuhpockenimpfung wurde durch

Digitized by Google

einen Haarschmuck gefeiert, der eine Schlange, eine Keule, eine aufgehende Sonne und einen mit Früchten behangenen Oelbaum vor Augen führte! Zuletzt wuchsen die Coiffüren, bei einem schier zu Boden drückenden Gewichte, zu einer so gigantischen Höhe, daß die Damen bei ihren Ausfahrten in der Kutsche nicht mehr sitzen, sondern nur noch knien konnten, bis ein genialer Kopf, der gefeierte Beaulard, einen sinnreichen Mechanismus erfand, mit dessen Hülfe die Haartour beim Passiren einer niedrigen Thür, beim Einsteigen in den Wagen ꝛc. um einen Fuß erniedrigt werden konnte.

Noch müssen wir zwei der vornehmsten Operationen der damaligen Frauentoilette mit einigen Worten gedenken. Zur Belebung des Gesichts bediente man sich allgemein der Schminken, und zwar mit der größten Sorgfalt in Bezug auf Wahl und Anwendung derselben. Man wollte nicht blos geschminkt sein, man wollte auch ein Roth auflegen, „das etwas sagte," dem sich ein gewisser Ausdruck, eine bestimmte Deutung leihen ließ. Zugleich mußte das Roth Stand und Charakter der Dame ankündigen, die sich mit ihm schmückte. Das Roth einer Bürgersfrau war ein anderes als das einer Dame von Rang oder einer der zum Hofe zählenden Schönen. In Versailles trug man ein sehr lebhaftes und hohes Roth, und die Schminke der am Hofe zu präsentirenden Damen mußte am Tage dieser feierlichen Vorstellung noch eine viel ausgesprochenere sein als sonst. Unter Ludwig dem Fünfzehnten wurde das Roth allmählich matter und matter, noch immer jedoch war der Gebrauch desselben ein allgemeiner und ungeheuerer, der Consum ein so großer, daß eine Handelsgesellschaft der französischen Regierung im Jahre 1780 eine baare Summe von fünf Millionen Livrs anbot, wenn ihr dafür der ausschließliche Verkauf einer rothen Schminke gewährleistet würde, die sie in besserer Qualität bereiten wollte, als alle die bisher bekannten Schminksorten. Amtliche Erhebungen ergaben um dieselbe Zeit für Paris allein einen jährlichen Verbrauch von zwei Millionen Maßkruken rother Schminken. Auch bemühte man sich ihre Farbennüancen möglichst zu variiren. So erregte eine violette Schminke außerordentliches Aufsehen und bildete längere Zeit das Tagesgespräch in allen Kreisen der eleganten Welt. Noch größern Erfolg hatte das sogenannte Serkis, von dem

Digitized by Google

der Erfinder behauptete, es sei aus den nämlichen Ingredienzen zusammengesetzt, durch welche die orientalischen Sultaninnen ihrem Teint den Sammet der Jugend zu bewahren wüßten. Die renommirteste aller Schminken aber war das Roth der Madame Martin; es durfte auf keinem modischen Ankleidetische Europas fehlen.

War die Schminke ausgewählt, aufgelegt und gehörig abgestuft, so hatte man die Toilette des Gesichts indeß erst zur Hälfte vollendet. Noch blieb eine Kunstleistung zu verrichten, die allen Geschmack, alle Phantasie, allen Scharfsinn der Frauen in Anspruch nahm — das Aufkleben und Vertheilen jener Menge von kleinen Stücken gummirter Leinewand, die man „Schönpflästerchen" oder „Mouches" zu nennen pflegte, weil sie von galanten Poeten mit in Milch ertrunkenen Fliegen verglichen worden waren. Diesen in Gestalt von Herzen, von Voll- und Halbmonden, von Sonnen, von Sternen, von Schiffchen ausgeschnittenen schwarzen Pflästerchen den rechten Platz anzuweisen, erforderte keine geringe Zeit und Ueberlegung. Da war die „Assassine" in den Augenwinkeln, die „Majestueuse" auf die Stirn, die „Enjouée" neben die Lippen, die „Galante" mitten auf die Wange, und die „Coquette," auch wol „Précieuse" oder „Friponne" geheißen, unter den Mund zu heften. Ja, die Mode verlangte noch Weiteres — an der rechten Schläfe mußten Mouches von Sammet angebracht werden, so groß, wie ein mäßiges Spanisch-Fliegenpflaster, und es gab Damen, die diese seltsamen Mouchen gar mit einem Kranze von Diamanten einfaßten!

Dies mag genügen, uns die äußere Erscheinung der Frauen des achtzehnten Jahrhunderts und die wechselnde Mode ihrer Toilette zu vergegenwärtigen. Sind unsere Schilderungen auch vorwiegend aus französischen Quellen geschöpft, so war doch was in Paris als Gesetz galt, ganz ebenso auch Gesetz in Wien und Berlin, in London und in Florenz und begann selbst an der fernen Newa zur Herrschaft zu gelangen, an deren Sumpfufern Peter's des Großen Machtspruch dem umgestalteten Reussenreiche die neue Hauptstadt geschaffen hatte. In der großen Sturmfluth, die das Jahrhundert schloß, ging mit dem gesammten alten Regimente

Digitized by Google

auch die steifprächtige Tracht seiner Frauen unter, um sich allen Phasen und Ausschreitungen der welterschütternden Umwälzung anzubequemen und mit dem Kaiserthum zu einer gekünstelten und langweiligen Nachäffung der Antike zu verblassen. (Vergl. das schon öfter angeführte vortreffliche Buch der Gebrüder Goncourt, La Femme au dix-huitième siècle. S. 270 und fgg.)

Digitized by Google

Fünftes Kapitel.

Friedrich Wilhelm der Erste, der „Soldatenkönig" und seine geschichtliche Bedeutung für Preußen und Deutschland. Das Trauerspiel in seiner Famtlie. Die Königin Sophie Dorothea. Die Markgräfin Friederike Sophie Wilhelmine von Baireuth, ihre Denkwürdigkeiten und ihr Hof.

I.

Die Erstarkung des seit mehr denn einem Jahrhundert unterdrückten, gelähmten, verkommnen Bürgerthums in Deutschland und damit der Anfang einer allmählichen Wandelung der politischen und socialen, der sittlichen und geistigen Zustände, die ersten Keime eines neuen Aufblühens des nationalen Schriftenthums sollten von einem Fürsten kommen, der selbst der Vertreter des strengsten Despotismus und Militarismus und vielmehr Feind als Förderer der Literatur und Wissenschaft war. Preußens erster König, der vormalige Kurfürst Friedrich der Dritte von Brandenburg, hatte seinen Ehrgeiz darein gesetzt, im Glanze der Hofhaltung und ihrer französisch-spanischen Etiquette mit Versailles zu wetteifern. „In seinen Küchen, Kellereien und Ställen gemahrte man mehr einen asiatischen Prunk als eine europäische Anständigkeit," sagt ein jedenfalls competenter Richter, sein großer Enkel selbst, und auch wir hatten schon früher Gelegenheit, den verschwenderischen Luxus und das pomphafte Ceremoniel zu schildern, mit denen der eitle Monarch sein junges Königthum auszustatten für seine Pflicht erachtete. Nach den uns vorliegenden Verzeichnissen der in den Jahren 1711 und 1712 zu dem königlich preußischen Hofstaate gehörenden Personen, wobei nur die wirklich fungirenden, nicht auch die blos gelegentlich zum Dienst herangezogenen, mehr nur titulären und nominellen gezählt sind, waren z. B. allein für die Besorgung der

Digitized by Google

Küche des Königs einige achtzig Männer und Frauen mit zum Theil recht sonderbaren Benennungen wie unvermögende Küchenburschen, Brettmeister, Topfknechte 2c. besoldet, während der Keller für jede Weinsorte seinen speciellen Küfer und sonstige Bedienstete in Anspruch nahm. Eigentliche Kammermusikanten finden wir vierzig aufgeführt, außerdem vier und zwanzig Hoftrompeter, die täglich das Signal zur Mittagstafel geben mußten, ein Gebrauch, der, beiläufig, noch heute von dem die alten Etiquettetraditionen mit Vorliebe pflegenden königlich sächsischen Hofe aufrecht erhalten wird. Geheime Kammerdiener hatte Friedrich der Erste ein volles Dutzend, darunter zwei adlige Herren, den einen, Namens von Lucco, der lediglich mit Bereitung der Chocolade betraut war, einen andern, von Stosch, der den Titel eines Hofraths führte. Die Menge der höheren Hofbeamten, Kammerherren, Ceremonienmeister, Kammer-, Hofjunker u. s. w. ging in die Hunderte, ohne die den verschiedenen anderen Höfen des Königshauses, dem des Kronprinzen, den markgräflichen 2c., zugetheilten, zu rechnen.

Der Tod des Monarchen endete mit Einem Schlage auch all dies fürstliche Gepränge. Ein schärferer Gegensatz, wie er sich in Erscheinung und Charakter, in Denk- und Sinnesweise zwischen dem zweiten und dem ersten Könige Preußens äußerte, läßt sich zwischen Sohn und Vater nicht wohl denken. Kaum hatte Friedrich die Augen geschlossen, so beseitigte Friedrich Wilhelm der Erste mit einem einzigen Zuge seiner derben Feder alle die ihn entbehrlich dünkenden oberen und unteren Hofdiener, d. h. sieben Achtel der Gesammtheit, nur diejenigen auf dem Etat belassend, die beibehalten werden mußten, sollte sein Haus nicht völlig das Gepräge eines Hofes verlieren, und auch dieser Besoldungen beträchtlich schmälernd. Vier Kammerherren, die zugleich active Generäle waren, vier Kammerjunker, zwei Leibpagen, fünf Kammerdiener und eine kleine Anzahl von Lakaien bildeten das ganze Contingent höherer und niederer Diener, die der Person des Königs aufwarteten; denn bürgerliche Einfachheit und strenge Sparsamkeit waren zwei der Hauptgrundsätze, die Friedrich Wilhelm's Lebens- und Regierungsweise bestimmten. Insofern hat auch Friedrich's des Großen Ausspruch, in den „Denkwürdigkeiten zur Geschichte

Digitized by Google

Brandenburg's": „Unter Friedrich dem Ersten war Berlin das nördliche Athen, unter Friedrich Wilhelm I. wurde es Sparta," seine Berechtigung, mindestens bis zu einem gewissen Grade und mehr noch in dem Nach- als in dem Vordersatze.

Unstreitig artete Friedrich Wilhelm's Einfachheit nicht selten in Roheit, seine Sparsamkeit in Geiz und Geldgier aus, von beidem aber hatten seine Familie und seine Umgebungen oft schwer genug zu leiden. Andrerseits jedoch dürfen wir nicht unbeachtet lassen, daß zu einer Zeit, wo ringsum an den Höfen und in der vornehmen Gesellschaft überhaupt, in strafbarer Nachäffung des französischen Wesens, die heillosesten Lotterwirthschaft grassirte, jene Eigenschaften des Königs der deutschen Nation zum aufrichtenden Beispiele wurden, daß Friedrich Wilhelm der Erste ein wichtiges Glied in der Reihe der hohenzollernschen Fürsten war, denen Deutschland seine Erneuung und Wiedergeburt, seine Erhebung aus dem Schattenthum des geographischen Begriffs zur weltmächtlichen Wirklichkeit zu verdanken haben sollte. Gewisse Historiker, unter ihnen z. B. August Fr. Gfrörer in seiner „Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts," haben mit tendenziöser Geschicklichkeit blos die Untugenden und Unerquicklichkeiten in der Persönlichkeit des Königs zu seinem Portrait zusammengestellt. Ohne in den einzelnen Zügen der Unwahrheit geziehen werden zu können, haben sie damit ein häßliches Zerrbild geschaffen, das weder dem Regenten noch dem Menschen gerecht wird, und die Stelle, die er in der Geschichte Preußens und Deutschlands einnimmt, ganz und gar verrückt und geflissentlich verrücken wollen. Andere, so Carlyle in seinem originellen Werke über Friedrich den Großen, übertreiben die Würdigung von Friedrich Wilhelm's männlich kernhafter Tüchtigkeit zu einer Verherrlichung des Monarchen, die der historischen Treue ebenfalls ins Gesicht schlägt. Wir halten uns darum an das Urtheil Schlosser's, der mit unpartheiischem Auge Verdienste und Schwächen des Fürsten abwägt und der urwüchsigen Gestalt des „preußischen Soldatenkönigs" die ihr so lange vorenthaltene Ehrenrettung angedeihen läßt und zu dem ihr gebührenden Platze in der Schätzung der Nachwelt verhilft.

Zu einer liebenswürdigen und erhabnen Erscheinung wird freilich auch der vorurtheilsloseste und wohlwollendste Darsteller

Digitized by Google

den jähzornigen, tyrannischen, mißtrauischen Monarchen nimmermehr herauszeichnen können. Denn wer sollte sich nicht mit Unwillen und Grauen abwenden, wenn er liest, wie der von der Gicht gequälte Herrscher in seiner leidenschaftlichen Wuth Frau und Kinder, Generale und fremde Gesandte die Wucht seines Krückstocks empfinden läßt; wie er seinen Sohn einst im Schlosse zu Wusterhausen der Gardinenschnur zuschleift, um ihn allen Ernstes zu erwürgen, und wie nur die Vermittelung des Auslandes den seinem Zorn Verfallnen vom Tode auf dem Blutgerüste rettet? Wer möchte die grausame Willkür, die eclatanten Verletzungen der persönlichen Freiheit nicht nur, sondern auch des Völkerrechtes beschönigen, die er sich fort und fort zu Schulden kommen ließ, um seine Liebhaberei für Riesensoldaten, für die berühmten „langen Kerle" seiner Potsdamer Wachparade zu befriedigen? Wer könnte ein Gefühl sittlicher Empörung unterdrücken, wenn er hört, mit welcher entsetzlichen Gewaltsamkeit des Königs Werber zu Werke gingen, um ihm dieses lebendige Spielzeug zuzuführen? Wie sie die Dorfgemeinden wol während des Gottesdienstes überfielen, um sich so der schönsten und höchstgewachsenen Burschen zu versichern. Wie man in Italien mit Lebensgefahr lange Mönche aus den Klöstern riß, um sie in den preußischen blauen Rock zu stecken. Wie auf dem Gebiete des Kurfürsten von Mainz durch preußische Soldaten einst ein Schäfer bei der Herde aufgehoben und sammt seinen Schafen davon getrieben wurde, weil die Natur den Mann mit einer seltenen Körpergröße ausgestattet hatte. Wie sogar Werber über das Meer nach Irland hinübergeschickt wurden, als der preußische Gesandte in London meldete, daß es dort einen ungeheuer langen Menschen zu holen gäbe, und wie man sich des Giganten, allerdings mit einem Aufwande von mehr als achttausend Thalern, auch glücklich bemächtigte, trotz der Todesstrafe, mit der das englische Gesetz den Menschenraub belegt. Wer möchte es gutheißen, daß Friedrich Wilhelm in seiner Passion für dergleichen Hünen beständig fremde Truppen zur Desertion zu verleiten strebte, zu einem Verbrechen, das er in seinem eignen Heere doch mit so eiserner Strenge zu ahnden pflegte? Daß er, während er zu freundschaftlichem Besuche bei seinem Schwager in Hannover weilte, durch seine Werbeofficiere

Digitized by Google

fortschleppen ließ, was diesen in Stadt und Land von sechs Fuß hohen Menschen unter die Hände kam, bis Georg der Zweite den Menschenräuber mit Krieg zu überziehen drohte, wie auch Polen und Kurhessen bereits Maßregeln vorbereiteten, die preußischen Werber mit bewaffneter Hand abzuwehren, und Holland, aus dessen Festungen ein kecker preußischer Werbelieutenant wiederholt Musketiere und Kanoniere entführt hatte, sich vor diesen brutalen Einfällen schließlich nicht anders mehr zu schützen vermochte, als daß es den Officier mit List in seine Gewalt zu bringen suchte und kriegsgerechtlich zum Tode verurtheilte? Wen dünkte es nicht wie die schnödeste Verhöhnung aller Civilisation und Humanität, wenn der Soldatengierige in voller Ueberzeugung aussprach: „der allmächtige Gott habe die langen Kerle eigens für ihn geschaffen, denn Niemand wisse dieselben so zu schätzen wie er?“ Wen nicht wie ein offenbarer Wahnsinn, daß er werthvolle und unersetzliche Sammlungen, die sein Vater angelegt hatte, aufopferte, um dafür vom russischen Czaren jährlich mit einer Anzahl baumhoher Menschen versorgt zu werden? Daß er die ausgezeichnetsten Eisen- und Stahlarbeiter in seinen westphälischen Besitzungen aufgreifen und Peter dem Großen aushändigen ließ, um für die fleißigen und intelligenten Männer, mit deren Hilfe der Moskowiter seine Gewehrfabriken in Tula gründete, nichtsnützige lange Grenadiere einzutauschen? Daß er sich völlig der österreichischen Politik gefangen gab, weil ihn Karl's des Sechsten Gesandter mit dergleichen „Lümmeln“ zu ködern wußte, mit denen man, wie der Diplomat dem Prinzen Eugenius schrieb, „bei Ihro preußischer Majestät mehr ausrichten könne, als mit allen Vernunft- und Rechtsgründen?“ Wer wäre nicht entrüstet über die abscheulichen Erpressungen, die fast bei allen Militäraushebungen verübt wurden, ohne daß der König die Schuldigen jemals zur Rechenschaft gezogen hätte, wenn schon er sich zuweilen genöthigt sah, die gegen jedwedes Recht Ergriffenen wieder in Freiheit zu setzen, wie jenen reichen Bürgermeister aus Cleve und jenen sechszigjährigen wohlhabenden Magdeburger Kaufmann, die Friedrich Wilhelm's Officiere gepackt und unter die Soldaten gesteckt hatten, nur um den Gemißhandelten ein hohes Lösegeld abzuzwingen?

Digitized by Google

Wer schauderte nicht über des Monarchen Eingriffe in den Gang der Justiz, machte er doch selten von seinem schönsten Kronvorrechte, der Strafmilderung und Begnadigung, Gebrauch, verschärfte im Gegentheile meist noch die Straferkenntnisse seiner Gerichte? Wilderer und Hausdiebe ließ er ohne Umstände aufknüpfen, desgleichen alle Landstreicher, die über achtzehn Jahre alt waren, mochte man ihnen nun ein Verbrechen nachweisen können oder nicht. Kindesmörderinnen wurden in Säcken ertränkt, die sie selbst hatten nähen müssen, Verschwender und Bankerottirer wurden oft lebenslang ins Gefängniß geworfen oder erhielten entehrenden Staupenschlag, ja kamen wol an den Galgen. Und wie so mancher Justizmord lastet auf der Seele des Königs! So war ein Obersteuereinnehmer Hesse in Preußen einer Unterschlagung von Staatsgeldern im Betrage von vier tausend Thalern angeklagt. Das Urtheil des Criminalgerichts lautete auf vier Jahre Zuchthaus, allein Friedrich Wilhelm bemerkte auf den Rand des Erkenntnisses: Ein Dieb, der zehn Thaler stiehlt, muß hangen, Hesse hat viertausend Thaler gestohlen, also muß er hangen!" Der Mann erhielt die ihm vom König dictirte Strafe, kaum aber war er gehängt, so fand sich das vermißte Geld vor, das sich zufällig in eine falsche Casse verirrt hatte! Ein anderer Steuerbeamter, den wahrscheinlich heimliche Feinde verdächtigt hatten, daß er beim Recrutenhandel Gelder bei Seite geschafft habe, denn die Sache war nicht zu erweisen, wurde von Friedrich Wilhelm durch eigenhändige Entscheidung wie folgt verurtheilt: „Obwolen ich berechtigt wäre, den Schweinhund von Wilke (so hieß der Unglückliche) hängen zu lassen, so will ich doch aus angestammter Huld Gnade vor Recht bewilligen, jedoch soll Wilke noch heute Morgen um neun Uhr das erste Mal vor der Hausvogtei, das zweite Mal vor dem Grumbkow'schen Hause (er war durch den Minister Grumbkow zum Steuerrath in Züllichau befördert worden), das dritte Mal vor dem Spandauer Thore von dem Schinder zur Staupen geschlagen und nachher auf Zeitlebens in das infame Loch nach Spandau gebracht werden." Und noch barbarischer war es, daß dem Könige sogar die Härte der Tortur mitunter nicht hart genug erschien. Nach früherer Verordnung sollte die Folter nicht über die Dauer einer Stunde ausgedehnt

Digitized by Google

werden dürfen, Friedrich Wilhelm befahl jedoch, im Falle ein Complott Mehrerer zu vermuthen sei, die Delinquenten so lange zu martern, bis sie ihre Mitschuldigen genannt hätten. Auch die Hinrichtungen wurden in qualvollster Art, meist nach vorhergehenden grausamen Mishandlungen und Verstümmlungen, vollzogen und Vergehen, die wir heute kaum mit Wochen oder Tagen Kerkers büßen, mit lebenswieriger Haft bestraft. Saßen im Jahre 1739 im Gefängniß zu Spandau doch zwei junge Männer, die um des Diebstahls von einigen Rebhühnern willen, sich zu lebenslänglichem Freiheitsverluste verurtheilt sahen!

Wer kann es heute begreifen, daß das Oberhaupt eines civilisirten Staates Menschen, die ihm durch Worte oder Thaten mißfällig geworden sind, persönlich mit Schlägen züchtigt? Daß er Männer und Frauen, die ihm auf der Straße begegnen, mit höchsteigner Hand und durch den Stock seine königliche Unzufriedenheit empfinden läßt, wenn sie nicht genügende Auskunft zu ertheilen wissen hinsichtlich der Dringlichkeit des Geschäftes, das sie aus dem Hause führt, oder ihre Kleidung dem gestrengen Souverän unangemessen oder unanständig erscheint? Wen mag es somit Wunder nehmen, daß Alles davon eilt, sobald man nur von Weitem des schweren dänischen Braunen ansichtig wird, auf dem Friedrich Wilhelm seine gefürchteten Inspectionsritte zu machen pflegte? Welcher gebildete Mensch fühlte sich nicht durch die hochmüthige Verachtung verletzt, die der König gegen die Wissenschaft und ihre Vertreter an den Tag legte, eine Verachtung, die bis zu schnödester Herabwürdigung und Verspottung ging, wie dies u. a. die Ernennung seines gelehrten Possenreißers Jacob Paul Gundling zum Präsidenten der Akademie, dessen ironische Erhebung in den Freiherrnstand und schließliches Begräbniß in einem Weinfasse darthaten? Wen gemahnte nicht an türkische Regierungsweise jener „allergnädigste" Befehl an den berühmten Philosophen Christian Wolf in Halle an der Saale, bei Strafe des Galgens binnen achtundvierzig Stunden die Universitätsstadt und alle preußischen Lande zu räumen? Und warum dieser drakonische Erlaß? Weil einer der Halle'schen Pietisten Friedrich Wilhelm eingeredet hatte: die Wolf'sche Philosophie lehre, daß ein entlaufener Soldat rechtmäßig nicht bestraft werden dürfe,

Digitized by Google

da er seiner Prädestination gemäß nicht habe anders handeln können. Und wer möchte den Handel billigen, den der König mit sämmtlichen Staats- und Gemeindeämtern, großen und kleinen, in Schwung gebracht hatte? Jenen Handel, demzufolge sogar die Sackträger in den öffentlichen Kaufhallen, die monatlich höchstens zehn Thaler einnahmen, ihre ärmlichen Stellen mit sechs- bis siebenhundert Thalern an die Kriegscasse bezahlen mußten, und selbst die bloße Aussicht auf ein nach dem Tode seines gegenwärtigen Inhabers zu erhaltendes Amt lange vor Erledigung desselben verkauft wurde. Vergessen wir indessen dabei nicht, daß auch anderswo in Deutschland der nämliche Stellenschacher und zum Theil in noch umfänglicherm Maße florirte, wie z. B. in Hamburg und in der Pfalz — ganz abgesehen von Frankreich, wo der Aemterkauf- und Verkauf auch viel später noch an der Tagesordnung war.

Wer hätte nicht von der an orientalische Herrscherlaune grenzenden Despotie gehört, mit der Friedrich Wilhelm in seinen Bestrebungen für Vergrößerung und Verschönerung seiner Residenzstädte Berlin und Potsdam verfuhr? Wie er manche seiner Unterthanen zu Grunde richtete, weil er sie zwang, neue Häuser aufzuführen, ohne zu berücksichtigen, ob sie die Mittel dazu besaßen oder nicht, und mitunter an Stellen, wo sich ohne die schwierigsten und kostspieligsten Substructionen Gebäude nicht errichten ließen? Wie er keine Vorstellungen wider dergleichen Zumuthungen duldete; beschied er doch einen seiner Beamten, der nur ein Gehalt von jährlichen zweihundert Thalern bezog, auf den vom Collegium des Mannes unterstützten Einwand des Unvermögens einfach mit den kategorischen Worten: „Der Kerl hat Geld, soll bauen!“ weil des Königs Generaladjutant, Oberst von Derschau, einer von Friedrich Wilhelm's Günstlingen, den Namen des Remonstranten in das Verzeichniß der zum Bebauen der Friedrichsstadt heranzuziehenden Berliner gesetzt hatte. Wer könnte die Maßregeln billigen, die er zur Förderung der Gewerbthätigkeit in seinen Staaten einschlagen zu müssen glaubte? Seinen wunderlichen Haß, den er auf die Baumwolle geworfen hatte, so daß er Fabrikation und Gebrauch jedweder Art von Baumwollstoffen untersagte, die binnen einer bestimmten Frist nicht blos aus dem Handel, sondern auch aus allen Privathaushaltungen ver-

Digitized by Google

schwunden sein sollten? Und die wundersamen Anordnungen, die er behufs stricter Durchführung dieses Verbotes traf, indem er einen seiner Grenadiere, der vordem einmal die Hörsäle der Rechte durchlaufen hatte, zum Generalfiscal bestellte, der alsbald in ganz Preußen eine große Razzia nach verborgnem Kattun vornehmen ließ und überall unter der Bevölkerung Angst und Schrecken verbreitete? Wer endlich könnte der unwürdigen Verbindung das Wort reden, in die der König, trotz seiner ungeheuchelten Gottesfürchtigkeit, die Religion mit den weltlichen Zwecken der Staatskunst zu bringen wußte, wenn er allen Geistlichen des Landes einschärfte: „in jeder Predigt die christlichen Unterthanen an ihre Pflichten gegen den König und an pünktliche Abtragung sämmtlicher Steuern und Gefälle, Accisen, Kriegsgelder u. s. w. zu mahnen," und gleichzeitig seinen Fiscalen gebot, sorgsam nachzuspüren, ob der Befehl von Pfarrern und Predigern auch gehörig erfüllt würde? Wer lächelte nicht wenigstens über die autokratische Einmischung, die er sich sogar in die Dogmen der protestantischen Bekenntnisse erlaubte, indem er ihm anstößige Glaubenssätze ohne Weiteres durch landesherrliche Edicte aus der Welt zu schaffen trachtete?

Gewiß, die Schatten sind stark im Charakterbilde Friedrich Wilhelm's des Ersten von Preußen, dennoch aber überwiegt das Licht darin. Nehmen wir Alles gleich in Allem: der preußische Soldatenkönig, dieser unerquickliche, ungebildete und wilde Despot, war ein ganzer Mann; er war der Monarch, wie sein Land und seine Zeit ihn brauchten, der rechte Vorläufer für einen Friedrich den Großen, der ohne die knappe und straffe Wirthschaft seines Vaters nimmermehr die Mittel gefunden hätte, Preußen in die Zahl der Großstaaten einzureihen und dem deutschen Namen wieder zu Ehre und Ansehen bei den Menschen zu verhelfen, die Geringschätzung von der Nation zu nehmen, in die sie so lange bei den andern Völkern gefallen war. Voller Widerwillen gegen das fremdländische Wesen, das er am Hofe seiner Eltern sich so breit machen und den leiblichen und moralischen Wohlstand seines Vaterlandes untergraben sah, war er vom ersten Tage seiner Regierung an bemüht, in allen seinen Beziehungen sich nur als Deutschen zu zeigen, freilich zuweilen als einen etwas plumpen

Digitized by Google

und ungehobelten Deutschen, der, ohne Verständniß für die Geistesbildung und Sittenverfeinerung, die das fremde Culturelement dem bis dahin noch ziemlich unentwickelten Brandenburg zugeführt hatte, auch den wohlthätigen Einfluß des Auslandes nicht gelten lassen wollte. Immerhin aber ruht das Auge nicht ohne Wohlgefallen auf dem Fürsten, der mit kräftiger Hand das Joch der Ausländerei abschüttelt, unter das sich ringsum Alles beugt, und der französischen Leichtfertigkeit, welche seine Standesgenossen fast ausnahmslos in Beschlag genommen hat und bereits die unteren Schichten der Gesellschaft in ihren Bann zu ziehen beginnt, die alte deutsche Sittenstrenge und bürgerliche Geradheit entgegensetzt. Daß sich seine Abneigung gegen das Franzosenthum bis auf die kleinlichste Aechtung der französischen Tracht und Mode ausdehnte — mußten doch einst bei einer großen Parade, zu nicht geringem Erstaunen der anwesenden französischen Gesandten, die Armeeprofossen in französischer Hofkleidung erscheinen, um das französische Costüm der allgemeinen Lächerlichkeit preiszugeben — und daß der Groll, den er Jahre hindurch gegen seinen Sohn, den Kronprinzen, genährt hatte, nicht zum kleinsten Theile daraus entsprang, daß dieser den preußischen Soldatenrock sammt Zopf gelegentlich mit dem französischen Kleide nebst Haarbeutel vertauschte, hieß die Sache allerdings zu weit treiben, schwerlich wird sich jedoch leugnen lassen, daß seine Absicht bei alledem eine vortreffliche, ächt patriotische und landesväterliche war. Wie durch seine spartanische Einfachheit und Sparsamkeit, so wollte er auch durch sein entschiedenes Deutschthum dem Volke die Wege vorzeichnen, auf denen es, wennschon ohne die reichen Hülfsquellen mancher anderer Staaten, zu materiellem Gedeihen und politischer Unabhängigkeit gelangen könne. Merkwürdig aber und ein schlagendes Beispiel damaliger Fürstenerziehung — der eifrige Verfechter deutscher Art und Sitte, der Mann, der, um nicht das Aussehen eines „effeminirten Franzosen" zu haben, sich das Antlitz mit Fett einrieb und dann der Mittagssonne aussetzte, er sprach und schrieb Zeit seines Lebens besser und geläufiger Französisch als Deutsch und mischte dies letztere beständig mit französischen Worten und Redensarten. Selbst als er seinen nach Küstrin verwiesenen Sohn mit besonderm Nachdrucke zum Angehör gegeben

Digitized by Google

hatte, „daß er keine französischen Manieren habe, daß er ein deutscher Fürst sei und als solcher leben und sterben wolle," setzte er seine Strafrede an den „entlaufnen Oberstlieutenant Fritz" in seltsamem Sprachgemenge also fort: „Wenn ein junger Mensch Sottisen thut im Courtisiren, solches kann man ihm als Jugendfehler pardonniren, aber mit Vorsatz Lacheteten und dergleichen garstige Action zu thun, ist impardonnable." (Vergl. Preuß, Friedrich's des Großen Jugend, bei Biedermann, a. a. O. II. 1. S. 164.

Des Menschen Fehler fließen häufig aus der nämlichen Quelle, der seine Tugenden entspringen. Auch Friedrich Wilhelm's Mängel waren seinen Vorzügen stammverwandt, viele von ihnen nur Aeußerungen eines übertriebnen Pflichteifers. Der König war von dem lebhaftesten Gerechtigkeitsgefühle beseelt; Gerechtigkeit sollte in seinem Staate walten, Gerechtigkeit aber um jeden Preis, Gerechtigkeit gegen Alle, ohne Unterschied von Stand und Person und ohne Rücksicht auf Mitleid und Menschlichkeit, Gerechtigkeit nach jenem Grundsatze: „Fiat justitia et pereat mundus!" der das Recht so oft in das schwerste Unrecht verwandelt. So wurde der König hart und unbarmherzig, schonungslos und barbarisch, nicht aus Grausamkeit, nicht aus Lust an den Qualen Anderer, sondern weil ihm Gerechtigkeit unter allen Umständen für die höchste der Regententugenden galt. Wenn er die Urtheile der Gerichte umwandelte und ihre Proceduren abkürzte, so geschah es blos, weil seinem praktischen Sinne das römische Rechtswesen zu langwierig und verwickelt erschien, und weil, nach seinem unerschütterlichen Bibelglauben, nicht abgegangen werden durfte von dem Gebote: „Auge um Auge, Zahn um Zahn." Sein Gerechtigkeitssinn war es, der ihm die Steuerfreiheit der adeligen Grundbesitzer aufheben und die Sprößlinge der vornehmsten Geschlechter mit entehrenden Strafen, mit Rad und Galgen, mit Pranger und Staupenschlag belegen ließ, wenn sie Unredlichkeiten begangen und nach seiner Meinung diese Strafen verdient hatten. Jenen ostpreußischen Junkern, die bei Einführung einer neuen Steuer sich gegen ihn auf ihr adeliges Vorrecht beriefen und ihren Protest mit den Worten schlossen: „Tout le pays sera ruiné"? ertheilte er die berühmte deutsch-französisch-lateinische Antwort: „Tout le pays sera ruiné? Nihil Kredo aber das Kredo,

Digitized by Google

daß die Junkers ihre Autorität wird ruinirt werden. Ich stabilire die Souverainetait wie einen Rocher von Bronce.“ (Vergl. Fr. Förster, Friedrich Wilhelm, Urkundenbuch des ersten Theils S. 49/50). Und wenn er seinem Sohne den Proceß machte, wenn er ihn dem Blutgerüst überantworten wollte, so war er davon überzeugt, daß der Kronprinz sein Leben verwirkt habe, lautete doch der kriegsgerichtliche Spruch auf Tod, aus Friedrich Wilhelm's eignen Aufsätzen und niedergeschriebnen Herzensergießungen aber wissen wir, wie sehr das Vaterherz mit der Pflicht des Monarchen im Kampf lag: „Jeden ohne Ansehn der Person das Recht des Landes fühlen zu lassen.“ (Preuß, Friedrich der Große. Erster Band, S. 48.) Wir können erschrecken vor solcher Gerechtigkeit, nichtsdestoweniger jedoch hat sie etwas Heroisches, dem wir unsere Verwunderung zollen müssen. Dieselbe Auffassung von einer bedingungslos zu bethätigenden Gerechtigkeit hatte den König auch bestimmt, das gegen Katte ausgesprochene Erkenntniß des Kreisgerichts umzustoßen und die Todesstrafe zu verhängen, denn „es sei besser, daß er stürbe, als daß die Justice aus der Welt käme.“

Neben diesem Gerechtigkeitsfanatismus, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, der Friedrich Wilhelm den Ersten beherrschte, wohnte ihm ein nicht minder heftiger Thätigkeitstrieb inne, der ihm selbst niemals Ruhe gönnte und ihn in Zorn versetzte, wenn er Menschen begegnete, von denen er sich einbildete, sie arbeiteten nicht. Daher sein Ingrimm, wenn auf seinen Spazierritten sein Auge einen Müssiggänger erblickt; daher die strengen Verordnungen, daß die Mitglieder des Generaldirectoriums, der höchsten Civilbehörde des Landes, an Sessionstagen im Sommer Punkt sieben, im Winter um acht Uhr zusammenzutreten haben, und Mittags um zwölf zwar nach Hause gehen dürfen, doch „präcis zwei Uhr“ wieder auf ihren Posten sein müssen; daher jene Züchtigung des Potsdamer Thorschreibers, den Friedrich Wilhelm früh um sechs Uhr noch schlafend antrifft und mit einem „Guten Morgen, Herr Thorschreiber!“ aus dem Bette prügelt. Denn wie er selbst vom Morgen bis zum Abende beschäftigt ist, so muß in seinem Bereiche Jeder arbeiten, der nicht mit des Königs Krückstock Bekanntschaft machen will. Vaterlandsliebe und Sparsamkeit, Pflichtgefühl und

Digitized by Google

Thätigkeitssinn, die Hohenzollerntugenden, die zum Wesen des preußischen Staates und die Hebel seiner Größe geworden sind, sie waren die hervorstechenden Eigenschaften auch in Friedrich Wilhelm's Regentencharakter, das beste Erbe, das er seinem Sohne und Nachfolger hinterlassen hat, die glänzenden Lichter in seinem Bilde, vor denen so manche seiner Schatten verschwinden — leider nicht alle.

II.

Ein edler Kern in rauher Schale — das war, mit wenigen Worten charakterisirt, König Friedrich Wilhelm der Erste von Preußen. Sein größter Fehler war die unbändige Heftigkeit seines Temperamentes, jener bei dem geringfügigsten Anlaß zur Berserkerwuth aufflammende Jähzorn, der Alles mit Angst und Schrecken erfüllte, was dem Monarchen nahen mußte, am härtesten aber seine eigene Familie traf, die dem Tobenden meist nicht ausweichen konnte. Wie er als Staatsoberhaupt die unumschränkteste Herrschergewalt ausübte und sich dazu durch seine religiösen Anschauungen für berechtigt nicht nur, sondern auch für verpflichtet erachtete, so waltete er ebenso in seinem Hause als absoluter Gebieter, gegen dessen Befehle weder Frau noch Kinder jemals Widerspruch erheben, nicht „raisonniren" durften, wie er eine etwaige Kritik seiner Anordnungen zu nennen pflegte. Friedrich Wilhelm war der Typus des vollendeten Haustyrannen mit all der Willkür des Schlages und mit einer individuellen Gewaltthätigkeit sonder Gleichen, wie er es selbst eingestanden hat, als er in einer Versammlung seines berühmten Tabakscollegiums — seiner Tabagie, wie er sagte — „die von ihm aufgeworfene Frage, wer am glücklichsten in seinem Lande sei, dahin beantwortete: wer weit von ihm an einer Grenze etwas zu befehlen, sonst wenig mit ihm zu thun habe und ihn nur alle drei Jahre einmal sehen dürfe, sich aber mit gutem Gewissen zeigen könne." (Vergl. Morgenstern über Friedrich Wilhelm den Ersten bei Karl Adolf Menzel, Neuere Geschichte der Deutschen 2c. 10. Band S. 353. Ausg. v. 1843).

Ueber das Verhältniß des Königs zu den Seinigen und die häuslichen Vorgänge in seinen Schlössern zu Berlin und Potsdam

Digitized by Google

und namentlich an seinem Lieblingsaufenthaltsorte, zu Wusterhausen, die allerdings mitunter den Krankheitsanfällen eines Tobsüchtigen ähneln, ist, Wahrheit und Dichtung, von zeitgenössischen und späteren Federn nach und nach eine ganze Literatur zusammengeschrieben worden, die wir unsrerseits nicht zu vermehren gewillt sind, da wir doch nur bekannte und zugleich sehr unerfreuliche Scenen schildern könnten. Die Bemerkung indeß wollen wir nicht unterdrücken: selbst die Friedrich Wilhelm ungünstigsten Berichte lassen keinen Zweifel daran übrig, daß die Urheberschaft des beklagenswerthen Familiendramas nicht dem Könige beizumessen ist. Zudem ist von Herz und Gemüth bei ihm jedenfalls mehr die Rede als bei den Uebrigen, und so verhehlen wir nicht, daß uns in dem Conflicte Friedrich Wilhelm's rauhe und rohe Figur immer noch sympathischer berührt als andere Gestalten des unliebsamen Stückes, obgleich wir ihnen bei den Brutalitäten, die sie vom Zorn des in seiner Selbstherrlichkeit verletzten Autokraten zu erdulden haben, unser Mitleid nicht versagen können.

Die unerquicklichste Erscheinung in den Wirren, aus dem eine so erschütternde Katastrophe hervorgehen sollte, ist unstreitig Friedrich Wilhelm's Gemahlin Sophie Dorothea, Georg's des Ersten von England Tochter, eine Frau, die den angestammten Welfenhochmuth mit einem schrankenlosen Ehrgeize und einem ränkesüchtigen, herzlosen Charakter verband. Sie war Anstifterin und Nährerin des Zwiespaltes; sie die Ursache, daß der König Jahre hindurch wie den Kronprinzen Friedrich so dessen ältere Schwester Sophie Wilhelmine mit seiner Unzufriedenheit verfolgte und auf das Empörendste mißhandelte; sie trug größtentheils die Schuld, daß ihr Sohn sich mit dem Schaffotte bedroht sah; sie, daß beide Kinder ihr Lebensglück zum Opfer brachten, um den Vater zu versöhnen, dessen Grimm die Mutter mit ihren nie ruhenden Intriguen fort und fort aufs Neue aufstachelte. Auch diese Intriguen der stolzen Fürstin, in die sie Sohn und Tochter zu verwickeln wußte, ihre beständig wiederholten Zettelungen, die projectirte Doppelheirath, die Vermählung des preußischen Kronerben mit der Prinzessin Amalie von Großbritanien und Sophie Wilhelmine's mit dem Prinzen von Wales zu Stande zu bringen, auch nachdem öfter-

Digitized by Google

reichische Einflüsse Friedrich Wilhelm dem Anfangs gebilligten Plane längst abgeneigt gemacht hatten, sollen hier nicht erörtert werden. Unser Interesse wendet sich vielmehr einer andern Hauptperson jener Tragödie im Könighause zu, die schon als eine der wenigen deutschen Memoirenschreiberinnen eine Skizze in unserer Bilderreihe zu beanspruchen haben würde, wäre ihrem Namen als dem der geistvollen Lieblingsschwester Friedrich's des Großen auch nicht die Unvergänglichkeit gesichert.

Es ist die schon genannte Prinzessin Sophie Wilhelmine. Sie hat der Nachwelt die genaueste Darstellung von ihres Vaters und der Seinigen Privatleben überliefert, in jenen berühmten und berüchtigten Denkwürdigkeiten, die, durch Spottlust und Verbitterung der objectiven Wahrheit mitunter zwar zu nahe tretend, doch für die Geschichte der deutschen Fürstenhöfe ihrer Zeit eine der werthvollsten Quellen abgeben, culturhistorisch um so bedeutender, als die Verfasserin die Veröffentlichung ihrer Aufzeichnungen nicht ins Auge gefaßt hatte, sondern nur ihr eigenes Herz erleichtern wollte und dergestalt in ihren Bemerkungen und Urtheilen einen Freimuth entwickelt, der gelegentlich wol unser Gefühl verletzt, uns Personen und Zustände aber auch ohne Beschönigungsbrille erblicken läßt. Das Prädicat edler, gemüthvoller Weiblichkeit kann freilich Sophie Wilhelmine nur bedingt vindicirt werden, es war dies ja ein Artikel, den die vornehme Frauenwelt jener Tage nicht gerade im Ueberflusse besaß und der auf dem Boden ihrer französischen Gesellschaftsbildung auch nicht gedeihen konnte, wol aber meinen wir aus den Mittheilungen der Prinzessin doch zuweilen den Brustton wärmerer Empfindung herausklingen zu hören, als er in ihren Kreisen sich damals vernehmen zu lassen pflegte, den Brustton einer in der Schule der Leiden sich lösenden und läuternden Seele. Denn eine Schule der Leiden war Sophie Wilhelmine's ganzes Leben von ihren Kindertagen im Schlosse zu Berlin, wo sie von einer hartherzigen Erzieherin wörtlich bis auf das Blut gepeinigt wurde, bis zu ihrem Tode im Schlosse zu Baireuth, der in derselben Nacht, ja zu derselben Stunde eintrat, da der von ihr schwärmerisch geliebte Bruder, mit dessen Briefen auf dem Herzen sie in den Sarg gelegt sein wollte, durch den Ueberfall der Oesterreicher bei

Digitized by Google

Hochkirch in eine so bedenkliche Situation gerieth, am 14. October 1758. Nachdem sich das Herz ihres Gemahls, ohne ihre Schuld, von ihr abgewandt hatte, um einer strafbaren Neigung zu folgen, war die Liebe dieses Bruders der einzige Stern und Hort in ihrem düstern Leben, und es gab eine, zum Glück nur kurze Zeit, wo auch dieser Stern für sie unterzugehen drohte.

Sophie Wilhelmine wurde am 3. Juli des Jahres 1709 geboren — „Niemandem willkommen," schreibt sie selber, „da alle Welt einen Prinzen ersehnt hatte" — war mithin um zwei und ein halbes Jahr älter als jener Bruder. Von einer außerordentlichen geistigen Empfänglichkeit, machte sie selbst nicht blos überraschende Fortschritte in den verschiedenen Wissenszweigen, die ihr freilich sehr oberflächlich und systemlos beigebracht wurden, sondern war es auch, die den Bruder zum Lernen und Lesen anspornte. Aeußerte Friedrich der Große doch später gegen seinen Vorleser de Catt: „In meiner Jugend wollte ich nichts thun, ich lief immer nur umher. Da sagte meine Schwester von Baireuth zu mir: Schämst Du Dich nicht, Deine Talente so zu vernachlässigen? Und darauf machte ich mich an die Lectüre." (Vergl. Georg Horn, Voltaire und die Markgräfin von Baireuth. S. 17.) Beide Geschwister waren in ihren früheren Jahren unzertrennliche Gefährten, beide theilten die nämliche geistige Lebhaftigkeit, beide auch die Lust an Spott und Sarkasmus, mit denen sie sogar ihre nächsten Angehörigen nicht verschonten, beide sollten nachmals vom gleichen Zorne des strengen Vaters getroffen werden. Allbekannt ist das durch den Stich mehrfach nachgebildete interessante Gemälde des preußischen Hofmalers Pesne, das den dreijährigen Kronprinzen darstellt, der die Trommel schlägt, während seine Schwester danach marschirt und hinter ihnen der Kammermohr den Sonnenschirm trägt. Sophie Wilhelmine erscheint auf dem Bilde als eine kleine zierliche Gestalt; klein und zierlich blieb sie immer, von einem blendend weißen Teint, aus dem die glänzenden blauen Augen, so blau wie die Friedrich's des Großen, um so aus- und eindrucksvoller vortreten.

Als die Pläne der englischen Heirath mehr und mehr Körper gewannen, hob die wahre Leidensperiode der Prinzessin an. Die

Digitized by Google

Mutter wollte ihr einen Gemahl aufdringen, den Prinzen von Wales, der häßlich, verwachsen und im hohen Grade ausschweifend, dabei beschränkten Geistes war, der Vater ließ ihr die Wahl zwischen zwei Fürsten, dem Markgrafen von Schwedt und dem Herzog Karl Adolf von Sachsen-Weißenfels, die ebenfalls nichts weniger als liebenswürdig gewesen zu sein scheinen und von der hochfahrenden Königin als Persönlichkeiten betrachtet und behandelt wurden, die tief unter ihrem und dem Range der Tochter standen. Und so sah sich die unglückliche Sophie Wilhelmine bald von beiden Eltern auf das Unwürdigste begegnet, von Friedrich Wilhelm beständig mit dem handgreiflichen Ausdruck seines Zorns bedroht, von der Mutter durch eine empörende Verachtung gekränkt, die den selbstischen, boshaften und liebloſen Charakter der Königin in seiner vollen Häßlichkeit ans Licht brachte. Dazu blutete das Herz der Prinzessin, wenn sie gewahren mußte, wie das Zerwürfniß zwischen Vater und Sohn von Tag zu Tage wuchs, wie der theure Bruder, vom König aller geistigen Genüsse, Musik und Lectüre, Kunst und Wissenschaft, beraubt, tiefer und tiefer auf sittliche Abwege gerieth und von dem Monarchen immer grausamere Mißhandlungen auszustehen hatte. Als der Kronprinz sich endlich diesem Martyrium durch die Flucht zu entziehen versuchte, sein Vorhaben indeß verrathen und der „Deserteur" festgenommen wurde, mußte auch Sophie Wilhelmine, vom Könige mit Unrecht der Mitwissenschaft an des Bruders Absichten bezichtigt, im Berliner Schlosse eine förmliche Gefangenschaft erdulden, nachdem sie der wüthende König mit der Faust ins Gesicht geschlagen hatte, so daß sie bewußtlos zu Boden stürzte. „Der Schurke Fritz und die Canaille Wilhelmine;" tobte Friedrich Wilhelm, der in seinem Grimm alle Selbstbeherrschung verloren hatte; „ich werde schon triftige Gründe finden, ihnen Beiden den Kopf abschlagen zu lassen!" Da war es, wo die Oberhofmeisterin der Königin, Frau von Kameke, dem Rasenden furchtlos entgegentrat und die denkwürdigen Worte sprach, die ihren Namen vor der Vergessenheit bewahren. „Sie haben sich bisher gerühmt," sprach sie, „ein gerechter, billiger und frommer Regent zu sein, und der allgütige Gott hat Sie dafür mit seinen Segnungen überhäuft, aber zittern Sie, wenn Sie seine heiligen

Digitized by Google

Gebote übertreten, und fürchten Sie die Folgen der göttlichen Gerechtigkeit. Sie hat zwei Souveräne gestraft, die, wie Sie das thun wollen, das Blut ihrer eigenen Söhne vergossen haben: Philipp der Zweite von Spanien und Peter der Große sind, ohne männliche Nachkommenschaft zu hinterlassen, in das Grab gestiegen, ihre Staaten die Beute innerer und äußerer Kriege und beide Monarchen, so große Fürsten sie auch gewesen, der Schrecken der Menschheit geworden. Gehen Sie in sich, Majestät; die erste Zornesregung ist noch verzeihlich, aber der Zorn wird strafbar, wenn Sie sich nicht bemühen, ihn zu bemeistern."

Der König unterbrach die muthige Sprecherin nicht. Als sie geendet hatte, heftete er längere Zeit seine Blicke auf sie, dann sagte er: „Sie sind sehr kühn, daß Sie mir eine solche Rede halten, ich zürne Ihnen jedoch nicht; Ihre Absichten sind gut, Sie können daher immer offen mit mir sprechen, das vermehrt nur meine Hochachtung vor Ihnen." Wie treffend bemerkt die Markgräfin von Baireuth, deren Memoiren wir die Erzählung der interessanten Episode entlehnen, von dieser letztern: „Das beiderseitige Verhalten ist so schön, daß man nur davon zu lesen braucht, um ihm das gebührende Lob zu ertheilen. In der That, die Mäßigung des Königs im höchsten Paroxysmus seines Zornes und der Muth der Dame, diesem Zorne Trotz zu bieten, sind historische Züge, die ihnen Beide zur größten Ehre gereichen!" (Vergl. Mémoires de Fréderique Sophie Wilhelmine, Margrave de Bareith etc. Nouv. édition I. 240/41).

Mehrere Wochen hindurch blieb die Prinzessin in ihrem Zimmer eingesperrt; Militärposten standen an allen Thüren desselben, und der Officier du jour visitirte die Schildwachen täglich sieben bis acht Mal. Um eine Versöhnung des Vaters mit ihrem Bruder anzubahnen und der ihr selbst werdenden Mißhandlung ein Ziel zu stecken, willigte Sophie Wilhelmine schließlich in ihre von Friedrich Wilhelm gewünschte Vermählung mit einem Seitenverwandten des preußischen Hauses, dem Erbprinzen Friedrich von Brandenburg-Culmbach. Der König zeigte sich ihr nun sofort als den liebevollsten Vater, die Königin aber, obschon sie es gewesen, welche die Partie früher auf das Tapet gebracht hatte, nahm gegen

Digitized by Google

die Tochter, die derart ihre ehrgeizigen Pläne vereitelte, ein Verhalten an, das von Neuem die ganze Herzlosigkeit und Rachsucht ihres Gemüthes enthüllt. Während Friedrich Wilhelm der Tochter schrieb: „Ich freue mich sehr, meine liebe Wilhelmine, daß Du Dich dem Willen Deines Vaters unterwirfst. Der gute Gott wird Dich dafür segnen, und ich werde Dich nie verlassen. Mein ganzes Leben lang werde ich für Dich sorgen und Dir bei jeder Gelegenheit beweisen, daß ich Dein treuer Vater bin" — Verheißungen allerdings, die sich nur in sehr bescheidenem Maße erfüllen sollten — sandte ihr die Königin einen Brief, der von den gehässigsten und grausamsten Worten überfloß. „Du brichst mir das Herz," hieß es darin u. a., „indem Du mir den schwersten Kummer bereitest, den ich jemals erlitten habe. Ich hatte meine ganze Hoffnung auf Dich gesetzt, aber ich kannte Dich schlecht. Du hast es verstanden, mir die Schlechtigkeit Deiner Seele und die Gemeinheit Deiner Gefühle zu verbergen. Tausend Male bereue ich die Güte, die ich Dir erwiesen, die Sorge, mit der ich mich Deiner Erziehung angenommen, und alle die Schmerzen, die ich um Deinetwillen erduldet habe. Ich erkenne Dich nicht mehr als meine Tochter an und werde Dich fortan blos als meine grausamste Feindin betrachten, denn Du bist es, die mich meinen Verfolgern opfert, die jetzt über mich triumphiren. Zähle nicht mehr auf mich; ich schwöre Dir ewigen Haß und werde Dir niemals verzeihen!" Das war der mütterliche Segen, der Sophie Wilhelmine auf ihrer neuen Lebensbahn begleiten sollte!

Die Vermählung ward am 20. November 1731 in dem großen Saale des königlichen Schlosses zu Berlin vollzogen, den Friedrich Wilhelm der Erste, um der Welt zu zeigen, daß er in Prachtentfaltung es mit jedem Fürsten Europas aufnehmen könne, wenn er nur wolle, verschwenderisch mit Wanddecorationen, mit Spiegeln und Kronleuchtern, mit Tischen und sonstigen Geräthen von gediegenem Silber hatte ausstatten lassen. Aber welches Hochzeitsfest, „das seltsamste von der Welt!" schreibt die Markgräfin. Der König hatte die Verbindung nur widerwillig in Gang gebracht, blos um den ewigen Cabalen der Königin einen Riegel vorzuschieben. Diese ließ bis zur letzten Stunde und während der Feierlichkeit

Digitized by Google

selbst ihre Tochter das Mißfallen fühlen, das ihr das Scheitern ihrer Projecte verursachte. Der Markgraf von Baireuth war nicht minder unzufrieden, weil er sich in den Erwartungen hinsichtlich der pecuniären Vortheile getäuscht sah, die er an die Vermählung seines Sohnes mit der preußischen Königstochter geknüpft hatte. Sophie Wilhelmine selbst that den Schritt gewissermaßen nur aus Verzweiflung, fand sich zum Glück jedoch von der gewinnenden Persönlichkeit des Erbprinzen bald so gefesselt, daß sie allmählich eine herzliche Neigung zu ihrem Gemahle faßte, die von diesem zehn Jahre lang aufrichtig erwidert wurde.

Drei Tage darauf fand dem jungen Paare zu Ehren ein Galaball in den Prunkgemächern des Schlosses statt. Sophie Wilhelmine war zu einer Menuett angetreten, als General Grumbkow, der Vertraute ihres Vaters, sich ihr näherte. „Königliche Hoheit," sagte er, „sehen Sie denn nicht die Fremden, die soeben angelangt sind?" Die Prinzessin wandte sich um und bemerkte in der That einen jungen Mann in hechtgrauem Kleide — es war ihr Bruder, dem der König erlaubt hatte, zum Feste seiner Schwester aus dem Küstriner Exile auf einen Tag nach Berlin zu kommen. Welche Freude für diese! Ein Lichtblick nach langem Dunkel! „Ich fiel ihm um den Hals," erzählt Sophie Wilhelmine; „ich war so ergriffen, daß ich nur unzusammenhängende Worte stammeln konnte; wie von Sinnen, lachte und weinte ich durcheinander. In meinem ganzen Leben habe ich solche Wonne nicht empfunden. Nach den ersten Aeußerungen derselben warf ich mich dem König zu Füßen, der mich in Gegenwart meines Bruders laut fragte: ‚Bist Du nun mit mir zufrieden? Du siehst, ich habe Wort gehalten.' Darauf nahm ich meinen Bruder an der Hand und bat den König inständig, ihm seine Liebe wieder schenken zu wollen. Die Scene war so rührend, daß sie der gesammten Gesellschaft Thränen entlockte." Nach diesen freudigen Momenten kamen indeß noch manche Tage und Wochen bittern Wehs für Sophie Wilhelmine. Der König schien sich kaum mehr um seine Tochter zu kümmern und alle die Versprechungen vergessen zu haben, die er ihr gemacht hatte; die Königin verharrte in ihrer spöttischen Kälte, so daß die Prinzessin ihrer Abreise von Berlin nach Baireuth, die endlich am

Digitized by Google

11. Januar 1732 ins Werk gesetzt wurde, als einer Erlösung entgegensah. Unter Thränen sagte Friedrich Wilhelm der aus dem Vaterhause scheidenden Tochter das zärtlichste Lebewohl; die Mutter dagegen blieb allen Liebkosungen ihres Kindes gegenüber „starr wie ein Eiszapfen," ohne ein Wort der Liebe für die Ziehende zu haben.

Auch in der neuen Heimat sollte Sophie Wilhelmine zunächst wenig Tröstliches erfahren. Der Markgraf Georg Friedrich Karl, ein hochmüthiger und eigensinniger Herr, dazu überaus dem Trunke ergeben, war eifersüchtig auf jede Aufmerksamkeit, die seiner Schwiegertochter erwiesen wurde, von der er sich einbildete, sie gehe damit um, ihn zur Abdankung zu zwingen. Er bot daher Alles auf, seinen Sohn und dessen Gattin in größter Abhängigkeit, fast in Dürftigkeit zu erhalten, damit sie nicht vergäßen, daß er noch die Zügel der Macht in der Hand habe. Ohnedies befand er sich, durch eine Miswirthschaft ohne Beispiel, in unaufhörlicher financieller Bedrängniß, während sich am Hofe unsinnige Prunksucht und Verschwendung mit kaum glaublicher Unbildung und Rohheit vereinigten. Sophie Wilhelmine hat uns davon sehr ergötzliche Schilderungen hinterlassen, die, wenn auch in Einzelheiten vielleicht übertrieben, im Allgemeinen jedenfalls die sie umgebende Jämmerlichkeit getreu veranschaulichen. Der ganze Baireuther Hof war eine Carricatur, der köstlichste Stoff für eine Theaterburleske, leider indeß keine individuelle und exceptionelle Erscheinung, vielmehr Normal- und Gattungsbild der meisten kleineren deutschen Höfe während der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in ihrer charakteristischen Mischung von Glanz und Armseligkeit, von ausländischem Raffinement und heimischer Brutalität.

Erst als im Jahre 1735 Erbprinz Friedrich seinem Vater in der Regierung des Landes nachfolgte, ward der Hof von Baireuth zu einem Grazien- und Musensitze, dessen Ruhm an den Grenzen Deutschlands noch nicht Halt machte. Die kleine Hauptstadt des von dreimalhunderttausend Menschen bevölkerten Staates, am Fuße des rauhen Fichtelgebirges grün und anmuthsvoll, aber — selbst heute noch — von den großen Straßen der Menschen abseiten gelegen, begann an geistigem Luxus, leider auch an äußerm Pompe,

Digitized by Google

mit den größten Fürstenresidenzen Europas zu wetteifern, und die Markgräfin Sophie Wilhelmine war die Frau, um die sich drängte, was durch Intelligenz und Bedeutung auf die Huld dieser Zauberin Anspruch erheben durfte, welche die Geistesschärfe ihres großen Bruders durch den feinen Tact des liebenswürdigen Weibes zu mildern verstand. Deutsch war der Geist freilich nicht, der im Baireuther Musenhaine wehte. Wie hätte man in der höhern Gesellschaft jener Zeit auch deutschen Geist erwarten sollen, der in ästhetischer Hinsicht meist nur identisch war mit steifer Geschmacklosigkeit und langweiliger Pedanterie? Zog doch erst der matte Dämmerschein eines schönen Tages herauf in den vom Schwulste des siebenzehnten Jahrhunderts freieren Dichtungen Hagedorn's und Haller's, die großen Bahnbrecher unsrer neuen Kunst und Literatur, unsers neuen Wissens und Denkens aber, die Klopstock und Lessing, die Winckelmann und Kant, hatten noch nicht die Knabenschuhe vertreten, und selbst die Kinder des deutschen Friedrich Wilhelm's des Ersten von Preußen lernten ihre Muttersprache so zu sagen blos zur Strafe, d. h. wenn ihnen um irgend eines Vergehens willen einmal dictirt wurde, eine Anzahl von Bibelversen dem Gedächtnisse einzuprägen, oder wenn sie bogenlange scholastisch-dogmatische Glaubensbekenntnisse studiren mußten. Ihre Geistesheimat blieben für Wilhelmine von Baireuth wie für Friedrich den Großen Zeitlebens die Schätze der französischen Sprache; aus ihnen schöpften sie ihre vornehmsten geistigen Genüsse, wie sie fast ausschließlich französisch sprachen und französisch schrieben, wenn sie Anderen vom Reichthum ihrer Gedankenwelt mittheilten.

Französisch war darum das Element des am Fuße des Fichtelberges erblühenden Musenhofes, französisch der obere „Dienst" desselben: Oberhofmeister und Oberkammerherr, Obermusikdirector und Oberintendant der markgräflichen Schauspiele und Bauten, derselbe, der, als das alte Schloß von den Flammen verzehrt worden war, aus dessen Asche den Palast emporwachsen ließ, „der mit seinen jetzt müßigen Tritonen und Najaden, mit seinen verschlossenen Portalen und grasbewachsenen Höfen so melancholisch gemahnt an die entschwundenen Tage einer glanzvollen Vergangenheit." (Vergl. H. Scheube, Aus den Tagen unserer Großväter ꝛc. S. 3 u. fgg.)

Digitized by Google

Französisch war die Komödie, die gelegentlich mit italienischer Oper abwechselte. Aus Paris wurden die ersten Bühnengrößen gewonnen, die gefeierte Hippolyte Clairon, die Darsteller Heurtaud und Lekain, aus Italien, „was dieses an ausgezeichneten Kehlen und Tanzfüßen zu leihen hatte," den Maestro Porporino und die liebreizende Consuelo, die Turcotti und Gueri, die Sänger Leonardi und Grassi, die Ballerinen Balbi und Bigatti, für die man ein riesengroßes Opernhaus erbaute, „das selbst in seiner heutigen Verödung und Verkommenheit noch Staunen hervorruft."

All dieses Wälschthum aber gipfelte in dem „Einen und Einzigen," in „dem Manne des Jahrhunderts," der „Hoffnung des Menschengeschlechts" — in Voltaire. In den zwischen Seen und Hügeln von Buchen und Fichtenwäldern umrauschten Rheinsberg, Friedrich's des Großen wahrem Sanssouci, dort wo der König die Gesellschaft durch seine unübertrefflichen Flötenadagios entzückte, während Schwester Wilhelmine ihn auf dem Clavier begleitete, wo die geistvoll heiteren Gespräche der Maupertuis und Algarotti, der Keyserlingk und Jordan die Zeit beflügelten, in diesem reizenden Schlößchen hatte die Markgräfin den berühmten Dichter und Philosophen zum ersten Male gesehen, und noch im nämlichen Jahre nahm der bis zum Tode der Fürstin fortgesetzte Briefwechsel der beiden Mitglieder des großen Geisterbundes des achtzehnten Jahrhunderts seinen Anfang. Zwei Jahre danach, im August 1743, begleitete Voltaire, der inzwischen seinen Einzug in Berlin gehalten hatte, den König nach Baireuth, und nun gingen des letztern Glanztage auf. Mit königlichen Ehren empfangen, schwelgte der eitle Poet in den Huldigungen, die ihm Markgraf und Markgräfin erzeigten, während sich andere hochfürstliche Hände, die Hände der Herzogin von Württemberg, „bei nachtschlafender Zeit an die Arbeit machten, heimlich des Dichters ‚Pucelle' abzuschreiben, um sich dies Kleinod keuscher Poesie zu eignem Besitzthum nach Hause zu tragen." Wie glückselig mag sich der „Philosoph" gefühlt haben, zwischen all der Jugend und Schönheit, die ihn bewunderte, zwischen dem Lachen und Scherzen, dem Kokettiren und Fächeln, das ihn graziös und neckisch umspielte! Wie oftmals gedenkt er in seinen Briefen „dieses unvergeßlichen Paradieses," jener schönen Stunden,

Digitized by Google

als Sophie Wilhelmine „auf ihrem Schloßtheater die Roxane so vortrefflich darstellte und er die Ehre hatte, sich in der Rolle des Acomat zu versuchen, als er sich in chinesischem Costüme präsentirte und Zeuge der schönen Feste war, welche die Markgräfin ihrem königlichen Bruder gab." (Vergl. Georg Horn, a. a. O. 157.) „Ich war damals so glücklich," heißt es in demselben Briefe Voltaire's vom 15. Juli 1757 weiter; „täglich war ich in der Nähe Eurer königlichen Hoheit, versunken in Ihren Anblick, lauschend dem Ton Ihrer Stimme, in Bewunderung Ihrer Talente und Ihrer bezaubernden Art." Ich weiß zwar nicht, wohin dieser grausame Krieg, der ganz Deutschland in Bestürzung versetzt, noch führen soll, aber dessen bin ich gewiß und sicher, daß es nichts Verehrenswürdigeres, nichts Liebenswürdigeres giebt als die Markgräfin von Baireuth. Freund und Feind sind darüber einig, das ist ein Glaubenssatz, den Niemand anrührt."

Wie gar manches Mal mag auch Sophie Wilhelmine sich jener „glücklichen Tage" in wehmüthiger Sehnsucht errinnert haben, jener inhaltsvollen Stunden, die ihr auf lange Zeit hinaus geistige Anregung, die ihr Trost gewähren mußten, als ihrem Herzen die tiefste Wunde geschlagen wurde — als ein falsches Weib, dem sie Jahre hindurch nur Gutes und Holdes gethan, dem sie mütterliche Freundin gewesen, ihr die Liebe des Gatten raubte, der zwar Sophie Wilhelmine's nicht werth, dem sie aber mit der innigsten Anhänglichkeit ergeben war. Wiedergesehen haben sich Voltaire und die Markgräfin nur noch zwei Mal: zu Colmar im Elsaß, wo der Poet temporären Aufenthalt genommen hatte, als die Letztere sich auf der Reise nach Südfrankreich und Italien befand, von deren milderem Himmel sie Linderung ihrer in bedenklicher Weise sich verschlimmernden Körperleiden erhoffte; und dann flüchtiger in Lyon. „Das Wiedersehen war sehr rührend," sagt Voltaire von der Begegnung in Colmar, wo er von der Fürstin zum Souper geladen wurde und im Ganzen mit der Freundin acht volle Stunden zusammen war. Wie Vieles lag zwischen jener Baireuther Zeit und diesem Zusammensein in Colmar — vor Allem die Katastrophe, die den Dichter in Frankfurt am Main ereilte! Wie viele Gedanken, Pläne, Wünsche, Kümmernisse und Hoffnungen mögen die Beiden

Digitized by Google

miteinander ausgetauscht haben! Bis in die letzten Zeilen des Einen und der Andern klingt das Gedenken dieses Wiedersehens in schmerzlichsüßen Accorden nach.

Anderthalb Stunden östlich von Baireuth, unweit des bescheidnen Gartenhauses, wo nachmals Jean Paul Friedrich Richter bei seiner Frau Rollwenzel phantasirte und dichtete, auf einem von frischem Bergwasser umsprudelten Hügel erhebt sich Sophie Wilhelmine's eigentliches Tusculum, jenes allerliebste Rococoschlößchen, die Eremitage, die, von der kunstsinnigen Fürstin zu einem wahren Feentempel und Weltwunder umgewandelt, noch heute einen Hauptanziehungspunkt des die Gegend durchstreifenden Touristen bildet. In einem der zierlichen Miniaturgemächer des Schlosses, einem auf die Baumfülle des Gartens schauenden braungefirnißten Cabinete, dem buntgemalte Blumenbouquets und Blüthenguirlanden das Gegräge heiterer Anmuth verliehen, einem ganz zu stillem Denken und Sinnen geschaffnen Raume, hat Sophie Wilhelmine ihre Denkwürdigkeiten aufgezeichnet, zu einer Zeit, wo ihr der Gram um die Untreue des geliebten Mannes schier das Herz brechen wollte. Dorthin zog sie sich zurück, um „viele Stunden in Betrachtung zuzubringen." Dort schrieb sie ihre geistsprühenden Briefe an Voltaire, dort empfing sie die feinen, witzigen Antworten des Philosophen, durch deren Veröffentlichung uns Georg Horn zu so großem Danke verpflichtet hat. Dort dachte sie dem Plane nach, zu Erlangen, der Hauptstadt ihres Culmbacher Unterlandes, eine Hochschule zu gründen, „bei deren im Jahre 1743 erfolgenden Einweihung sie selbst das Thema einer deutschen Disputation aufgab, den Satz Spinoza's: daß die Materie denken könne." Dort saß sie, von Krankheit gebrochen, in tiefstem Schmerze über das Schicksal des von ihr leidenschaftlich geliebten Bruders, als er der Coalition von Oesterreich und Frankreich, von Rußland und Schweden gegenüber vom sichern Untergange bedroht zu sein schien, „fest entschlossen, den Sturz des Hauses Brandenburg nicht zu überdauern."

Eine Schule der Leiden — fürwahr das ist Sophie Wilhelmine's Leben bis zu seiner letzten Stunde gewesen, ein Leben voll des ganzen Menschheitsjammers. Ein leuchtender Punkt jedoch schimmerte in hellstem Glanze durch dies trübe, leidvolle Leben und goß der

Digitized by Google

Unglücklichen Troſt ins Herz, als Alles um ſie her in Nacht verſinken wollte: die Gewißheit, daß der angebetete Bruder die Liebe der Schweſter kaum minder ſchwärmeriſch erwiderte. Dieſe Liebe aber iſt das unzerſtörbare Ehrenſchild der Markgräfin von Baireuth, das ihre Irrthümer den Augen der Nachwelt verhüllt. Für allezeit gehört der Geſchichte die Frau an, der hervorragendſten eine ihres Jahrhunderts, der ein Friedrich der Große in den ſchönen Verſen den Ruhmeskranz gewunden hat:

„Wie könnt' ich Deiner Freundſchaft je vergeſſen!
Du ſtandeſt feſt, Dein Herz an meiner Seite,
Du ſahſt nach Hülfe aus, zur That entſchloſſen;
Du warſt mein Troſt in meinem tiefen Leide,
Die einz'ge Zuflucht und der Port, wo Ruh
Und Hoffnung winkten, mein Aſyl warſt Du!"

Ende des erſten Bandes.

Felix Freyhoff's Buchdruckerei in Schwedt a. O.

Digitized by Google

Digitized by Google

HOME USE
CIRCULATION DEPARTMENT
MAIN LIBRARY

This book is due on the last date stamped below.
1-month loans may be renewed by calling 642-3405.
6-month loans may be recharged by bringing books to Circulation Desk.
Renewals and recharges may be made 4 days prior to due date.
ALL BOOKS ARE SUBJECT TO RECALL 7 DAYS AFTER DATE CHECKED OUT.

[redacted]1 1976X

REC. CIR. JAN 13'76

LD21- A-40m-8,'75
(S7737L)

General Library
University of California
Berkeley

Digitized by Google

M317576

Digitized by Google